

Money Museum

Aldo Haesler

Gelddenker

50 Porträts

Band 1

Aldo Haesler

Gelddenker

50 Porträts

© 2019

Herausgegeben von:

Sunflower Foundation

www.sunflower.ch

info@sunflower.ch

Inhalt

Vorspann	5
Gelddenker	6
Dan Ariely (1967), <i>Die Beseitigung des Geldopfers</i>	8
Walter Bagehot (1826–1877), « <i>The Lender of Last Resort</i> »	10
Binswanger, Hans Christoph (1929–2018), <i>Geld und Magie</i>	14
Mathias Binswanger (1962), <i>Creatio ex nihilo?</i>	17
Hans Blumenberg (1920–1996), <i>Entlastung durch Geld</i>	20
Eske Bockelmann (1957), <i>Weg vom Geld</i>	24
Sacha Bourgeois-Gironde (1968), <i>Neuromoney</i>	28
Leonardo Bruni (um 1370–1444), <i>Das Ende des Oletismus</i>	32
Johannes Buridanus (1292–1363), <i>Geld und Gemeinwohl</i>	35
Daniel Defoe (ca. 1660–1731), <i>Lady Credit</i>	38
Lloyd deMause (1931), <i>Der Giftbehälter</i>	42
Louis Dumont (1911–1998), <i>Mit indischem Blick</i>	45
Niall Ferguson (1964), <i>Geld schafft Wohlstand</i>	47
Silvio Gesell (1862–1930), <i>Der Geldreformer</i>	50
Aldo Haesler (1954), <i>Die Moderne neu erklären</i>	53
Ralph und Stefan Heidenreich (1957, 1962), <i>Wege zu einer postmonetären Gesellschaft</i>	55
John Maynard Keynes (1883–1946), <i>Die ökonomische Intelligenz</i>	58
Georg Friedrich Knapp (1842–1926), <i>Der Chartalist</i>	61
Nikolaus Kopernikus (1473–1543), <i>Die Anfänge der Quantitätstheorie</i>	63
Bernhard Laum (1884–1974), <i>Opfer und Geld</i>	66
John Law (1671–1729) Teil 1, <i>Der Mensch Faust</i>	68
John Law (1671–1729) Teil 2, <i>Staatskapitalismus: der Konkurs einer Idee</i>	71
Jacques Le Goff (1924–2014), <i>Das Geld im Mittelalter</i>	73
Karl Marx (1818–1883), <i>Vom Geld zum Kapital</i>	76
Carl Menger (1840–1921) Teil 1, <i>Der Begründer</i>	78

Carl Menger (1840–1921) Teil 2, <i>Die Emergenz des Geldes</i>	81
Thomas Mun (1571–1641), <i>Der Witz der Händler und die Ursprünge des Positivsummenspiels</i>	84
Fra Luca Pacioli (1445–1514 oder 1517), <i>Das Zahlenwerk des Geldes</i>	87
François Rachline (1948), <i>Die Alchemie des Geldes</i>	89
Kenneth E. Rogoff (1953), <i>Der Fluch des Baren</i>	92
Kenneth Rogoff aka Björn Ulvaeus (1945), <i>Die Entschulder</i>	94
Philippe Rospabé (1946–2014), <i>Am Ursprung des Wergeldes</i>	97
Michael Sandel (1953), <i>Nicht alles ist käuflich</i>	99
Gert Scobel (1959), <i>Die fiktive Realität des Geldes</i>	102
Jean-Michel Servet (1951), <i>Geld als soziales Band</i>	105
Georg Simmel (1858–1918), <i>Eine Philosophie des Geldes</i>	108
Adam Smith (1723–1790), <i>Das abwesende Geld</i>	111
Alfred Sohn-Rethel (1899–1990), <i>Geld als Denkform</i>	114
Nick Srnicek (1982), <i>Plattform-Kapitalismus</i>	118
Ferdinand Tönnies (1855–1936), <i>Das wissenschaftliche Geld</i>	122
Christoph Türcke (1948), <i>Am Ursprung, das Menschopfer</i>	125
Thomas von Aquin (um 1225–1274), <i>Vom gerechten Preis</i>	128
Friedrich August von Hayek (1899–1991), <i>Geld ist Wissen</i>	131
Ludwig von Mises (1881–1973), <i>«Gesundes» Geld</i>	134
Max Weber (1864–1920) Teil 1, <i>Geld oder (rationaler) Geist?</i>	137
Max Weber (1864–1920) Teil 2, <i>Der «Geist» des Kapitalismus</i>	142
Max Weber (1864–1920) Teil 3, <i>Das Gespenst des Kapitalismus</i>	147
Xenophon (426 v.u.Z. – 355), <i>Die Geburt der Betriebswirtschaftslehre</i>	151
Viviana A. Zelizer (1946), <i>Die Multiziplität des Geldes</i>	153

Vorspann

Die Grösse eines Denkens, sagte einmal der rumänische Philosoph Constantin Noica, lasse sich daran messen, inwiefern es eine *neue* Idee in Umlauf gebracht hat; eine neue Idee, die folgenreich für die Erkundung der Welt und des Denkens selbst gewesen ist. Möge diese Idee auch absonderlich oder sogar falsch sein, das Wesentliche sei dabei, dass nach ihr die Welt und das Denken anders erscheinen, als sie bislang gedacht wurden.

Das gilt auch für das Geld. Die Grösse bzw. die Wichtigkeit eines Gelddenkers liest sich daran, wie er eine originelle Idee zum Geld lieferte, die unser bisheriges Denken zum Geld in neue Bahnen gelenkt hat. Das ist beim Geld besonders wichtig und zwar aus drei Gründen: Einmal gehört das «Rätsel Geld» zu den wohl undurchsichtigsten Denkmysterien, der sich die Menschheit seit seiner «Erfindung» stellen muss; zweitens ist seine Erklärung durch Denkschablonen, Denkblockaden, Fehlannahmen, Falschableitungen, von ideologischen und kulturellen Alltagsweisen und Trivialitäten richtiggehend umstellt. Als dritten, weniger zentralen Grund könnte man Kopernikus' Idee zitieren, wonach von allen Gefahren, die eine Gesellschaft bedrohen, das Geld die wohl grösste Gefahr darstellt. Dies, weil es alle Teile einer Gesellschaft beeinflusst, aber vor allem, weil es unerkannt daherkommt und seine zerstörerische Wirkung erst dann entfaltet, wenn es zu spät ist.

Jeder, der ein Buch zur Geldfrage publiziert hat, wird sich seinen Kopf arg zerbrochen haben; und hätte es nicht einen (vielleicht nur winzigen) zündenden Gedanken gegeben, so hätte er sich die Mühe erspart und über Schmetterlinge oder über

seine individuelle Sicht der Welt geschrieben.

In diesem Sinn ist es nicht schlimm, falsche Ideen übers Geld zu formulieren; schlimm ist es, keine Ideen darüber zu haben. Falsche Ideen lassen sich diskutieren, keine Ideen aber ist die Sprache der Gleich-Gültigkeit. Das ist beim Geld ganz besonders der Fall. Nicht dass übers Geld nicht gesprochen würde. Alle machen sich einen Reim dazu, jeder glaubt, zu diesem zweitwichtigsten Gegenstand nach Gott etwas zu sagen zu haben, viele sind überzeugt, es zu beherrschen, aber dieses Wissen ist meist eine Folge von Trivialitäten, Klischees und leeren Behauptungen, die uns den Zugang zum Geld versperren. In diesem Mischmasch sind wahrhaft neue Ideen übers Geld Mangelware. Alle reden darüber, meist pathetisch und wortreich, doch nur ganz wenige können mit Bestimmtheit sagen, was denn dieser mysteriöse Gegenstand im Grunde auch ist.

Gelddenker sind keine Vor-, sondern Nachdenker. Sie formulieren keine grossen Zukunftsprogramme, halten sich allgemein mit Szenarien, Zukunftsprognosen und Utopien zurück. Selbst Alternativdenker beschränken sich darauf, die schlimmsten Auswüchse der schlechten Geldwirtschaft zu bekämpfen. Als Nachdenker ist ihr Grundtenor meist ... nachdenklich. Sie versuchen den geschichtlichen Weg des Geldes nachzuvollziehen; sei es die Art und Weise, wie Geld sich materiell verflüchtigt hat (Georg Simmel), sei es, wie es ein Herrschaftsinstrument geworden ist (Karl Marx), oder sei es, wie Geld zum Produktionsfaktor wurde (John M. Keynes).

Deshalb schien es uns wichtig, nicht nur die grössten, sondern auch die originellsten Geldge-

danken und Gelddenker zum Vorschein zu bringen. Es sind manchmal Denkriesen wie Aristoteles, der über Geld Wegweisendes, aber auch Irreführendes gesagt hat, oder Goethe, von dem man annehmen müsste, dass er sich nur der schönen Künste verschrieben hat, über das moderne Geld jedoch nahezu revolutionäre Gedanken verfasst hat. Es sind aber auch Randfiguren des Geisteslebens, Historiker, Anthropologen oder Psychologen, die einem grossen Publikum meist nicht bekannt sind. Manchmal gebären grosse Denkgelände unbedeutende Einsichten und Auswirkungen, manchmal aber haben unbedeutende Gedanken über das Geld und seine Reform weitreichende Konsequenzen. So etwa das unerwartete *revival* des Schwundgeldes von Silvio Gesell durch heute führende Ökonomen wie Gregory Mankiw oder Kenneth Rogoff.

Man wird vermutlich den beschränkten Platz bemängeln, den wir den Ökonomen zugewiesen haben. Aber dieser Platz antwortet nur auf den beschränkten Platz, den das Geld in ihren jeweiligen Werken eingenommen hat. In den Standardwerken der Disziplin rangiert es weit hinten, und wenn es behandelt wird, besteht immer noch die Tendenz, es als ein aus dem Tausch entstandenes Medium (was faktisch falsch ist) zu verstehen. Diese Theorien des «Geldschleiers» sind auch heute noch präsent und zeigen, wie sehr das Geldthema verdrängt wurde. Aus diesem Grunde haben wir heterodoxen Ökonomen den Vorrang gegeben.

Wir sind heute im Zeitalter der Bargeldabschaffung, der *cashless society*. In kurzer Zeit wird all das, was wir spontan als Geld bezeichnet haben,

verschwunden sein. Der Gegenstand, an dem sich unser Denken über fast eineinhalbtausend Jahre abgemüht hat, wird unsichtbar geworden sein. Aber ist es nicht die List eines Mediums, unsichtbar zu werden? Genauer: Ist es nicht wie das Wasser der Fische, geradezu unerfahrbar zu werden? Unerfahrbar und unersetzlich. Das führt unweigerlich zu einer Revision unserer Vorstellungen über das Geld. Aus diesem Grunde möchten wir diesem Thema unser besonderes Augenmerk widmen.

Als mir Jürg Conzett und Heidi Lehner anboten, ein Kompendium über das Geldphänomen zu schreiben und mit den wichtigsten Gelddenkern zu beginnen, verkündete ich kühn, dass wohl an die 100 bis 120 «grosse» Gelddenker zu behandeln wären. Diese Kühnheit sollte sich in doppelter Weise an mir rächen: Erstens gibt es (mit der Ausnahme Georg Simmels) keine «grossen» Gelddenker, sondern immer nur Ansätze, Metaphern, Anspielungen, Programme oder Pamphlete; selbst John Maynard Keynes und Karl Marx haben kein «grosstes» Geldbuch geschrieben. Stattdessen stiess ich auf eine immer grösser werdende Zahl von mehr oder weniger grossen Denkern, in deren Werken das Geld eine durchgehende Metapher darstellt, wie bei Immanuel Kant, aber auch auf weniger Bekannte oder gar unbekannte Literaten, die noch etwas Ungedachtes am Geld formulieren konnten; und die Zahl dieser indirekten Gelddenker stieg und stieg fast täglich.

Der erste Teil des Kompendiums befasst sich mit 50 Gelddenkern, deren Auswahl in diesem Band dem Kriterium der Diversität verpflichtet ist. Giganten bewohnen ihn nebst Unbekannten oder

unerwarteten «Gelddenkern» wie dem Autor von «Robinson Crusoe», Daniel Defoe. Der zweite Band sollte den ersten ergänzen, damit man ungefähr sicher sein kann, dass auch alle «grossen» oder grösseren Gelddenker behandelt werden. Im letzten Band werden in 200 bis 250 Kurzporträts all jene Literaten vorgestellt, die teils eine besonders originelle Idee übers Geld formuliert haben, teils noch auszugraben wären, weil sie der Vergessenheit anheimfielen.

Dieses Unternehmen gleicht einem Puzzle. Wie mir scheint, hat es in einer solch enzyklopädisch anmutenden Form noch nicht stattgefunden. Beim «Puzzlen» verlässt man sich bekanntlich auf folgende Techniken: Zuerst isoliert man besonders auffällige, zentrale Teilchen; dann wird der Rahmen gesteckt; und schliesslich füllt man so gut man kann zwischen beidem. Das war aber in meinem Puzzle nicht so leicht: Gegenüber den auffälligen, zentralen Teilchen (den «grossen» Gelddenkern) musste immer eine gewisse Dosis Skepsis bewahrt werden. Führen sie nicht auf eine falsche Spur, haben sie nicht Wesentliches ausgelassen, waren sie nicht Opfer ihrer Zeit oder ihrer Theorie, haben sie die Denkschwierigkeit nicht gekonnt überspielt usw. usf.? Was den Rahmen angeht, war dies noch schwieriger. Auf wen konnte man sich verlassen: auf Ökonomen, die ihr schlechtes Gewissen beschwichtigen, auf Philosophen, die es (vor allem bei diesem Thema) immer besser wissen wollen, auf Anthropologen, die vor lauter Bäumen keinen Wald sehen, auf Soziologen, die glauben, dass man ihnen ihren Jargon aus lauter Müdigkeit einfach so abnimmt? Es ging also nicht anders, als die einen gegen die an-

deren auszupielen, d.h. nichts als bare Münze zu betrachten. So tastete ich mich vorwärts, wohlwissend, dass dieses Puzzle niemals fertig sein könnte, dass es aber andere wiederaufnehmen würden, um daraus dem Geldrätsel noch näher auf den Leib zu rücken.

Aldo Haesler

Dan Ariely (1967)

Die Beseitigung des Geldopfers

Die Bezahlung hat einen Opfercharakter. Das unterscheidet Symbol- und wirtschaftlichen Tausch. Beim Symboltausch «bezahlt» man mit Freude, man beschenkt den anderen. Ganz anders beim Wirtschaftstausch, bei dem man sich schwertut, sich von seinem eigenen Gut zu trennen. Diese Trennung schmerzt, und gerade deshalb üben wir uns in wirtschaftlichen Kalkülen. In einer *cashless society*, in der alles fließen soll, gibt es gute Gründe dafür, diesen Schmerz zu lindern. Diesem Programm hat sich der israel-amerikanische Psychologe Dan Ariely gewidmet.



Vita

Wenn ich meinen Studenten eine knifflige Frage stelle und sie mich verdutzt anschauen, so glaube ich nach einer gewissen Wartezeit die Situation entkrampfen zu können, indem ich sage: «Ja, ich weiss, denken schmerzt.» *In petto* heisst das: Ich gebe euch die Antwort, ich will ja euren Schmerz nicht verlängern. Ob es die Situation entkrampft, ist nicht sicher. Vielleicht ist es nur ein Trick, *meinen* Schmerz zu lindern: vor Studenten zu sein, die die Antwort hätten wissen müssen, wenn ich einen besseren Unterricht oder sie ihre Hausaufgaben gemacht hätten, oder die während der Vorlesung nicht auf Facebook gesurft, sondern aufgepasst hätten.

Nicht nur denken schmerzt, auch zahlen schmerzt. Auch wenn es ein Schmerz ganz ande-

rer Natur ist, Schmerz bleibt Schmerz. So sieht es zumindest Dan Ariely. Dan Ariely ist ein israelisch-amerikanischer Verhaltenspsychologe, der einen Teil seiner Studien Methoden und Therapien der Schmerzlinderung widmet. In New York aufgewachsen, verbrachte er einen Teil seiner Jugend in Israel, studierte dort und ging wieder zurück in die Vereinigten Staaten, zunächst ans Massachusetts Institute of Technology MIT, dann zur Duke University, an der er das *Institute for Advanced Hindsight* gründete (ein Blick lohnt sich: <http://advanced-hindsight.com>). Das Konzept dieses Instituts lautet: *We study, design, test and implement behavioral interventions that help people be happier, healthier and wealthier.*

Thematik und Werk

Arielys Programm der Schmerzlinderung hat eine existenzielle Grundlage. Als 17-Jähriger wurde er während einer Zeremonie von israelischen Jungpionieren Opfer eines Feuerwerkunfalls und zog sich Brandwunden zu, die 70% seines Körpers verwüsteten. Seit dieser Zeit hat er sich der Schmerzlinderung verschrieben.

Präsentiert man einem Kunden die Rechnung für ein üppiges Essen in einem teuren Restaurant und kommt ein Verhaltenspsychologe daher und fragt ihn, ob er lieber bar zahle oder mit der Kreditkarte, so ist die Antwort einfach: in aller Regel mit der Karte. Mit der Karte ist der Schmerz der Bezahlung kleiner, als wenn man sein Bares ausgibt. Ariely ist diesem besonderen Schmerz nachgegangen und hat daraus ein durchaus erfolgreiches und spannendes Forschungsprogramm in die Welt gesetzt. *The pain of paying* ist in der Tat ein alltägliches und ganz massives Phänomen, das bis ins Zeitalter der Erfindung des Tauschgeldes zurückreicht. In einer Reihe von ausgeklügelten Experimenten hat Ariely nachgewiesen, woraus dieser Zahlungsschmerz besteht – und wie er reduziert werden kann. Als Gegenbeispiel dient ihm das «perfekte» Geschenk, bei dem anstelle des Schmerzes «Freude herrscht» (Adolf Ogi). Seine Empfehlungen gehen also dahin, die Kauftransaktion so zu gestalten, dass der Kunde das Gefühl erhält, beschenkt zu werden. Ob er seine

Karte benutzt, ob er vorbezahlte (*pre-paid*) Transaktionen vornimmt, ob er sich nicht lieber All-inclusive-Programme leistet – die Finanzdienstleister werden zu schätzen wissen, wie man den Verbraucher adäquat «beschenkt». Dass es nicht nur darum geht, diesem Verbraucher so viel Geld wie nur möglich aus der Tasche zu ziehen, sondern auch darum, die Verlusterfahrung bei der Bezahlung ganz und gar zu beseitigen, dafür hat der Verhaltenspsychologe kein Sensorium. Gehört es ja nicht in sein Forschungsgebiet. Ihm wäre eine «schenkende Wirtschaft» (Bernard Laum) viel lieber, ein Schlaraffenland, in dem ich den Knochen, den ich mir in den Mund schiebe, keinem anderen vorenthalte.

Diese Forschung ist bedeutsam. Sie schreibt sich in das Programm einer weltweit inszenierten *De-cashing*-Kampagne ein, die auf die Menschheit zurollt, ohne dass wir dieser «anthropologischen Revolution» grosse Aufmerksamkeit widmen. Ariely steuert dazu seinen Teil bei, um den Opfercharakter des Geldes tilgen zu helfen. Es fragt sich dann, was vom Geld noch übrigbleibt, wenn es nur noch ein *Token* ist, mit dem wir uns selbst beschenken können.

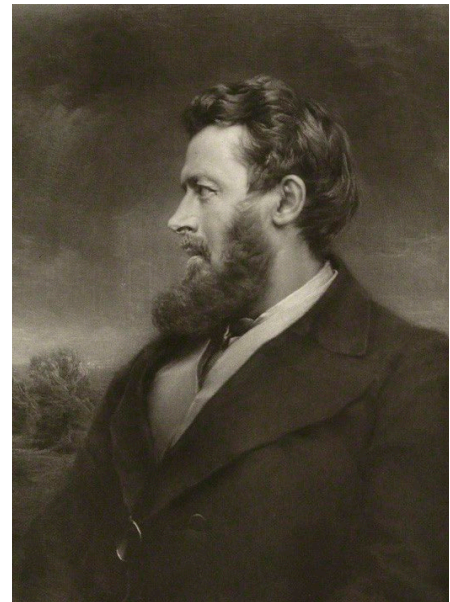
Literatur

- Ariely, Dan: *Payoff: The Hidden Logic That Shapes Our Motivations*. Simon & Schuster/ TED, 2016.

Walter Bagehot (1826–1877)

«The Lender of Last Resort»

Als vermittelnde Position zwischen ökonomischer Klassik und Neoklassik kommt Walter Bagehot eine zentrale Funktion in der Geldtheorie des 19. Jahrhunderts zu. Er ist zwar kein waschechter Theoretiker, sondern ein zu Theorie und Essays neigender Praktiker. Er war zudem einflussreicher Journalist und Autor eines der berühmtesten Werke über das moderne Banken- und Börsensystem, *Lombard Street*, das bis heute in der Londoner City als Standardwerk betrachtet wird. Bagehot gilt als der Architekt des modernen Bankensystems, in dessen Mittelpunkt insbesondere die Zentralbank als «Lender of Last Resort» steht.



Vita

Aus gutbürgerlichem Hause stammend studierte Bagehot Mathematik und Moralphilosophie am progressiven *University College* in London. Entgegen der Familientradition wurde er nicht Finanzier, sondern – durch Einheirat – Kolumnist und Chefredaktor der berühmten Zeitschrift *The Economist*, deren Führung er von seinem Schwiegervater übernahm und aus der er die wohl beste Wirtschaftszeitschrift der Welt gemacht hat. Er war ganz und gar ein viktorianischer Ökonom, der humanistische Werte, Sachwissen und Praxisverbundenheit auf kongeniale Weise zu verbinden verstand.

Thematik und Werk

Mit dem Namen Bagehot ist eines der berühmtesten

klassischen Werke der Ökonomieliteratur verbunden: das im Jahr 1873 erschienene Buch *Lombard Street: A Description of the Money Market*. Darin werden die Institutionen und Mechanismen des modernen *bankings* erklärt, und zwar in einer einfachen und einprägsamen Sprache, die allen zugänglich ist (was bei dieser Thematik selten der Fall ist). Zwar herrscht noch der Goldstandard und auch die Zentralbank ist, wie ursprünglich, eine *private* Institution, aber im Grossen und Ganzen schildert uns Bagehot die Funktionsweise und die wichtigsten Postulate eines modernen Geldmarktes: die Funktionen und Strategien der Privatbanken, den Interbankenverkehr, die Beziehungen zur Zentralbank und die Grundzüge einer öffentlich betriebenen Geldpolitik.

Im Gegensatz zur ökonomischen Klassik erfährt das Thema Geld dabei eine bedeutende Aufwertung; und im Gegensatz zur Neoklassik ist von Grenznutzenlehre keine Spur, auch keine Spur von Modellierung und Mathematisierung, d.h. von Expertenwissen, das nur Insidern verständlich ist. In diesem Dazwischen von Klassik und Neoklassik kommen wiederum merkantilistische Themen zum Vorschein, denn für Bagehot ist die wichtigste Funktion der Banken, Kapital zu akkumulieren, *um es in Zirkulation* zu bringen. Eine erfolgreiche Wirtschaft müsse nicht nur über die erforderlichen Ressourcen, die beste Technik, die effizienteste Arbeitsorganisation und -motivation verfügen, sondern auch über eine genügende Kapitalbasis. Es sei letztlich der Zweck der Banken, eine solche Basis bereitzustellen. Kapitalzirkulation, so das merkantilistische Argument, sei der Stachel des wirtschaftlichen Erfolgs, und dieser Erfolg sei die Basis des *commonwealth*, des allgemeinen Wohlstands. Umgekehrt formuliert ist für Bagehot die Ursache der meisten wirtschaftlichen Übel das Brachliegen der Kapitale.

Obwohl Keynes den visionären Charakter von *Lombard Street* erkannt hatte, wäre es vermessen, Bagehot als einen Vorläufer des Keynesianismus zu betrachten. Bagehot ist noch zu sehr Anhänger des Metallismus, um die eigentlichen «Gesetze des Geldes», mit ihren Illusionen und den Real-effekten dieser Illusionen, zu erblicken. Aber er ist insofern schon ein «Monetarist», als er zwischen Real- und Geldwirtschaft zu unterscheiden weiss und ihr Verhältnis in ein Licht rückt, das sozusagen auf einen Keynes wartet, um systematisch entwickelt zu werden. Er sieht dabei die Realwirtschaft wie eine relativ amorphe Masse, die mehr oder weniger mechanisch nach physi-

schen Gesetzen abläuft; dagegen ist die Geldzirkulation eine Triebfeder, die diese Masse in Bewegung setzt, aber im Gegensatz auch in die Krise stürzt.

Damit entwickelt Bagehot als einer der Ersten eine Konjunkturtheorie, in der er von zehnjährigen Zyklen ausgeht, die aber vor allem durch Agrarzyklen bestimmt sind. Modern ist er insofern, als er die besondere Temporalität, den zeitlichen Ablauf dieser Zyklen, klar nachzuzeichnen versteht; zeitgenössisch auf das 20. Jahrhundert hinweisend, indem er der komplexen Rolle des Bankensystems gerecht wird.

Das Verständnis des *modernen* Geldes, d.h. des Geldes als *Medium*, hängt von zwei Prädikaten dieses Geldes ab, das es vom traditionellen Geld als Zahlungs- oder Tauschmittel, d.h. als *Werkzeug*, kategorial unterscheidet:

1. Als eine «Schöpfung aus dem Nichts» ist modernes Geld nahezu grenzkostenlos produzierbar: Aus einem (Fast-)Nichts wird Wert, d.h. aus nichts anderem als einem Buchungssatz, den eine besondere, «Bank» genannte Institution ausführt. Oder um es technisch genauer auszudrücken: Je weniger Transaktionskosten die Geldschöpfung verursacht, desto universeller, d.h. produktiver, fungibler, beschleunigter und unsichtbarer, wird Geld. Diesen Zug hat Goethe in seinem *Faust II* als Erster klar herausgearbeitet.
2. Diese Schöpfung hat keine Grenzen, sie ist schier *unendlich*. Und der Unendlichkeitsgedanke ist die Signatur der Moderne. Doch während die Philosophen – allen voran René Descartes – sich mit ihr schwertaten, haben wir es beim Geld mit einem Unendlich-

keitsphänomen zu tun, das sozusagen auf der Hand liegt. Es liefert die Koordinaten eines neuen Welt- und Denksystems.

Insofern Bagehot Geld als etwas Substanzhaltiges definiert, kann er das erste Prädikat des modernen Geldes nicht in den Griff bekommen. Ihm ist das Law'sche Experiment etwas *Unheimliches*. Anders aber mit dem zweiten Prädikat. Bagehot bezieht sich explizit auf den offenen «Kosmos» als Markenzeichen der Moderne. Es sei die Funktion des Geldes, in einem solchen unendlichen Universum die Ressourcen, die Güter und die Menschen in Bewegung zu bringen. Das ist eine starke Intuition, die nur selten formuliert wurde. Im geschlossenen Kosmos hat Geld lediglich eine umverteilende und ausgleichende Funktion. Es dient nur dazu, eine starre Ordnung wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Das moderne Geld hat zwar noch keine produktive Funktion wie später bei Keynes, aber es ist der allgemeine Bewegter, der ganz entschieden eine allokativen Aufgabe übernimmt. Die richtigen Ressourcen, Energien und Akteure an den Ort ihrer bestmöglichen Benutzung zu bringen, ist ohne Zweifel ganz im Sinne des Merkantilismus. Der Unterschied zu Adam Smith ist ein grundsätzlicher: wo bei Smith Allokation (der Ressourcen) und Motivation (zu wirtschaftlichem Handeln) durch den Markt geschieht, ist es bei Bagehot das Geld. Bagehot schlägt somit eine wichtige Brücke zwischen Merkantilismus und Keynesianismus (die nur deshalb nicht erkannt wurde, weil der Merkantilismus auf die bekannten banalen Formeln reduziert wurde, die in jedem einschlägigen Handbuch zum Besten gegeben wurden).

Dieser Reevaluierung des Geldes entspricht auch das besondere Augenmerk, das Bagehot auf

den Bankensektor richtet, den er in *Lombard Street* in den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellt. War die *Bank of England* zu Beginn eine private Institution, so differenziert Bagehot klar zwischen öffentlichem und privatem Sektor im Bankensystem. Funktion des privaten Bankensektors ist, wie gesagt, Kapital zu mobilisieren und in Umlauf zu bringen. Hierbei unterscheidet er zwischen unabhängigen Privatbanken und Bank-Aktiengesellschaften, wobei er den ersten aus plausiblen Gründen den Vorzug gibt. Bei einem volatilen und riskanten Geschäft wie dem Geldhandel ist für Bagehot die Privathaftung des Bankiers eine zentrale Garantie gegen spekulative Auswüchse. Da es ihm darum geht, die bestmögliche Kapitalakkumulation zu realisieren, ist ihm bewusst, dass dies nicht auf den alleinigen Schultern des Privatbankiers geschehen kann. Fremdfinanzierte Banken sind zwar nicht optimal, was die Sicherheit angeht, doch Bagehot ist Pragmatiker genug, um zu erkennen, dass es ohne sie nicht ginge. Um Gewähr für einen geordneten Kapitalverkehr zu leisten, muss eine öffentliche Institution auftreten, die den Überblick über den gesamten Kapitalmarkt hat und über gesetzgeberische Befugnisse verfügt: Das ist die Zentralbank. Als «*Lender of Last Resort*», als ultimative Sicherheitsinstanz, muss die Zentralbank in Krisenfällen über die Möglichkeit verfügen, in Bredouille geratene Privatbanken zu refinanzieren. Ob dies über Schöpfung von zusätzlicher Liquidität oder über Schatzbriefe (Bagehot ist dabei der Erste, der vom Instrument der *treasury bonds* spricht) geschieht, ist Ermessenssache. Wichtig ist allein, dass diese geldpolitischen Massnahmen von einer öffentlichen Instanz ausgehen, die partikulären Interessen gegenüber neutral ist und vor allen Dingen für Vertrauen sorgt. In dieser Hinsicht ist

es auch wichtig, dass die Zentralbank tut, was sie verspricht. Dieses Transparenzerfordernis hatte schon Bagehots Vorgänger Henry Thornton unterstrichen. Dabei legt er die Grundpfeiler dieser Zentralbankenpolitik fest. Sie lauten:

1. Lend freely, 2. at a high rate of interest, and 3. on good banking securities.

Bagehot ist ohne Zweifel der Begründer der Zentralbankenpolitik, dessen sechs Prinzipien jeder ZB-Präsident sich ruhig hinter die Ohren schreiben kann: (1) protect the money stock instead of saving individual institutions; (2) rescue solvent institutions only; (3) let insolvent institutions default; (4) charge penalty rates; (5) require good collateral; and (6) announce the conditions before a crisis so that the market knows exactly what to expect.

Bagehot ist der zweizitierte Autor (nach Keynes) in Mervyn Kings Aufsehen erregendem Buch *Das Ende der Alchemie* (2017), in dem der frühere *Governor* der *Bank of England* zum Ende der Euro-Währungsunion aufruft. In allem folgt er Bagehot, mit einer Ausnahme: Anstelle eines *lender of last resort* (Kreditgeber letzter Instanz) empfiehlt er einen «Pfandleiher in letzter Instanz». Man könnte sagen: Statt eines *lender out of the blue* einen staatlich übergreifenden *Monte dei Paschi*. King zieht Bilanz der fundamentalen Wandlungen, die sich in den letzten 150 Jahren im kapitalistischen System vollzogen haben. Dabei brandmarkt er die verantwortungslose Geldschöpfung des Bankensektors seit den 1990er-Jahren. Es sei nicht die Funktion der Zentralbank, eine Kautions für diese Verantwortungslosigkeit zu sein, sondern darauf zu pochen, dass Geldschöpfung nur aufgrund solider Garantien zustande käme. Auf dieses Problem hatte Bagehot hingewiesen, als er auf das Problem fremdfinanzierter Privatbanken aufmerksam gemacht hatte.

Nur hoffte er, dass die Konkurrenz zwischen selbst- und fremdfinanzierter Banken schliesslich durch die Vertrauensfrage gelöst werden könne; aber vor allem glaubte Bagehot als Metallist, die ressourcenbedingte Knappheit des Geldes würde jeder verantwortungslosen Geldschöpfung einen Riegel vorschieben. Darin irrte er sichtlich. Mit seinem «Pfandleiher» glaubt nun Mervyn King, das arg angeschlagene Image des Bankensektors wiederherstellen zu können. Ob diese Massnahme mitsamt der Auflösung der Euro-Union ausreicht, um eine nächste Finanzkrise zu vermeiden, wie King nicht ohne eine gewisse Überheblichkeit glaubt, steht angesichts der heutigen politischen Polarisierungen in Europa allerdings in den Sternen. Bagehot, der Pragmatiker, hätte ihm wohl zu etwas mehr Vorsicht geraten.

Literatur

- Bagehot, Walter: *Lombard Street: A Description of the Money Market*. King. London, 1873; zuletzt: Wiley, New York, 1999. *Lombard Street* ist nicht auf Deutsch übersetzt worden. PDF-Text: <http://oll.libertyfund.org/titles/bagehot-lombard-street-a-description-of-the-money-market>
- King, Mervyn: *Das Ende der Alchemie. Banken, Geld und die Zukunft der Weltwirtschaft*. FBV-Verlag, München, 2017.



Binswanger, Hans Christoph (1929–2018)

Geld und Magie

Mit der Veröffentlichung des ersten Berichts des *Club of Rome* im Jahre 1973 stellte Hans Christoph Binswanger eine Antinomie zwischen Ökonomie und Ökologie fest, die ihn zeitlebens nicht mehr losliess. Die schlichte Frage, wie unser Ökosystem durch den Wachstumszwang immer mehr beschädigt werde, führte ihn auf den Weg zur Faust-Legende, dessen Interpretation Binswanger berühmt machte.

Vita

Hans Christoph Binswanger – Neffe des berühmten Psychiaters Ludwig Binswanger – ist ein Schweizer Nationalökonom. Von 1967 bis 1994 war er Ordinarius für Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen, wo er vor allem Umwelt- und Ressourcenökonomie, Geldtheorie und Geschichte der Wirtschaftstheorie lehrte. Binswanger ist einer der profiliertesten und einflussreichsten Umweltökonomien im deutschsprachigen Raum. Er ist Gründer und Mitbegründer zahlreicher Forschungsgremien, Initiant verschiedener Gesetzesentwürfe (zu ökologischer Steuerreform, Vollgeld, garantiertem Zusatzeinkommen usw.) und Autor eines reichhaltigen Werkes. Hans Christoph Binswanger plädiert für eine sozial-ökologische Marktwirtschaft und hat bis ins

hohe Alter an zahlreichen öffentlichen und politischen Diskussionen teilgenommen. Er ist ein dem Liberalismus verpflichteter Freidenker, aber auch ein Kritiker der nationalökonomischen Neoklassik. Binswanger hat sich oft aus den akademischen Zwängen hinausbewegt und Brücken zur Literatur- und Ideengeschichte, aber auch zu öffentlichen Debatten geschlagen und dabei immer konkrete und realisierbare Projekte vertreten.

Thematik und Werk

Schon Ende der 1960er-Jahre, zu einem Zeitpunkt, als sich nur sehr wenige Forscher um Umweltfragen kümmerten, wies Binswanger auf einen möglichen Antagonismus zwischen – grob gesagt – Ökonomie und Ökologie hin; im Fokus stand dabei nicht die Ökonomie als solche, son-

dern eine besondere Form der Wachstumsökonomie, die für ein grenzenloses, den menschlichen Bedürfnissen nicht angemessenes Wachstum plädierte. Er war damit einer der Ersten, der ein wesentliches Postulat der Wirtschaftswunderjahre in Frage stellte. Seine Thesen erhielten durch die Publikation des ersten *Bericht des Club of Rome*, dem berühmten Bericht von Dennis Meadows (1972), unerwartete Unterstützung. Von da an widmete sich Binswanger immer intensiver der Kritik und Rekonstruktion einer umweltverträglichen Wachstumswirtschaft, deren Hauptargument im Wesen der Geldinstitution und -politik liegt.

Binswanger ist kein Keynesianer. Er unterstützt ein aus dem Ordoliberalismus abgeleitetes Wirtschaftsmodell, indem er der unternehmerischen Freiheit und Initiative einen bedeutenden Platz verleiht. Aber er ist voll und ganz ein Keynesianer, wenn er grundsätzlich auf die nicht neutrale Rolle des Geldes verweist. Sich auf einen Vergleich der Geldkonzeptionen von John Locke und David Hume berufend, stellt er die in der Neoklassik postulierte These von einem «Geld als Öl im Getriebe» der Wirtschaft dezidiert in Frage. Geld sei kein «Schleier», den man tunlichst wegschaffen sollte, um an die realen Wirtschaftsprozesse heranzukommen, sondern ein aktives und höchst dynamisches Element, dessen Auswirkungen oft in einen «Wachstumswang» mündeten, der die wahre Ursache für die zunehmenden Umweltprobleme sei. Er ist auch kein Wachstumsgegner, sondern Befürworter eines moderaten Wachstums. Weltweit gesehen hält er eine Wachstumsrate von 1,8% für vertretbar. Unternehmen müssten investieren, um ihre Anlagen zu erneuern; diese Investitionen seien zu weiten Teilen kreditfinanziert; aus diesem Grunde müssten

Überschüsse erzielt werden, um die Kreditzinsen zu begleichen. Und das ginge nicht ohne ein gewisses Mass an Wirtschaftswachstum. Doch Wachstum sei immer auch ein Verbrauch von Ressourcen, und aus diesem Grunde müssten die Anreize zur Profiterzielung reduziert werden. Binswanger plädiert deshalb auch dafür, dass Aktiengesellschaften, deren Gewinne in Form von Dividenden ausgeschüttet werden, in alternative Unternehmensformen wie Genossenschaften oder Stiftungen umgewandelt würden. Zu seinen weiteren Reformgedanken gehört auch die Idee einer Transformation des Steuer- und Buchungssystems in ein System, in dem die Natur als Sozialpartner angesehen wird und entsprechend verbucht (wie in der «grünen Buchführung») und besteuert wird. Auch in die Diskussion um ein garantiertes Grundeinkommen involvierte sich Binswanger und regte an, über ein bedingungsloses Zusatzeinkommen nachzudenken, das als umlaufgesichertes Geld ausgezahlt wird.

Kritik

Internationale Beachtung erhielt Binswanger durch sein «Faustbuch» *Geld und Magie* (1985). Er liefert dabei eine denkwürdige Interpretation von Goethes *Faust II*. Seine These besagt, dass das moderne Geld eine Fortsetzung der Alchemie (die Blei in Gold umzuwandeln versuchte) *mit anderen Mitteln* sei. Man weiss, dass Goethe die Affären um den Finanzmagier John Law, der den Bourbonenkönig Ludwig XV. mit Assignaten über Wasser halten sollte, sehr nahe mitverfolgt hatte. Laws Idee bestand darin, königlichen Grund und Boden durch Ausgabe von Staatsanleihen zu belehnen. Nach anfänglich grossem Erfolg scheiterte das «Experiment» kläglich wegen der Zügellosigkeit dieser Geldschöpfung. Wäh-

rend Frankreich in die erste grosse moderne Finanzkrise schlitterte, wurde das Experiment in anderen Ländern (Niederlande, England) mit Erfolg angewandt. Goethe transponiert nun dieses «Experiment», indem in genau gleicher Weise Geld geschöpft und durch Bodenschätze des imaginären Königreichs abgesichert wird, in seinen *Faust*. Dies sei, so Binswanger, das geheime Thema dieses zweiten Bandes. Indem sich nun dieses Königreich in Kriege engagiert und vor allem beginnt, sein Territorium zu erweitern, gelangt es in einen Wachstumszwang, der unaufhaltbar wird. Am Ende scheitert das ganze Projekt in der Szene um Philemon und Baucis, zwei Einsiedlern, die sich dieser wilden Landnahme entgegensetzen und ihren Widerstand mit ihrem Leben bezahlen. Mit ihrem Tod wurde dem Doktor Faust – durch Mephistopheles beraten – der ganze Irrsinn dieser monetären Dynamik bewusst, was Faustus damit bezahlte, dass er erblindete. Für Binswanger ist dies eine Allegorie für den Widerspruch zwischen einer limitierten Natur und der Grenzenlosigkeit der modernen Geldschöpfung.

Literatur

- Binswanger, Hans Christoph, Werner Geissberger und Theo Ginsburg (Hrsg.): *Der NAWU-Report: Wege aus der Wohlstandsfalle. Strategien gegen Arbeitslosigkeit und Umweltkrise*. S. Fischer, Frankfurt, 1978. Taschenbuchausgabe: *Wege aus der Wohlstandsfalle. Der NAWU-Report, Strategien gegen Arbeitslosigkeit und Umweltzerstörung*. Ebd. 1979.
- Binswanger, Hans Christoph: *Geld und Magie. Deutung und Kritik der modernen Wirtschaft anhand von Goethes Faust*. Mit einem Nachwort von Iring Fetscher. Edition Weitbrecht, Stuttgart, 1985. Zweite vollständig überarbeitete Ausgabe: *Geld und Magie. Eine ökonomische Deutung von Goethes Faust*. Murmann, Hamburg, 2005.
- Binswanger, Hans Christoph: *Geld und Natur. Das wirtschaftliche Wachstum im Spannungsfeld zwischen Ökonomie und Ökologie*. Edition Weitbrecht, Stuttgart/Wien, 1992.

Mathias Binswanger (1962)

Creatio ex nihilo?

Seit der Subprime-Krise geistert die Formel der «Schaffung des Geldes aus dem Nichts» in vielen Köpfen umher. Doch dass die Welt von einer «monetären Blase» umgeben ist, stammt nicht von gestern. Seit der Aufkündigung der Bretton-Woods-Abkommen im Jahre 1971 und einer ganzen Reihe von Finanzreformen und -innovationen hat sich eine Weltgeldmenge gebildet, deren erratische Bewegungen kaum noch kontrolliert werden können. Mathias Binswanger geht diesem Phänomen nach und zeichnet Wege und Möglichkeiten, wie darin etwas Ordnung hineingebracht werden kann.



Vita

Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten und Privatdozent an der Universität St. Gallen. Er ist der Sohn des bekannten Ökonomen Hans Christoph Binswanger. Zusätzlich war er Gastprofessor an der Technischen Universität Freiberg in Deutschland, an der Qingdao Technological University in China und an der Banking University in Saigon (Vietnam). Mathias Binswanger ist Autor von zahlreichen Büchern und Artikeln in Fachzeitschriften und Zeitungen. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Makroökonomie, Finanzmarkttheorie, Umweltökonomie sowie in der Erforschung des Zusammenhangs zwischen Glück und Einkommen. Mathias Binswanger ist auch Autor des

2006 erschienenen Buches *Die Tretmühlen des Glücks*, das in der Schweiz zum Bestseller wurde. Im Jahr 2010 erschien das Buch *Sinnlose Wettbewerbe – Warum wir immer mehr Unsinn produzieren*, zu Beginn des Jahres 2015 kam *Geld aus dem Nichts* auf den Markt und neu 2019 *Der Wachstumszwang*. Gemäss Ökonomen-Ranking der NZZ im Jahr 2017 ist Mathias Binswanger auf dem dritten Platz und der Ökonom mit dem grössten Einfluss in der Politik.

Thematik und Werk

I. Mathias Binswangers Buch *Geld aus dem Nichts* (2015) besticht durch seine Bescheidenheit, seine Fasslichkeit und seine Klarheit. Binswanger ist ein hervorragender Pädagoge, aber in seinen Ausführungen fehlt ein wichtiger Aspekt,

auf den wir weiter unten zurückkommen. Er rekonstruiert zunächst das Grundübel des Finanzkapitalismus, das zur Subprime-Krise geführt hat: die Geldschöpfung durch die privaten Geschäftsbanken, die ohne entsprechende Rücklagen Kredite sozusagen aus dem Nichts gewährt haben. Nachdem er die Geschichte dieser Schöpfung (gut dokumentiert) nachgezeichnet hat, geht er dem Zusammenhang zwischen Geldschöpfung und Wirtschaftswachstum nach. Damit mehr Geld nicht inflationär verpufft, muss es ein Realwachstum induzieren; tut es das nicht, so entsteht die Gefahr spekulativer Blasen. Er schreibt: «Wir haben dann Inflation an der Börse oder auf dem Immobilienmarkt statt Inflation von Gütern und Dienstleistungen» (S. 321). Das wirkliche Problem ist nun, dass die Zentralbanken dieser Inflation nicht gewachsen sind. Binswanger beschreibt sodann genau die Geschichte dieses Kontrollverlusts. Sein Fazit ist klar: Die Makroökonomie, auf die sich die Entscheider unserer Geldpolitik stützen, hat die Erkenntnisse der Finanzmarkttheorie (noch) nicht einverleibt. Es besteht demzufolge ein grosser Nachholbedarf. Zum Schluss diskutiert er die wichtigsten Reformvorschläge (Rückkehr zum Goldstandard, 100%-Geld, Vollgeld, Free Banking und Komplementärwährungen) und ihre Grenzen und schlägt zwei Notmassnahmen zur Behebung der schlimmsten Auswüchse des Systems vor:

1. Die drastische Reduktion der Vergütungssysteme (Boni usw.) der Geschäftsbankmanager;
2. die Variierbarkeit der Eigenkapitalanforderungen als neues Kontrollinstrument der Zentralbanken.

Die Identitätsgleichung «Sparen = Investieren» ($S = I$) geht auf die durch John Hicks verfasste Interpretation des keynesianischen Denkmodells zurück. Am Modell einer geschlossenen Volkswirtschaft ohne Staat ergibt dies:

pretation des keynesianischen Denkmodells zurück. Am Modell einer geschlossenen Volkswirtschaft ohne Staat ergibt dies:

- Auf der Seite der Produzenten: Einkommen (Y_p) = Konsumieren (C) + Investieren (I)
- Auf der Seite der Konsumenten: $Y_c = C + \text{Sparen (S)}$
- Als Gleichgewichtsbedingung wird postuliert, dass $Y_p = Y_c$
- Somit $C + S = C + I \rightarrow S = I$.

Das verfügbare Einkommen, das nicht konsumiert wird, wird gespart. Die produzierten Güter, die nicht für den Konsum produziert wurden, werden investiert. Folglich entspricht das Einkommen, das nicht konsumiert wurde, den Investitionen. So weit das makroökonomische Gleichgewichtsmodell. Im Unterschied zu diesem Modell leihen die Geschäftsbanken nicht Geld aus, das vorher jemand bei ihnen deponiert hat, sondern schaffen neues Geld durch Kreditvergabe. Das ist so weit nicht problematisch, denn dank der Fähigkeit der Geldschöpfung ermöglichen Banken Wachstum, indem Investitionen finanziert werden können, ohne dass vorher gespart wird.

II. Dass Geld aus dem «Nichts» geschaffen wird, ist aber eine trügerische Formel. Mittels Kreditschöpfungsmultiplikator wird zwar neues Geld, aber nicht aus dem Nichts, geschöpft: Ein Kredit wird benutzt, um Schulden zu bezahlen; die Bezahlung landet auf einem Bankkonto; die Bank hält davon eine Mindestreserve zurück und gewährt, basierend auf diesem Depot, einen weiteren Kredit, der wieder dazu da ist, Schulden zu bezahlen usw. usf. Abgesehen von diesem Kreditschöpfungsmultiplikator stellt sich die Frage, ob

eine solche *creatio* wirklich möglich ist. In seinem aufschlussreichen Buch *Die Abschaffung des Bargelds und die Folgen* (2016) inszeniert er folgendes Beispiel: Die Deutsche Bank gedenkt, einen 100-Millionen-Euro-Wolkenkratzer für ihren Zentralsitz zu bauen. Dazu beauftragt sie eine Reihe von Bauunternehmern, die alle ihre Konten, die ihrer Arbeitnehmer und ihrer Lieferanten, bei der DB haben. Damit der Bau beginnen und beendet werden kann, eröffnet sie diesen Unternehmern einen 100-Millionen-Euro-Kredit, der (und hier liegt die Pointe des Arguments) aber durch die Bezahlung der Löhne und Lieferantenrechnungen wieder auf die Konten der Deutschen Bank zurückfließt. Fazit: Die Deutsche Bank hat ihren Bau gratis erhalten. Als «reines» Modell kann das funktionieren, aber als solches grenzt es nah an eine Fiktion, da ein 100%-iger Rückfluss undenkbar ist. Nun hat sich in Frankreich eine unnötig giftige Debatte zwischen dem Attac-Ökonomen Jean-Michel Harribey und dem Star-Finanzanthropologen Paul Jorion entsponnen. Jorion behauptet, dass die *creatio* eine pure Fiktion ist, die dazu da ist, die Tatsache zu verschleiern, dass Kredite tatsächlich auf Depositen beruhen, nämlich den Abermilliarden, die im Besitz einer winzigen Kapitalelite sind. Es rieche demnach schwer nach Komplott. Von Schöpfung aus dem Nichts keine Spur. Harribey kontert wie Binswanger, indem er in klassischer Manier den Geldschöpfungsprozess der Geschäftsbanken aufzeigt. Konfus wird die Debatte, weil sich die Streithähne nicht auf einen gemeinsamen Geldbegriff einigen können. Dabei wäre die Sache einfach zu lösen: Binswangers Buch ins Französische zu übersetzen.

Geld kann nur durch die Zentralbank ex nihilo geschaffen werden. Was aber auch stimmt, ist,

dass die Bedingungen für die Kreditvergaben von Geschäftsbanken lange Zeit viel zu lax gehandhabt wurden. Da das Zentralbankengeld, die famose Notenpresse, einen immer kleineren Anteil der Geldmenge ausmacht, werden die Auswirkungen ihrer Geldpolitik zunehmend reduziert. Dies stellt die wahren Geldproduzenten vor neue Verantwortungen. Nicht nur die Makroökonomie muss die Lektionen der Finanzmarkttheorie in sich integrieren, wie Binswanger betont, sondern auch die Geschäftsbanken müssen dies tun. Sie können sich nicht bequem hinter den Prinzipien der Privatwirtschaft verschanzen, sondern müssen ihrer systemstabilisierenden Rolle gewahrt werden – es sei denn, sie wären aus irgendeinem absurden Grund am Niedergang der Realwirtschaft interessiert.

Literatur

- Binswanger, Mathias: *Geld aus dem Nichts: Wie Banken Wachstum ermöglichen und Krisen verursachen*. Wiley-VCH, Weinheim, 2015.

Hans Blumenberg (1920–1996)

Entlastung durch Geld

Für Georg Simmel ist Geld ein «absolutes Mittel», das Mittel, mit dem sich (fast) alle anderen Mittel beschaffen lassen. Die Technikgeschichte zeigt uns, dass sich Chancen und Gefahren dieser Mittel immer die Waage halten. Die Gefahren des Geldes wurden oft unterstrichen; von seinen Chancen wurde indessen weniger und oft nur in einem sehr banalen Sinne gesprochen. Wir wollen sie hier unter Blumenbergs Blickwinkel der Angstentlastung etwas ausführen.



Vita

Der NZZ-Leser der 1970er- und -80er-Jahre mag sich vielleicht noch an die langen, äusserst belebten und profunden Beiträge von Hans Blumenberg entsinnen. Der 1920 in Lübeck geborene Philosoph, langjähriger Professor in Münster, hat sich zeitlebens den Phänomenen verschrieben, die nicht durch Begriffe, sondern durch Metaphern gefasst werden konnten. Auch war er ein dezidiert Gegner jener, die behaupteten, die Moderne sei lediglich eine Säkularisierung von vormals theologischen Denkinhalten. Blumenberg plädierte für eine Neuzeit, die ihre Bezeichnung legitim verdient. Als einer der besten Kenner der Kopernikanischen Wende hat er wie kein anderer die Zäsur zwischen Tradition und Moderne markiert. Dabei ist er immer wieder auf Simmel zurückgekommen, und deshalb interessiert uns auch die Rezeption, die er von der *Philosophie des Geldes* gemacht hat.

Thematik und Werk

Ich halte Hans Blumenberg für einen der grössten Philosophen des 20. Jahrhunderts. Bedeutender

noch als Ludwig Wittgenstein, Theodor W. Adorno oder Ernst Bloch – von Martin Heidegger ganz zu schweigen. Zwei Fragen bewegten ihn zeitlebens: die historische Frage nach dem Ursprung der Neuzeit – die Frage nach ihrer *Legitimität* – und die anthropologische Frage nach der Aushaltbarkeit des Lebens, wohl wissend, wie schwer erträglich Leben gerade in der Neuzeit, nach dem vermeintlichen Tode Gottes, geworden ist. Diese beiden Fragestellungen brauchen kein grosses philosophisches Begriffssystem, im Gegenteil: Blumenbergs Ansatz geht davon aus, dass solche Fragen durch Begriffe nur unterdrückt werden und dass es vielmehr Metaphern bedarf, um sie mit Sorgfalt anzugehen.

Blumenberg war ein scheuer Mensch, der das letzte Vierteljahrhundert seines Lebens in völliger Abgeschlossenheit nur seinem Werk widmete. Berühmt ist auch seine Lebensdisziplin: Als Halbjude verlor er acht Jahre in der Nazizeit, die er dadurch aufholen wollte, dass er eine Nacht pro Woche nicht schlief, sondern arbeitete. Es gibt nur sehr wenige Fotos von ihm, die meisten in akademischer Pose, die wenig über ihn aussagen. Blu-

menberg war aber ein Automobilfanatiker, und ich bin froh, ihn am Steuer seines Mercedes-Benz gefunden zu haben. Ganz Mensch.

«Wie können wir, Menschen, uns vom Alldruck des Absoluten entlasten?» So die Hauptfrage, die über seinem gesamten Werk steht. Wie schaffen wir es, von der bedrückenden Wirklichkeit und von den bedrückenden Fragen nach Ewigkeit, Ursprung und Sinn Abstand zu nehmen? Denn was unsere Einmaligkeit ausmacht, unsere Fähigkeit zu denken, ist zugleich eine Geißel. Unser Denken – und das spürten wir als Kinder schon früh – kann sich vor dem Absoluten nicht versperren. Als kleiner Junge brachte ich meinen Vater zum Verzweifeln, mit meiner fast manischen Frage, ob der Himmel nicht eine Decke sei, eine blaue Decke. Meines Vaters Antwort brachte aber meine Fragerei erst recht in Schwung. Die von ihm mobilisierte Unendlichkeit wollte ich einfach nicht akzeptieren, geschweige denn begreifen; ich wollte um Himmels willen irgendwo eine Grenze sehen. Die Antwort meines Vaters war natürlich zeitbedingt, er wusste von Kopernikus. Nicht zeitbedingt war meine Fragerei.

Doch nicht nur diese «letzten Fragen» machen uns zu schaffen, auch die Wirklichkeit bedrückt uns an allen Ecken und Enden. Wir sind einer solchen Flut von Forderungen, Nachrichten, Eindrücken, Fragestellungen, Rücksichten und Ge-/Verboten ausgesetzt, dass wir diesem Ansturm nur durch entsprechendes Filtern, Neutralisieren und Sich-Distanzieren standhalten können.

Beide Alpträume des Absoluten sind das Unterpfand der Moderne. Denn wir verfügen über keine überirdischen Instanzen mehr, die uns vor den «letzten Fragen» abschirmen; andererseits ist durch den Tod Gottes nicht nur alles möglich geworden, wie einst Dostojewski in den *Brüdern*

Karamasow sagte, alles Mögliche ist auch realisiert worden, was uns eine zweite Abschirmung abverlangt. Für Blumenberg ist der Mensch das Tier, das sich diesen beiden Formen von Absolutheit zu stellen hat, es aber immer wieder geschafft hat, sich davon zu entlasten. Ich behaupte nun, dass Geld eine ganz wesentliche Abschirmungs- und Entlastungsfunktion hat, dass der Mensch mit dem Eintritt in die Moderne all den Zumutungen, die man ihm bescherte, dank dem Geld halbwegs gewachsen war. Halbwegs.

Blumenberg hat wenig über Geld geschrieben. In seinen Werken ist das Thema daher weit verstreut. Nur ein Artikel ist dem Thema gewidmet, aber dafür ein umso wichtigerer: «Geld oder Leben» aus dem Jahre 1976. Nicht unironisch hat Blumenberg ihn mit dieser Gangster-Parole betitelt. Es ist eine brillante Diskussion von Simmels *Philosophie des Geldes*, mithin auch die scharfe Kritik, Simmel habe Geld und Leben verwechselt und anstelle des Geldes vom Leben sprechen wollen. Diesem Aspekt der Blumenberg'schen Geld-Diskussion wollen wir einen besonderen Beitrag widmen.

An dieser Stelle geht es mir darum, ausgehend von Blumenbergs Eingangsfrage, essayartig und auf meine Weise, den Verknotungen zwischen Geld und Absolutheitsentlastung nachzugehen. Auf eigene Gefahr.

Wenn die Notwendigkeit nicht bestünde, es sich irgendwie zu beschaffen, so müsste das Geld wohl als das probateste Mittel zur Entlastung vom Absoluten gehalten werden. So meine These. Wenn sich alles Unwesentliche gegen Geld einlösen lässt, so besteht die Chance, dass wir bei Unbezahlbarem ans Wesentliche herankommen. Oder mit Blumenbergs Worten: «Nichts Wesentliches ist für Geld zu haben; aber alles Wesentli-

che ist erreichbar, wenn alles andere für Geld zu haben ist» (1976, S. 129). Und dieses Wesentliche hat immer mit dem Abwenden der Last des Absoluten zu tun. Ich will dies anhand von vier Aspekten des Geldes darlegen:

- seiner Distanzierungsleistung (Raum),
- seiner Aufschubfunktion (Zeit),
- der Frage nach dem Mass und dem Massvollen (Modalität),
- seiner besonderen Form von Freiheit (Kausalität).

1. Geld ermöglicht uns in der Tat, uns von den Dingen zu distanzieren, deren Aneignung und Konsum eine Zeit lang aufzuschieben. Dank dem Geld greifen wir nicht sofort zu, wir üben Zurückhaltung. Wir haben diese Dinge – potenziell – und haben sie auch (noch) nicht – real. Das heisst: Wir haben die Wahl. Sie sind vor uns, bieten sich an, aber wir können zögern. Erst das Geld macht uns zu zögernden Wesen. Geld diszipliniert, und gerade diese Disziplin macht uns zu reflexiven Wesen. Und Reflexion ist vor allen Dingen Zurückhaltung. So sah es auch John Locke, der im Eigentum jene Institution sah, die uns verantwortlich, zu verantwortlichen *Bürgern*, d.h. zu kompetenten Wählern, macht. Die Moderne ist das Zeitalter der Überfrachtung von Dingen. Könnten wir nicht wählen, so würden wir daran verrückt werden. Deshalb ist Geld so nützlich: Es hindert uns daran, sie nicht alle gleichzeitig zu wollen.
2. Geld ist aber auch Zeit. Wer Geld hat, kann warten – auf bessere Gelegenheiten, auf den Moment, bis zu dem der Verzicht noch ertragbar ist, und auf die Lust, mit Möglichkeiten zu spielen. Geld schiebt auf und ermöglicht uns,

im Zeitintervall über unsere Bedürfnisse nachzudenken, das heisst, sich von ihnen nicht überwältigen zu lassen. Geld macht geduldig und diese Geduld, wenn sie nicht schon zum Selbstzweck geworden ist, ist eine gute Finte, sich seiner Gier nicht zu überlassen. Mit Geld können wir Zeit gewinnen, können uns ein Stück weit Lebenszeit reservieren, weil es uns ein Spiel mit der Zeit ermöglicht. Wir wissen von ihrer Endlichkeit und dank des Geldes können wir uns etwas Zeit aufsparen, d.h. etwas Gelassenheit.

3. Das ist aber alles eine Sache des Masses. Wer zu wenig Geld besitzt, den bedrückt die Not, bei dem wird Geld zu einer Obsession, und als solche steht er wieder vor einem Absoluten. Wer zu viel davon hat, übt sich in endlosen Rechnungen und trübseligen Vergleichen. Sein sprichwörtlicher Geiz kommt nicht so sehr vom berühmten Fäkalkomplex, über den sich die Psychoanalyse einst beugte, sondern ist ein Resultat dieser Rechnerie und dem nagenden Zweifel, sein Geld nie gut genug angelegt und verwendet zu haben. In beiden Fällen ist Geld eine Last, in beiden Fällen beschützt es uns nicht gegen das Absolute. Entlastend ist es paradoxerweise nur, wenn man *genug* davon hat; genug, dass man nicht daran zu denken hat. Arme und Reiche werden am Geld verrückt, die einen aus Not, die anderen aus Überfluss. Genug Geld zu haben ist vor allen Dingen eine Lebenskunst; eine Lebenskunst – die uns das Geld auferlegt –, es zu haben, ohne ständig daran denken zu müssen. Auch hier handelt es sich um eine Disziplin, denn was wir am Geld lernen, die *temperantia*, Mässigung, überträgt sich auf andere Bereiche des Lebens. Wir können nicht alles haben, nicht

alle Schlösser, Frauen, Männer und Erbaulichkeiten. Nur einen kleinen Teil davon, mit dem wir uns bescheiden müssen. Und dieses Bescheiden geht nur, wenn wir gelernt haben, an dieses Übermass nicht mehr denken zu müssen. Darin ist das Geld eine gute Lehrerin.

4. Geld ist schliesslich ein Stück «geronnene Freiheit». Die Moderne hat den Menschen in die Freiheit entlassen. Er steht nun allein vor der Kontingenz der Welt. Er hat so viele Möglichkeiten, dass die Überforderung sein Handeln blockiert. Als Absolutes ist absolute Freiheit der wohl grösste Albtraum unseres Zeitalters. Dem kann nur ein «absolutes Mittel» halbwegs beikommen. Deshalb auch die «geronnene Freiheit». Im Geld besitzt der Mensch eine bestimmte Anzahl von Handlungsoptionen, die er gegeneinander abwägen kann. Dadurch, dass er über Distanz, Zeit und Mass verfügt, reduziert sich die absolute Freiheit auf ein *erträgliches* Set von Alternativen. Man kann nicht alle Schlösser haben, aber vielleicht hie und da ein Zimmerlein darin. Man kann nicht alle Karrieren absolvieren, sondern manchmal ein Stück von der einen, manchmal ein Stück von der anderen. Dank dem Geld erleben wir diese «erstückelte» Befriedigung nicht als eine grosse Frustration, sondern als kleine, erreichbare Ziele, die ihrerseits die grossen Ziele als reine Fantasieprodukte erscheinen lassen. Die Stückelung des Geldes findet sich in all unseren Projekten: Für einen Batzen erhielt man einen Mohrenkopf, nicht die ganze Konditorei, für einen Fünfliber eine kleine Fahrt im Postauto, nicht eine Weltumsegelung, für hunderttausend Franken finanzierte man eine bessere Pension, nicht aber das ewige Leben.

* * *

Vor ein Absolutes gestellt, würde Angst zur Angstpsychose werden. Deshalb hat der Mensch immer nach Entlastungen Ausschau gehalten. Davon gibt es diverse Arten. Meistens entlastet er sich durch Unterhaltung. Doch das ist nur eine Ablenkung, die nach mehr Unterhaltung verlangt. Ein probateres Mittel sind Gott und Götter, d.h. erdachte Absolute, mit denen das Übel mit einem anderen Übel bekämpft wird. Sodann Mythen und Ideologien, d.h. Geschichten, die der Mensch sich selbst erzählt, um die unerträgliche Last seiner Möglichkeiten zu meistern. Die Angst vor dieser Psychose ist so gross, dass man fast alles schluckt, jeden Guru, jeden Spuk, jede Religion.

Die Aufklärung hat mit fast allen Angstthemen aufgeräumt. Es bleibt noch das Geld. Ohne Geld ist der moderne Mensch nicht nur mittellos, er ist hilflos; hilflos den Absolutheitsansprüchen seines Lebens ausgeliefert. Was aber, wenn man ihm auch das noch wegnehmen will? Wenn man ihm namens Sicherheit, Bequemlichkeit und Schnelligkeit den Fünfliber (den er manchmal auf eine Beule hielt) auch noch versagt? Ich glaube nicht, dass man im Rahmen der Geldabschaffung jemals daran gedacht hat. Wir könnten nicht nur unsere Beulen am Kopf nicht mehr beruhigen, sondern auch die zahlreichen seelischen und psychischen Beulen nicht, die wir uns holen, wenn wir nicht mehr wissen, wie wir im Rummel der Ereignisse etwas Gelassenheit üben könnten.

Literatur

- Blumenberg, Hans: «Geld oder Leben. Eine metaphorologische Studie zur Konsistenz der Philosophie Georg Simmels», in: Hannes Böhlinger und Karlfried Gründer (Hrsg.): *Ästhetik und Soziologie um die Jahrhundertwende: Georg Simmel*, Frankfurt/Main, 1976, S. 121–134.



Eske Bockelmann (1957)

Weg vom Geld

2004 erschien ein ganz unerwartetes Buch, das sehr schnell von sich reden liess. Mit ihm nahm die Geldfrage einen neuen Anfang. Denn die vom Autor vertretene These war höchst brisant: Nicht nur stellte er eindeutig fest, dass mit Eintreten in die Moderne die menschliche Wahrnehmung des Binärrhythmus keineswegs universell war, sondern führte diese Uniformisierung des Takt-rhythmus auf das Überhandnehmen des Geldes als sich stets verallgemeinerndes Kommunikations-medium zurück. Selbst in den sonst äusserst kritischen Kreisen der neuen «Marx-Lektüre» wurde es als eine bahnbrechende Leistung beurteilt.

Vita

Eske Bockelmann ist ein deutscher Germanist, der 2004 ein bedeutendes Buch über den Zusammenhang zwischen Geld und Moderne geschrieben hat, *Im Takt des Geldes*. Er ist Hochschuldozent für Latein in Chemnitz und Privatdozent für neue deutsche Literaturwissenschaft in Duisburg-Essen. Mit diesem Buch hat er eine eigenständige Geldtheorie entwickelt, die sich der Frage widmet, unter welchen Umständen und mit welchen Konsequenzen das moderne Medium Geld abgeschafft werden kann. Er schreibt gegenwärtig an einem weiteren Werk, das die Einsichten seines Buches von 2004 zusammenfassen und eindeutiger formulieren soll.

Thematik und Werk

Auch wenn sich Bockelmann sehr kritisch gegenüber der marxistischen Geldtheorie Alfred Sohn-Rethels verhält, geht er dennoch von der Frage aus, wie sich die Herausbildung des Geld-mediums auf die Denkstrukturen des Menschen auswirkt. Nur stellt er diese Frage nicht in den Zusammenhang der «Achsenzeit» (Karl Jaspers), wie sie sich in Griechenland mit dem Aufkommen der antiken Philosophie abgespielt hat, sondern ans Ende der Renaissance mit dem Bruch zwischen Tradition und Moderne. Dabei ist der Unterschied zwischen Geld als Werkzeug und Geld als Medium von zentraler Bedeutung. Man könnte es mit dem Vergleich des berühmten amerikanischen Historikers und Technikkritikers Lewis Mumford versuchen: So wie der antike Mensch

sein Werkzeug in der Hand hat, mit ihm *hantiert*, so verfügt er auch über das Geld, kann es objektivieren, kann es zuweilen «kippen» oder auch ganz umgehen. Der moderne Mensch hingegen ist in der Gewalt seines Werkzeugs, er ist sozusagen das Werkzeug seines Werkzeugs, *ohne es aber zu wissen*. Er glaubt zwar, über sein Geld zu verfügen, seiner Herr zu sein; in Tat und Wahrheit wird er aber von ihm beherrscht – nicht nur im banalen Sinne der Geldgier oder einer Geldaskese, sondern bis in seinen Verstand und bis tief hinein in seinen Wahrnehmungsapparat.

Es ist also ein neues Kapitel der schon von Marx begonnenen und von zahlreichen Marxisten weiterentwickelten Fetischismuskritik, die Bockelmann ins Auge fasst. Wie kommt es, so die Frage, dass uns die «Dinge dieser Welt» – und das heisst nicht nur die eigentlichen Dinge, sondern schlichtweg alles, was uns äusserlich ist, die anderen Menschen, ja die Gesellschaft selbst, in der wir leben – in ihrer bunten Mannigfaltigkeit nur noch als Waren, ja als blosser Zahlen, begegnen? *Und dass diese ästhetische, aber auch kognitive Verarmung* nicht als solche, sondern als ganz normales und sozusagen naturgegebenes Phänomen erscheint? Wie kommt diese Verarmung der Welt, diese «Pseudokonkretheit» (Karel Kosik) durch unser aktives Dazutun, aber ohne unser Bewusstsein, zustande? Bockelmann leugnet nicht die aktive Rolle, die dabei das Abstraktwerden der menschlichen Arbeit im kapitalistischen Produktionsprozess spielt, doch verlagert er den zentralen Impuls in die Warenzirkulationssphäre, dessen Hauptagent das (moderne) Geld ist.

Auf diese Frage kam Bockelmann durch eine «grundstürzende» (so der Klappentext seines Buches) Entdeckung im Bereich der Geschichte der Rhythmen. Wie schon der französische Ethnolo-

ge Marcel Mauss festgestellt hatte, haben auch Rhythmen einen eigenen soziokulturellen Kontext und eine eigene Geschichte. Es betrifft hier nicht soziale Zyklen (profane und zeremonielle Zeiten) wie bei Durkheim und Mauss, sondern die musikalischen Rhythmen, wie sie sich im Herzen Europas abspielten. Bis zum ausgehenden 16. Jahrhundert war die europäische Musik durch eine ausgesprochene Polyrhythmie gekennzeichnet (was noch heute in gewissen aussereuropäischen Musikkulturen der Fall ist). Nun schreibt René Descartes im Jahre 1618 seinen ersten philosophischen Text, *Compendium musicae*, den er als persönliches Geschenk für seinen wohl wichtigsten Lehrmeister, den holländischen Mathematiker und Physiker Isaac Beeckman, auffasst. Descartes wird nie mehr auf Musik zurückkommen, doch der Text wird verbreitet und diskutiert und schliesslich einen grossen Einfluss auf die damals wichtigste Musiktheorie von Jean-Philippe Rameau haben. Was die Rhythmen angeht, so bezeichnet Descartes den Takt als *natürlichen* Rhythmus, der universellen Charakter habe. Das ist erstaunlich, denn Descartes ist in einem musikalischen Kontext aufgewachsen, in dem durchwegs Polyrhythmie praktiziert wurde. Nun universalisiert Descartes ein Phänomen (den Binärrhythmus), das er nie in dieser Ausgestaltung gekannt hat, mehr noch: Er vergisst oder verdrängt eine ihm geläufige Wahrnehmungsform und naturalisiert dabei einen Rhythmus, der zu seiner Zeit ein Rhythmus unter anderen gewesen war.

Wir kennen die wahrhaft explosive Karriere des Binärrhythmus, in der Musik zuerst, dann in allen sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Bereichen im Fortgang der Moderne. Dabei stellen sich Bockelmann die berechtigten Fragen: 1. wie eine solche Hegemonie zustande kam, 2. wie

es dazu kam, dass dieser rhythmische Bruch sowohl aus dem individuellen (Descartes') als auch aus dem kollektiven Gedächtnis getilgt werden konnte.

Bockelmanns Entdeckung ist in der Tat epochal. Es gibt nur wenige Beispiele, die den Bruch zwischen Tradition und Moderne so radikal verdeutlichen wie diese Transformation der Rhythmuswahrnehmung (andere Beispiele wie die «Erfindung» der Perspektive oder die Integration der Null ins Zahlensystem sind weitaus weniger symptomatisch und bestimmend als diese Wahrnehmungsform). Denn Descartes' Feststellung beschränkt sich nicht nur auf Musik, bei der dieser Bruch objektiv belegt werden kann, sondern auf den gesamten Wahrnehmungsapparat, also auf den Herzschlag, das Anhören eines tropfenden Hahnes oder eines herannahenden Schrittes. Diese Entdeckung ist so bedeutend, weil sie, ist sie einmal erklärt, uns zwingen würde, die Geschichte der Moderne neu zu schreiben.

Der Hauptteil von *Im Takt des Geldes* gilt also einer Spurensuche. Bockelmann prüft eingehend jede mögliche Hypothese: Ist es ein kultureller Import, der auf europäischem Boden besonders gut gedeihen konnte? Sind es die Kirchenguhren, die in dieser Zeit von den Klöstern ins Stadttinnere verlegt wurden? Ist es eine technische Erfindung, wie z.B. die Produktion von Taschenguhren, die allmählich den Alltag neu rhythmisierte? Sind es die Produktionsbedingungen in den sich ausbildenden Manufakturen, welche die menschliche Arbeit neu zu organisieren begannen? Überall stösst er zwar auf Indizien, aber die Fahndung mag ihn nicht überzeugen. Vor allem das Rätsel der Nichtwahrnehmung eines rhythmischen Bruches kann in keiner Weise aufgedeckt werden.

Man könnte fast sagen, dass Bockelmann aus

schierer Ratlosigkeit schliesslich auf das Geldmedium gestossen ist. Ihm waren die Arbeiten Sohn-Rethels natürlich bekannt und die grosse Rolle, die sie auf Theodor W. Adornos Spätwerk *Negative Dialektik* ausgeübt haben. Sohn-Rethels Begriff der Tauschabstraktion dient Adorno in seiner Kritik des Kant'schen Transzendentalsubjekts und dem, was er «identifizierendes Denken» genannt hat. Unter der Herrschaft der (durch Geld vermittelten) Tauschabstraktion wird eine Welt der Waren, d.h. eine Welt der Gleich-Gültigkeit, erzeugt, eine Ideologie, die sich über alle Dinge und Menschen stülpt, ohne dass die Menschen durch ihren Verstand in der Lage sind, diesen Verblendungszusammenhang wahrzunehmen, geschweige denn zu hinterfragen.

Die Parallele zur Hegemonie des Taktrhythmus ist nun der weitere Schritt, den Bockelmann zur Beglaubigung seiner These ausführen muss. Das Überhandnehmen des Geldes als allgemeines Wertmass führt zu einer dualen Welt: auf der einen Seite die Waren, auf der anderen das Geld, das den «Dingen dieser Welt» erst ihren Warencharakter gibt. So kann das Geld im Tausch zum eigentlichen Taktgeber werden, es rhythmisiert auf seine je eigene Weise das Geben und Erhalten im Warentausch. Bestünde ein anderes Tauschmedium (Vertrauen etwa), so wären die Austauschrelativ komplizierte Vorgänge, gespickt mit «nichtliquidativen» (Heinzpeter Znoj) Elementen, die der Äquivalenzrechnung des Warentausches entgegenstünden. Nur Geld, und das haben wir bereits bei Simmel gesehen, hat einen definitiv liquidativen Charakter, d.h. die besondere Qualität, durch Quantifizierung eine Transaktion ohne Rest zu ermöglichen. Ein Rhythmus ist damit angezeigt: geben, erhalten, geben, erhalten, ein monotones Hin und Her ohne Rest und Nebengerä-

sche, weil beide, Nehmen und Erhalten, durch das Geldmedium aufeinander funktional bestimmt sind. So bildet sich unter seiner Herrschaft ein gesellschaftlicher Zusammenhang, in dem die handelnden Menschen dieses monotone Ticktack ihrer Transaktionen als normale, naturbestimmte Abläufe wahrnehmen und denken müssen (wenn sie sie überhaupt einmal bedenken).

Nicht das 6. Jahrhundert v. u. Z. ist also die wirkliche «Achsenzeit», sondern sie spielt sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts ab, zu einer Zeit also, als grosse Teile Europas einen Monetarisierungsschub erfahren, der in der Geschichte beispiellos ist. Das Versiegen der geraubten amerikanischen Edelmetalle, das ständige Anwachsen von Staatsausgaben, aber auch die Herausbildung von *Nationen* (nach dem Westfälischen Frieden von 1648), die ihre Beziehungen zunehmend mit Handelsbilanzen erfassen, führen zur Gründung des modernen Banken- und Börsenwesens. Sie führen aber auch zu eigentlichen Geldtheorien, wie sie sich im Merkantilismus – dieser schlecht erforschten Periode in der Geschichte der ökonomischen Doktrinen – entfaltet haben. Und selbst im Alltag stellt man eine drastische Reduktion des Tauschhandels zugunsten durch Geld vermittelter Austausch auf Märkten fest, die nicht mehr am Rande der Städte, sondern in ihren Herzen stattfinden. Geld pulsiert zunehmend durch die Adern der europäischen Zirkulationsformen – es ist kein Wunder, wenn man beginnt, es mit dem Blut im menschlichen Körper zu vergleichen, wie es William Harvey dargestellt hat. Nur ist der Unterschied, dass Geld diesen Körper selbst transformiert, indem es einen gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang schafft, der nicht mehr auf Gemeinschaftlichkeit beruht, sondern auf einem

abstrakten Zusammenhang, den Ferdinand Tönnies «Gesellschaft» genannt hat. Und in einer solch abstrakt gewordenen Lebenswelt denkt sich anders und nimmt sich anders wahr als in der traditionellen Gemeinschaft. Man denkt und nimmt warenförmig wahr. Die Tatsache, dass das Medium, das diese Abstraktion geschaffen hat, das Geld nämlich, niemals in diesem Abstraktionsprozess zum Vorschein kommt, lässt diese Denk- und Wahrnehmungsformen als sozusagen naturgegeben und universell erscheinen.

Das Dossier «Moderne», so wie es uns Bockelmann darlegt, muss also wieder einmal geöffnet werden, und stimmt seine Rekonstruktion, muss es neu geschrieben werden. Das Interesse daran ist nicht nur ein rein intellektuelles. Heute, da immer mehr von post-monetärer Gesellschaft gesprochen wird (Rogoff, Heidenreich), darf diese Abschaffungsutopie nicht Technokraten überlassen werden, die uns kurzfristig über Chancen und Gefahren einer *cashless society* informieren. Es bedarf das historisch geschärfte Blickes des Philosophen und Erkenntniskritikers, um hinter dem «Schleier des Geldes» die eigentlichen Vorgänge zu studieren, die solcher Abschaffung zu Buche stehen.

Literatur

- Bockelmann, Eske: *Im Takt des Geldes. Zur Genese modernen Denkens*. Zu Klampen, Springe, 2004.

Sacha Bourgeois-Gironde (1968)

Neuromoney

Für die Neurowissenschaften ist Geld ein faszinierendes, weil störendes Forschungsobjekt. Man könnte annehmen, dass es, weil es evolutionär ein sehr junges Phänomen ist, keinerlei Auswirkungen auf die biologisch-genetische Konstitution menschlicher Kognition haben kann. Aber siehe da, zahlreiche Experimente haben gezeigt, dass dem nicht so ist. Langsam sollte klar werden, dass nichts so radikal und so schnell unsere Denkformen und -strukturen beeinflusst hat wie das Geld. Grund genug, die oft verschrienen Neurowissenschaften zu Rate zu ziehen.



Vita

Bourgeois-Gironde ist ein französischer Philosoph, der sich im Laufe seiner Karriere zunehmend der Neuroökonomie zugewandt hat. Als Absolvent der wohl elitärsten «grande école» der «grande Nation», der *Ecole normale supérieure de la rue d'Ulm*, war ihm als «Ulmien» eine brillante akademische Karriere beschieden, die er auch eine Zeitlang, als analytischer Philosoph, beschritt. Mit Aufkommen der Neurowissenschaften konzentrierte sich sein Interesse jedoch immer mehr auf die biologischen Grundlagen des menschlichen Geistes, darunter der Erforschung des wohl komplexesten Gebildes, das diesem Geist begegnet, dem Geld. Im Rahmen einer anderen Elite-Institution der Nation, dem *Institut Jean-Nicod*, unternahm er eine Reihe höchst inte-

ressanter Studien über die Interaktion Geld/Geist, die ihn dazu bewogen, Ordinarius für Volkswirtschaftslehre an der Universität Paris 2 zu werden. Durch diesen atypischen Karriereverlauf bringt er seine Kompetenzen als analytischer Philosoph in die experimentelle Ökonomie ein und entfaltet dabei eine rege internationale Aktivität.

Thematik und Werk

Wie sich Geld auf unser Gehirn auswirkt, ist eine durchgehende Fragestellung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Abgesehen von allen moralischen Traktaten, die vor allem im 19. Jahrhundert von den Verwüstungen der menschlichen Seele handelten, stellte schon Simmel eine ganze Reihe äusserst geistreicher Mutmassungen an: nicht nur auf die Art und Weise, wie Geld den

Charakter verdirbt, sondern wie Geld als eine Denkform unsere Wahrnehmung von Wirklichkeit verändert. Doch erst mit dem Aufkommen der Verhaltenspsychologie wurde das Interesse am Stimulus-Charakter des Geldes akut. Ein wichtiger Teil der arbeitspsychologischen Motivationsforschung drehte sich um die Frage, inwiefern Lohnerhöhungen sich auf die Arbeitsleistungen auswirkten. Dabei wurden auch Vergleichsforschungen angestellt, ob und wie solche ähnlichen Stimuli auch bei Affen wirkten. Und in der Tat gibt es so etwas wie biologische Grundlagen des Geldgebrauchs. Aber im Rahmen der Verhaltenspsychologie musste das Gehirn selbst als eine Black Box angesehen werden. Seine komplexe Funktionsweise konnte nur indirekt durch den Vergleich zwischen Stimulus und Reaktion studiert werden. Erst mit der Entwicklung der Magnetresonanztomographie (MRI) konnte in diese Black Box hineingeschaut werden. So hielt ab 2003 ein neues Fach Einzug in die Akademie: die Neuroökonomie. Im Vordergrund des Interesses standen damals das Studium der Gehirnaktivität bei ökonomischen Entscheidungen und die Feststellung, dass dabei Emotionen eine viel grössere Rolle spielten als erwartet. Dass in diesem Rahmen nun gerade das Phänomen Geld näher erforscht wurde, lässt sich leicht verstehen. Einmal besteht das «Rätsel Geld» immerfort, man kann es immer noch nicht definieren, kennt seine Funktionsweisen kaum, tappt im Dunkeln, was seine Auswirkungen auf das menschliche Verhalten angeht, und verstrickt sich daher in sterile doktrinäre Debatten. Hier verspricht die MRI ganz konkrete Resultate zu liefern. Mit Geld kann nach Jahrhunderten der Spekulation labormässig experimentiert werden, indem beobachtet wird, welche Gehirnzonen bei welchem Geldgebrauch

«feuern». Ganz erstaunliche, aber auch ganz alltägliche Resultate werden dabei geliefert. Allen voran die Frage, was seinen Charakter als Belohnung (*reward*) angeht; ist es ja kein «primary reward» wie Nudeln, sondern ein «secondary reward», mittels dessen so gut wie alle «primary rewards» ergattert werden können.

Zu den zahlreichen Erkenntnissen hier nur eine kurze Auswahl:

1. Geld «kneten» reduziert körperliche Schmerzen.
2. Geld «kneten» hat einen beruhigenden Effekt.
3. Umgekehrt fördern soziale Exklusion und Schmerzen den Drang nach Geld.
4. Verdientes Geld induziert mehr Wohlgefühl als unverdientes.
5. Geld motiviert zu mehr Leistung.
6. Geld ist eine «kognitive Droge», wie Pornografie. Es fördert die Dopamin- und hemmt dadurch die Serotonin-Produktion.
7. Geld führt zu Aufschiebungsverhalten (Prokrastination).
8. Der Geldgebrauch erlernt sich am schnellsten durch Geldspiele (z.B. Monopoly).
9. Die arithmetischen Grundrechenarten erlernen sich bei Kindern am besten durchs Taschengeld.

10. Durch Bezahlung mit Kreditkarten erhöht sich der Kaufdrang um das Zehnfache.
11. Reiche Menschen haben weniger soziale Empathie als arme. Und das funktioniert sogar mit Falschgeld. Gewinner beim Monopolspiel werden zum Beispiel immer lauter und aggressiver im Verlauf ihres Siegeszugs.
12. 75% der Bevölkerung Frankreichs ist der Meinung, dass Geldtransaktionen Nullsummenspiele sind.
13. Bei riskanten Anlagegeschäften an der Börse «feuert» die emotionale, nach Belohnung neigende Gehirnzone, während Law-risk-Anlagen die Zone der Schmerzvermeidung angeht. Erst in einem zweiten Schritt tritt das rationale Kalkül in Erscheinung.
14. Geldprobleme provozieren Bauchschmerzen, weil die gleichen Neuronen im Magen wie im Gehirn dabei in Aktion treten.

So könnte es noch eine ganze Weile weitergehen, denn die Erforschung des Neurogeldes ist effektiv Neuland und bringt teils spannende, teils völlig evidente (aber nicht getestete) Ergebnisse zu Tage. Dabei hütet sie sich vor dem Reduktionismus, Geld restlos auf seine biologischen Grundlagen zu reduzieren. Denn vieles im Geld ist kulturell bestimmt und Geld wird grösstenteils im Rahmen von Konventionen geschaffen und gehandelt. Hier genau setzt Bourgeois-Gironde an. Dabei geht er vom Kiyotaki-Wright-Modell aus, wonach schon kleine Wirtschaftsereignisse grosse Auswirkungen haben können, wenn der Kreditmarkt nicht flexibel genug auf diese Ereignisse re-

agiert. Bourgeois-Gironde hat sich in den Mikrobereich der Gelderkennung begeben, um zu ermitteln, wie und vor allem wie schnell Menschen Geld als Geld bzw. geltendes und nicht geltendes Geld erkennen können. Beim Experiment ging es darum, die Reaktionszeit beim Erkennen einer gültigen Münze zu messen: So wie wenn man zum Beispiel einem Zürcher eine Finnmark vorsetzt und die Frage stellt, ob sie für ihn in der Schweiz ein gültiges Zahlungsmittel darstellt. Dasselbe wird auf das Erkennen eines zur Muttersprache gehörenden Wortes angewandt, zum Beispiel: Ist «Zworbeln» Glarnerisch für einen Glarner? Und siehe da, die Gelderkennung geschah in 125 Millisekunden, während die Worterkennung über 450 Millisekunden beanspruchte. Man erkennt also sehr viel schneller «Falschgeld» (im Sinne von nicht direkt kaufkräftigem Geld) als ein «Falschwort». Diese Vergleichstests wurden weitergezogen und die Probanden gebeten, zwischen essbar und nicht essbar bzw. giftig und ungiftig zu unterscheiden. Und hier näherten sich die Reaktionszeiten denen des Geldes. Das ist insofern sonderbar, da genetisch gesehen das Erlernen des Geldes nur gerade 2700 Jahre brauchte, während der Sprach- oder der Gifterkennungsgebrauch vermutlich auf mehreren hunderttausend Jahren beruht. Weshalb, fragte sich Bourgeois-Gironde, gibt es diese nahezu reflexartige Reaktion beim Geld, reflexartig im Sinne von «primary rewards» (essbar/giftig)? Für den Philosophen, den er geblieben ist, hat das weitreichende Konsequenzen. Denn das Experiment unterstreicht, dass der konventionelle Part des Geldgebrauchs weit überschätzt wurde, d.h. dass bei diesem Gebrauch die neuronalen «Verkabelungen» viel kürzer sind als z.B. beim Sprachgebrauch. Dabei wurden Experimente mit Probanden aus verschiede-

denen Geldkulturen noch nicht durchgeführt. Und das wäre gerade das äusserst Spannende daran. Man kann sich aber vorstellen, dass mit zunehmender Monetarisierung des Alltagslebens die Reaktionsgeschwindigkeit bei der Gelderkennung zunimmt und dass bei schwächerer Monetarisierung umgekehrt der konventionelle Aspekt, der z.B. Vertrauen schafft, viel wichtiger ist. Das würde Simmels Thesen bestätigen, wonach sich mit zunehmender Generalisierung und Entmaterialisierung des Geldes eine Denkform entwickelt hat, die keiner langen neuronalen Verkabelung bedarf, sondern auf ganz primitiven Netzwerken beruht. Diese regulieren Geld (oder vielmehr monetäres Denken und Kalkulieren) im Wirtschaftsalltag. Wir hätten es also im wahrsten Sinne des Wortes mit Neuro- oder Gehirngeld zu tun, bei dem nicht lange Reflexion, sondern blitzartiger Reflex, nicht reflektiertes Handeln, sondern direktes Reagieren der Fall wäre, wobei dem Reflektieren womöglich nur noch die Funktion zuteil kommen würde, nicht-reflektierte Handlungen (z.B. Spontankäufe) irgendwie zu rationalisieren.

Literatur

- Bourgeois-Gironde, Sacha (mit Dominique Dimier): *Comment l'argent vient à l'esprit. Etude d'une représentation polymorphe*. Vrin, Paris, 2009.



Leonardo Bruni (um 1370–1444)

Das Ende des Oletismus

Was das Geld angeht, so war das Mittelalter ohne Zweifel das Zeitalter des «Oletismus». Geld stinkt (lat. *olere*: riechen, sich bemerkbar machen; *aurum huic olet*: man bemerkt das Geld an seinem Geruch). Mit beginnender Renaissance verwandelte sich diese (Geruchs-)Wahrnehmung allmählich in eine Erkenntnisfrage. Ein wichtiger Anwalt dieser neuen Würde des Geldes ist der klassische Gelehrte der Früh-Renaissance Leonardo Bruni.

Vita

Leonardo Bruni stammte aus ärmlichen Verhältnissen, schaffte es aber, als Student nach Florenz zu kommen und Schüler namhafter Gelehrter zu werden. Durch seine frühe Beherrschung der griechischen Sprache trat er für die Wiederbelebung der antiken literarischen Traditionen ein und wurde so zu einem der Hauptvertreter der Renaissance-literatur. Er ist ein, im besten Sinne des Wortes, intellektueller und sozialer Parvenu, erhielt er doch 1405 das Amt eines päpstlichen Sekretärs und diente in dieser Funktion unter zahlreichen Päpsten. Nach Florenz zurückgekehrt widmete er sich vor allem seinen literarischen Arbeiten, insbesondere der Darstellung der florentinischen Geschichte. 1427 erhielt er die höchst angesehene Funktion des Staatssekretärs der Republik Florenz, wo er 1444 starb.

Florenz ist die Stadt der de' Medici, die Stadt, in der Cosimo seinen Reichtum entfaltete und daraus eine geschichtsträchtige Akademie machte, eine Stadt, in der sein Sohn Lorenzo die berühmten Paläste baute. Bruni hat hier eine besondere Funktion; er ist ein Weichensteller. Er war Cosimos Kanzler, aber dieses Amt beschränkte sich

nicht bloss auf Politisch-Administratives. Bruni kann mit Fug und Recht als Cosimos intellektueller Coach betrachtet werden. In dieser Funktion war er der Erste, der eine grössere Anzahl von Platon-Übersetzungen geschaffen hatte. Grössten Ruhm erlangte er aber als Übersetzer der *Nikomachischen Ethik* sowie der ökonomischen und politischen Schriften des Aristoteles. Dadurch übte er einen ganz entscheidenden Einfluss auf die politisch-ökonomischen Ansichten seines Herren aus. Aus diesem Grund gilt er als einer der Gründer des «Bürger-Humanismus» (Hans Baron), der über Guicciardini und Machiavelli das neuzeitliche politische Denken des Republikanismus mitbegründet hat.

Thematik und Werk

Wir interessieren uns hier nur für die begrenzte Thematik des Geldes und des Reichtums, also für die Frage, welche neue Rolle das Geld in diesem Bürger-Humanismus spielt. Kurz gesagt: Wie können Geld, Reichtum und schliesslich Bereicherung für die «allgemeine Sache», die *res publica*, eingesetzt und damit legitim werden? In seiner Funktion als Kanzler und Günstling verschenkt

Bruni Cosimo wie gesagt etliche Übersetzungen von Aristoteles und Pseudo-Aristoteles (Cosimo war ein fanatischer Büchersammler) über Ökonomie und benutzt diese prächtigen Darreichungen, um seinem Mäzen geschickte Fragen zu stellen: Kann man reich sein, aber trotzdem ein guter Bürger sein? Kann man reich sein und dennoch moralisch handeln? Ja, kann man reich sein und trotzdem ein guter Mensch sein? Verdirbt Reichtum, und das heisst vor allen Dingen Geld, nicht den Charakter des Menschen?

Das sind Fragen, die ganz zu Beginn der Renaissance gestellt wurden, gefährliche Fragen zwar, die man zu stellen wagen musste. Und Bruni wagte es. Er wagte es, weil es ihm eine Stadt gestattete, dessen Fürst über Kultur nicht nur seinen Einfluss auf seine Gegner (das Papsttum, die politischen Gegner, die angefeindeten Städte Norditaliens) ausdehnen wollte, sondern nebst Kultur als Waffe immer auch Kultur als ein Instrument für Bildung und Aufklärung auffasste.

Als Ausgangspunkt fast aller Kreuzzüge, geopolitisch günstig gelegen, sehr früh mit sicheren Häfen versehen, war Italien der ideale Ort des Einbruchs der Zirkulation in die mittelalterliche Starre. So diente Florenz sehr früh als sichere Metropole, als Verrechnungszentrum zwischen Venedig und Genua. In Florenz sass die hellen Geister und die sogenannten Wucherjuden, dort wurde Politik gemacht, und das hiess vor allem das Suchen von Kompromissen zwischen Gemeinwesen und den kirchlichen Autoritäten. Denn auch die Kirche war an Geld interessiert, nicht zuletzt weil Kreuzzüge eine enorm kostspielige Angelegenheit waren. Florenz war also der Ort, wo Geld und Kultur in Verhandlung traten, wo Kompromisse gefunden werden mussten. Geld ist in dem Sinne gut, als es in Kultur umge-

wandelt wird. Ein Ort, der für geschickte Strategen wie Bruni wie geschaffen war.

Wir kennen Aristoteles' Position über Geld und Tausch. Für ihn ist der Sinn des «guten Lebens» einer jeden Gemeinschaft eine genügende Versorgung mit Gütern; und zwar dergestalt, dass des einen Mangel an einem Gut X durch den Überfluss des anderen eines Gutes Y über den Tausch kompensiert werden kann. Tausch ist das Regulativ einer Arbeitsteilung. Damit der Tauschhandel fliessend geschehen kann, braucht es ein allgemeines, *fungibles* Mittel, das gegen alle Güter ausgetauscht werden kann: das Geld. Dieses fungible Mittel ist nur Mittel und darf in keiner Weise zum Selbstzweck werden. Geld untersteht dem «guten Leben», denn es dient der bestmöglichen Verteilung der Güter in der Gemeinschaft. Das heisst aber auch, dass ein Profit «Ware gegen Ware» nur dann moralisch ist, wenn er von der Natur abgerungen wird. Deshalb ist für Aristoteles nur die Arbeit des Bauern tugendhaft, weil sein Profit nicht auf Kosten anderer Menschen geschieht.

Bruni möchte nun dasselbe Prinzip auf die Händler anwenden. Hier sein Argument: Ein Anwachsen des Reichtums – selbst dann, wenn es auf Kosten anderer geschieht – ist insofern tugendhaft, als Familie, Verwandtschaft und Gemeinschaft von diesem Reichtum profitieren. Wie der Meister des *oikos* soll der Händler seine Domäne fruchtbringend verwalten, und zwar nicht zu seinem, sondern zum Vorteil seiner Gemeinschaft. Bruni geht also nicht auf Aristoteles' Kritik ein, sondern umgeht sie. Auch wenn der Profit des Händlers durch Ausbeutung eines anderen Menschen geschieht, ist er insofern tugendhaft, als er sozial verteilt wird. Die Bereicherung geschieht nicht um ihrer selbst willen, sondern *in fine* für das Gemeinwohl. Während Aristoteles

also an eine durch den Tausch stattfindende wirtschaftliche Umverteilung dachte, denkt Bruni an eine soziale. Wie der Bauer mit seinem Pflug arbeitet der Händler mit dem Werkzeug des Geldes. Das erklärt auch die besondere Sorge des Händlers, seine Bücher zu führen. Es geht ihm nicht nur darum, in Geldangelegenheiten grösstmögliche Ordnung zu halten, sondern auch darum, zu zeigen, dass sein Profit rechtmässig erwirtschaftet und schliesslich verteilt wurde.

Bruni realisiert dadurch eine geschickte Harmonie zwischen Handel, Ethik und Politik. Sein Hauptargument gegen die damals durch die Stoiker vertretenen Moralvorstellungen besagt, dass es wohl gut ist, tugendhaft zu leben, aber auch wichtig, sich die Mittel zu diesen Tugenden zu geben. Keine *virtu* ohne die Mittel dazu. Das gilt auch in politischer Hinsicht. Denn in Brunis Augen spielen die Händler eine für die Gemeinschaft wesentliche Doppelrolle: Einmal befördern sie den Frieden durch ihr Verhandlungsgeschick und ihre Weltgewandtheit; hinzu kommt, dass sie in Kriegszeiten durch ihren Reichtum die Mittel zur Verteidigung der Gemeinschaft bereitstellen.

Während der Renaissance hat sich somit eine Wende vollzogen: Vom Reichtum als Mittel wurde er zum Zweck. Es gibt keinen Zweifel, dass die Medici durch Prestige und Privilegien regieren wollten. Erst in zweiter Linie kamen religiöse Absichten zum Tragen. Beides wussten sie geschickt zu manövrieren, die materiellen wie die ideellen Motive. Man kann Leonardo als Parvenü betrachten, ja gar als Wendehals. Nichtsdestotrotz verwirklichte er die Maxime der Frührenaissance, Reichtum als Mittel für kulturelle Zwecke zu benutzen, mit vielleicht noch grösserem Einsatz als die Herren, denen er diente. Dabei diente er auch politischen Zwecken, die bei den Medici nur be-

dingt Unterstützung fanden. Denn sein Bürger-Humanismus (*civil humanism*), wie es Hans Baron (1900–1988) ausdrückt, öffnete die Tore für eine andere, eine moderne Lektüre der antiken Werke. Nicht umsonst wurde Aristoteles' *Nikomachische Ethik* zu einem der Grundwerke des aufkommenden politischen Denkens der Neuzeit.

Für eine gewisse Historiografie war das Mittelalter eine *finstere* Periode. Neuere Forschungen – insbesondere durch die Arbeiten Jacques Le Goffs inspiriert – haben dieses Urteil jedoch stark revidiert. Vielleicht wäre es besser, es als eine *unbewegte* oder *unbewegliche* Periode zu bezeichnen. Tatsache ist auch, dass die Geldzirkulation im Mittelalter progressiv zum Erliegen kam. Im Zuge der im 12. Jahrhundert einsetzenden «kommerziellen Revolution» – deren wichtigstes Anliegen die Finanzierung der Kreuzzüge war – kam etwas Bewegung in dieses starre Bild. Im florentinischen *Quattrocento*, d.h. im Herzen der Renaissance, bezeugt die Geldfrage, dass die Periode der Unbewegtheit definitiv zu Ende ist. Man wagt es, offene Fragen ans Geld zu stellen, und Leonardo Bruni ist eine der zentralen Gelehrtenfiguren, die sich ihrer annehmen. Mit dem Ende des Oletismus wurde auch der Handel moralisch aufgewertet und Geld als Medium erkannt, das eine Gesellschaft wieder in Bewegung brachte.

Literatur

- Leonardo Bruni: *History of the Florentine People*. Hrsg. von James Hankins. 3 Bände. Harvard University Press, Cambridge (Mass.), 2001–2007 (lateinischer Text und englische Übersetzung).
- Leonardo Bruni: *Humanistisch-philosophische Schriften*. Hrsg. von Hans Baron, Leipzig/Berlin, 1928.

Johannes Buridanus (1292–1363)

Geld und Gemeinwohl

Damit Geld wirkliches Geld in unserem modernen Sinne sein kann, muss es sich von seinem Status als symbolträchtigem Zahlungs- und Vergeltungsmittel emanzipieren. Es darf nicht mehr Spielzeug eines Herrschers sein, sondern soll einer Allgemeinheit dienen. Die Münzverschlechterung, deren sich die Herrscher allzu oft bedienten, um ihre leeren Kassen wieder zu füllen, hat dabei einen bedeutsamen Charakter. Die ersten Gelddenker des sich langsam anbahnenden modernen Zeitalters nahmen dies zum Anlass, um den Alleinanspruch auf «Geld» zu relativieren und den Herrscher dazu zu bewegen, dass es bessere Wege der Bereicherung gibt, als gute in schlechte Münzen zu verwandeln.



Vita

Der Autor hält Johannes Buridanus (*Jean Buridan* 1292–1363) für den ersten *neuzeitlichen* Gelddenker in der abendländischen Tradition. Von seinem Leben ist wenig bekannt, und was bekannt ist (wie zum Beispiel seine Affären mit Marguerite von Navarra), gehört zur Legende. Man weiss, dass er Schüler von Wilhelm von Ockham war, dem berühmtesten Nominalisten des Mittelalters. Man weiss auch, dass er zweimal Rektor der Pariser Akademie war. Aber vor allem weiss man, dass er ein reiner *homo academicus* war, der seine Karriere nicht der Tätigkeit

als Theologe und auch nicht der Aufgabe als Berater des Prinzen verdankte, sondern allein seinen denkerischen Fähigkeiten. Lesen wir seine Texte wie die *Quaestiones super X libros Ethicorum Aristotelis*, so sehen wir einen brillanten Dialektiker vor uns, der gekonnt Argument und Gegenargument seiner Thesen unterscheidet und daraus messerscharfe Konsequenzen zieht. Aus Frankreich vertrieben, verschlug es ihn nach Prag, von wo aus er seine Lehren weiter verbreitete. Einer seiner Schüler war Nikolaus Oresmius (*Nicolas Oresme* 1320–1382), dessen monetäre Schriften einige Berühmtheit erlangten, jedoch ihren ei-

gentlichen Impuls dem Meister Buridanus verdankten. Buridanus gilt auch als einer der wichtigsten Kritiker von Aristoteles' Bewegungstheorie, von wo aus die neuzeitliche Raumtheorie ihren Anlauf nahm. Insofern kann er als ein Vor-denker von Kopernikus angesehen werden, der sich ja bekanntlich auch über Geld den Kopf zerbrochen hat.

Thematik und Werk

Einmal abgesehen von der Frage, ob es denn zwischen Raum und Geld eine innere Verwandtschaft geben könnte, wo wir es doch gewohnt sind, Geld eher mit Zeit in Zusammenhang zu bringen, interessiert uns Letzteres schon deshalb, weil es Buridanus explizit zu einem Thema seines Denkens gemacht hat. Und das mit einer bemerkenswerten Wissenschaftlichkeit. Buridanus steht in der aristotelischen Tradition: Geld *ist*, wozu es dient. Und es dient vornehmlich dem Tausch. Doch Buridanus weitete seine funktionale Analyse auch auf das Geld als Zahlungs- und Wertaufbewahrungsmittel aus. Doch neben diesen drei Funktionen, und das ist wohl sein neuzeitlicher Aspekt, bringt er es immer auch mit dem Gemeinwohl in Verbindung. Das heisst insbesondere mit den Praktiken der *Münzverschlechterung*, mit der sich irdische und geistige Mächte ihre Paläste, Kathedralen, Kreuzzüge und ihr opulentes Leben finanzieren.

Zwischen Ende des Römischen Reiches und der «kommerziellen Revolution» im 12. Jahrhundert hatten sich die meisten Wirtschaften Europas auf autarke Strukturen zusammengezogen. Der Geldverkehr war praktisch ganz erloschen. Die wirtschaftliche Wiedergeburt ging über die Klöster, dann über die ersten Stadtbildungen und das Wiederaufwachen des Handels. Das Münzregal

oblag aber immer noch den jeweiligen Herrschern. Dadurch, dass die weltliche Herrschaft sich auch einen Teil der geistigen sichern wollte, zederte sie Teile dieses Münzregals auch den Bischöfen. Dadurch entstand ein erster Säkularisierungsschub, denn die geistigen Herrscher waren darauf bedacht, ihre eigene Einflussphäre zu vergrössern. Dies geschah durch Bauten und Kreuzzüge, die mit Geld finanziert werden mussten. Die politischen Institutionen waren aber noch so unentwickelt, dass diese Finanzierungen nicht über Steuern geschehen konnten. Und so kam es zu konsequenten Manipulationen des Geldes.

Buridanus' Thema bestand darin, diese Manipulationen mit dem Gemeinwohl in Zusammenhang zu bringen. Als Erster wagte er zu behaupten, dass das Geld nicht Besitz des Herrschers war, sondern der Allgemeinheit gehöre. Dem Herrscher, ob König oder Geistlicher, obliegt sein Monopol, das ihm aber nicht eine besondere Macht, sondern nur eine besondere Verantwortung bringt. Noch bei Thomas von Aquin war dies kein Thema. Für ihn hatte der Herrscher nur dafür zu sorgen, dass das Geld gerecht verteilt wird, egal wie. Er konnte also manipulieren, wie er wollte. Anders bei Buridanus. Er setzt dem Absolutismus eine Grenze. Das hat nicht nur damit zu tun, dass Manipulationen immer wieder zu Protesten und Bürgerkriegen geführt haben, sondern dass der Herrscher nur ein Delegierter Gottes ist und als Delegierter einer besonderen Funktion unterworfen ist: dafür zu sorgen, dass die ihm anvertraute Gemeinschaft sich so gut wie möglich einer *civitas dei* nähere.

Buridanus ist der Erste, der Geldmanipulation, vornehmlich Münzverschlechterung, ins Visier genommen hat. Wird heute der «Geldhahn» aufgedreht, werden *deficit spending* oder *quantitati-*

ve easing praktiziert, so gehen diese Praktiken aus dem Phänomen Geldmanipulation hervor, dem sich Buridanus gewidmet hat. Geldmanipulationen sind für Buridanus schlimmer als Wucher, da Letzterer zumindest theoretisch auf einer Übereinkunft basiere. Er versucht sie also in Schranken zu weisen, das heisst die Fälle, in denen solche Manipulation unausweichlich ist, von denen zu unterscheiden, die nur auf Willkür basieren. Er sieht auch in der Steuererhebung ein probates Mittel, solche Manipulation zu verhindern und vor allem die Staatsfinanzierung in geordnetere Bahnen zu führen als die meist erratisch geschehenden Manipulationen. Nur sieht er ein, welche Infrastrukturen dazu nötig wären. Als einflussreicher Berater von Königen ist er einer der wenigen, der die ersten Konturen des Fiskalstaates gesehen hat.

Bis Buridanus gipfelten die Geldtheorien meist in mehr oder minder gefälligen Kommentaren zu Aristoteles. Auch wenn er sehr wenig von der Kapitalisierungsfunktion des Geldes verstanden hatte, so widmete er sich umso mehr seiner Tauschfunktion. Von ihm stammen die vier wesentlichen Tauscheigenschaften des Geldes: 1. *ex distantia locorum*, anstelle des Tauschhandels mit zwei Gütern muss nur noch ein Gut transportiert werden; 2. *ex distantia temporum*, indem Geld als Zeit überdauernde Reserve an die Stelle verderbender Güter tritt; 3. *multiplitia*, wonach Geld die Tauschmöglichkeiten gegenüber dem Tauschhandel erheblich erweitert; und 4. *divisio*, indem die Stückelung des Geldes die Proportionierung des Geldes ermöglicht. Um all diese Eigenschaften zu erhalten, rät Buridanus, den Geldwert auf eine fixe materielle Basis zu stellen. Bei ihm ist der Metallismus nicht primär eine Sache des Vertrauens in die Kaufkraft, sondern eine

Stütze des Gemeinwohls. Nur ein wertfixiertes Geld kann vermeiden, dass Manipulationen dem Gemeinwohl schaden. In dieser Hinsicht ist Buridanus auch ein politischer Denker des Geldes.

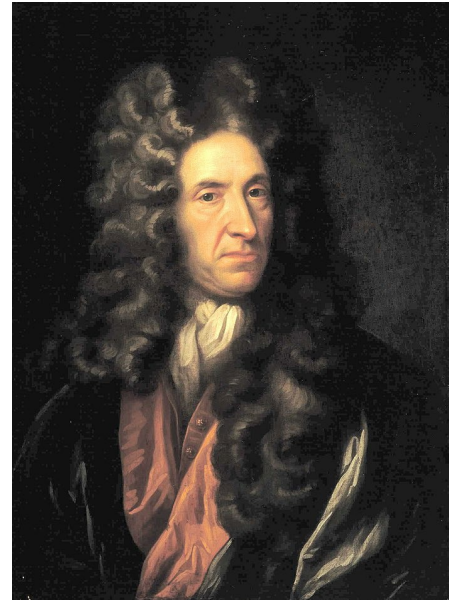
Literatur

- Buridanus (Johannes): *Quaestiones super libros Ethicorum Aristotelis ad Nicomachum*. Paris (France) Wolfgang Hopyl (14.–1522), Johannes Higman (14.–1500?), Gilles de Delft (14.–1515), 1489.

Daniel Defoe (ca. 1660–1731)

Lady Credit

«Robinsonaden» nannte Marx jene Idealgebilde der bürgerlichen Nationalökonomie, die einzig auf den *homo oeconomicus* abstellten – unter gänzlicher Auslassung seiner sozialen und kulturellen Kontexte. Hätte er Daniel Defoe genauer studiert, so wäre er auf einen Autoren gestossen, der ihm in vielem nahegestanden hätte. Defoe ist ein kritischer Merkantilist, der dem Geld ganz und gar nicht unkritisch gegenübersteht.



Vita

Aus begüterttem Hause, sollte Daniel Foe (der sich nach dem Erfolg eines seiner Bücher durch den Zusatz De- selbst adelte) eigentlich Priester werden. Er schlug aber die Kaufmannskarriere ein – mit mässigem Erfolg, denn, von diversen Schicksalsschlägen verfolgt, bevorzugte er es, die Gewinne in seine Bibliothek zu investieren. In der Zeit der Frühaufklärung verstand sich Defoe zeit lebens als «Intellektueller» und widmete seine ganze Energie dem Schreiben. Von ihm sind mehr als 400 Werke (darunter zahlreiche Pamphlete) bekannt, darunter sein Bestseller *Robison Crusoe*, aber auch aufklärerische Abenteuer- und Sittenromane wie *Moll Flanders*, *Kapitän Singleton* oder *Lady Roxana*, in denen allesamt Geld eine bedeutende Rolle spielt. Defoe setzte sich in sozial

bewegten Zeiten für Glaubens- und politische Toleranz ein, was ihn bis an den Pranger führte. Zeit lebens kämpfte er mit wirtschaftlichen Problemen, was vermutlich auch seine Haltung zum Geld beeinflusste. Indessen war er ein engagierter Befürworter des Handels und versuchte die Maximen des «guten Händlers» von Malachy Postlethwayt, der sie selbst von Jacques Savary dem Älteren übernommen hatte, mit seiner puritanischen Gesinnung in Einklang zu bringen. Im Unterschied zu seinem Mitstreiter, Jonathan Swift, war er dem Finanzmarkt wohlgesinnt, vorausgesetzt, dieser Markt wird von der öffentlichen Hand in vernünftige Bahnen gelenkt. Im Unterschied zu Bernard de Mandeville, einem anderen Zeitgenossen, verwarf Defoe jede Form von Luxus. Wie gesagt, Defoe lebte und handelte mit den

Büchern und von den Büchern. Mit Swift zusammen ist er der Begründer des englischen Romans.

Thematik und Werk

1. *Geldromane – Robinson Crusoe* erzählt nicht nur ein weltberühmtes Abenteuer, sondern auch eine Geldgeschichte. Nachdem Robinson als Händler reichlich Geld verdient hat, schickt er sich an, sein Geld auf einer brasilianischen Plantage anzulegen, um es noch zu vermehren. Auf der Überfahrt erleidet er Schiffbruch und rettet sich auf eine Insel, auf der er 28 Jahre verweilen wird. Er macht die Erfahrung, dass das auf seinem und einem anderen Schiff gelagerte Geld, verglichen mit all den Werkzeugen und Lebensmitteln, die sie bergen, völlig unnütz ist. Er behält es gleichwohl. Als er schliesslich gerettet wird, entschädigt er damit den portugiesischen Kapitän, der ihn befreit hat, und seine Frau, die 28 Jahre treu auf ihn gewartet hat. Defoe zieht daraus zwei Lehren:

1. Geld ist kein wahrhaftiger Wert. Gemessen am authentischen Leben, das Robinson auf seiner Insel kennen gelernt hat, erscheint ihm die Gesellschaft, in der er bis zu seinem Schiffbruch gelebt hat, auf einem durch Geld korrumpierten sündhaften, falschen und unnatürlichen Wertesystem zu beruhen.
2. Nach seiner Rückkehr sieht er aber ein, dass Geld für das gesellschaftliche Leben unverzichtbar ist.

Ist Honoré de Balzac der Romancier des Geldes des 19. Jahrhunderts, so ist es Defoe für das 18. Jahrhundert. Der Unterschied zwischen ihnen ist, dass für Balzac Geld ein Zweck ist, dem alle Mit-

tel, auch das Romaneschreiben, untergeordnet sind, während Defoe als Puritaner auch in Geldangelegenheiten Enthaltsamkeit und Mässigung predigt, Geld also immer nur ein Mittel zum Zweck ist. Dennoch geistert das Geld in all seinen grossen Romanen herum. In *Moll Flanders*, der Geschichte eines Waisenkindes, dem alle Mittel recht sind, um zu Reichtum und Sicherheit zu gelangen, begleiten wir das gescheite Mädchen von Ehe zu Ehe, zwischen Liebe und Geldinteresse lavierend, einmal reich, dann wieder arm, wie ein Stehaufmännchen ihr Leben meisternd und dabei nicht so sehr auf Moral bedacht. Sie wird gar zur Diebin und zur Prostituierten. Es ist viel Autobiografisches in diesem Werk, und man könnte Jonathan Swifts Maxime «A wise person should have money in their head, but not in their heart» als Moll Flanders' Schicksalsgesetz betrachten. Jedes Mal, wenn Moll Geld zu sehr in ihrem Herzen trägt, kommt der Abstieg. Sobald sie den Tiefstand erreicht hat, gelingt es ihr, sich aus ihrer Armut zu befreien, indem sie kühl, besonnen und ohne Moral mit «money in her head» ihr Leben wieder in die Hand nimmt. In einem weiteren «feministischen» Roman, in *Lady Roxana*, ist dieses Befreiungsmotiv durch Geld noch intensiver. Es hat den gleichen Verlauf wie *Moll Flanders*, doch hier versucht die schöne Miss Bealeau, genannt Lady Roxana, durch Geld ihre Selbständigkeit der Männergesellschaft gegenüber geltend zu machen. Auch hier ist jedes Mittel recht: Diebstahl, Korruption, Prostitution, Ausbeutung von Ehemännern usw. usf. Roxana meistert jede Situation, indem sie sich immer als reicher darstellt, als sie in Wahrheit ist. Doch auch hier folgt auf Erfolg die Niederlage, finden sich die Finanz- in den Lebenszyklen wieder. Aber hier ist es nicht das «Geld im Kopf», das sie rettet,

sondern es sind die guten Menschen, die sich ihrer immer wieder erbarmen. Das Geldmotiv ist in Defoes Romanen allgegenwärtig, doch vor seiner Hybris mobilisiert Defoe puritanische Werte der Nächstenliebe und Selbstbesinnung. Letztlich ist Geld ein Mittel der Befreiung, deren Nemesis erst dann zuschlägt, wenn es zum Selbstzwecke, zum «Mittel aller Mittel» (Georg Simmel) wird.

2. *Geldtheorie* – Wie ein roter und manchmal brennender Faden durchquert das Geld Defoes Werk. Zum Teil schildert es seine eigene Existenz, zum Teil seine eigene Geldtheorie. Denn Defoe lebt nicht nur in gesellschaftlich und politisch wirren Zeiten – 1656 war die Schwarze Pest in London ausgebrochen, 1666 der Grosse Brand, 1689 fand die *Glorious Revolution* statt, und von da an bis Ende des 18. Jahrhunderts befand sich England im Dauerkrieg mit Holland und Spanien –, sondern auch wirtschaftlich in Zeiten grösster Umbrüche: 1694 wurde die *Bank of England* gegründet, 1698 die *London Stock Exchange*, 1711 die *South India Company*, während auf dem Lande die ersten Einhegungen (*enclosures*) stattfanden, welche die Agrarrevolution einleiteten. Defoe wie Swift befürworteten den Handel für seine *zivilisierenden* Einflüsse. Beiden gemeinsam ist die Idee, dass er die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln sei und dass eine «gesunde» Konkurrenz allen Parteien nur Vorteile bringen könne. Die Idee des Win-win hatte sich also definitiv durchgesetzt; *und mit ihr ein neuer, ja ein revolutionärer Begriff von Geld, das bereits als vollständig dematerialisiert gedacht wurde.*

Denn der Merkantilismus ist alles andere als eine schale Ermunterung, viel Geld ins Königreich zu

holen, indem so viel wie möglich exportiert und so wenig wie möglich importiert wird. Schon im 16. Jahrhundert hatte John Hales den Begriff des *commonwealth*, des Gemeinwohls, geprägt. Ziel des Wirtschaftens sei die Beendigung der Armut und der Unordnung, indem allen Menschen eine anständige Arbeit angeboten wird. Wie Eli Heckscher immer wieder unterstrichen hat, ist der Merkantilismus die erste Form von *Wirtschaftspolitik*, die explizit Schutz, Sicherheit, Ordnung und Fortschritt in ein Land bringen sollte. Auch Defoe steht auf dieser Linie. Durch die historischen Wirren und Innovationen seiner Zeit geprägt, erkennt er, dass dieses Aufblühen des Handels auch monetäre Veränderungen nach sich ziehen würde. Geld sei für ihn ein unnatürliches, vielleicht das unnatürlichste Wesen schlechthin, schreibt er in *An Essay Upon Projects* (1697), «der leichteste und volatilste Stoff auf Erden, so schnell wie die Lichtgeschwindigkeit (...) ein Quecksilber, den die grössten aller Alchemisten unfähig sind herzustellen». Hier kann wahrlich von Substanzgeld nicht mehr die Rede sein, denn die Wende zur «Alchemie mit anderen Mitteln» (H. C. Binswanger) ist bereits vollzogen. Dennoch warnt Defoe vor diesem Allerweltsmittel, dann dieses reine Papiergeld hat eine gefährliche Tochter, die Defoe – der sichtlich Geld und Frau schwer trennen kann – *Lady Credit* nennt. Diese ist wie in Shakespeares Komödie *Der Widerspenstigen Zähmung* (1623) ein Wesen aller Extreme, dem keine Vernunft beikommen kann. Es handelt sich hier ohne Zweifel um *Spekulationsgeld*, und dieses Geld kann von einem Tag zum anderen eine Wirtschaft in die wildesten Exzesse, aber auch in die tiefsten Depressionen werfen. Nicht wie Swift oder Bischof Berkeley verwirft er die Finanzgeschäfte, sondern anerkennt nebst der

Notwendigkeit der *Bank of England* auch den *London Stock Exchange*. Er anerkennt also den Nutzen dieser wilden Tochter, vorausgesetzt – und da bleibt er der Puritaner, der er immer geliebt ist – diese Tochter verpulverte ihre Gewinne nicht stracks in glamourösen Luxus.

Noch sind wir *vor* den kapitalistischen Exzessen, in einer Periode, in der Geld in Bücher angelegt werden kann, wie zu Beginn der Renaissance bereits ein Cosimo de' Medici es vorgelebt hat. Für die Idee, diese Gewinne zu reinvestieren, um daraus noch mehr Gewinn zu machen, ist die Zeit noch nicht reif. Aber vor den Städten Nordenglands haben bereits die Einhegungen begonnen, und sie werfen immer grössere Kohorten von enteigneten Bauern auf die Strasse. Wie es der grosse englische Historiker Edward P. Thompson gezeigt hat, ist diese «Entmoralisierung der Plebejer» der Auftakt einer Revolution, in der es nicht mehr darum geht, wilde Frauen und Töchter wie Moll Flanders und Lady Roxana zu bezähmen, sondern die Heerscharen der «gefährlichen Klasse» (Louis Chevalier) in Arbeitshäusern zu disziplinieren. In ihnen wird nun dieser Gewinn angelegt und menschliche Arbeitskraft nur gerade zu ihrem Gebrauchswert, d.h. zu einem Subsistenzlohn, bezahlt, um daraus Waren herzustellen, die zu ihrem Tauschwert gehandelt werden. Dieses neue Kapitel der Neuzeit zu beschreiben, dazu wird ein anderer berufen sein, einer, der auch in London und in gleich misslichen Verhältnissen lebte wie Defoe, einer, der auch der Zeit auf den Zahn fühlt: Karl Marx.

Literatur

- Defoe, Daniel: *The Complete English Tradesman*. BiblioLife, London, 2008 (Erstveröffentlichung 1627).



Lloyd deMause (1931)

Der Giftbehälter

Dem Zeitgeist zufolge werden die sozialen und kulturellen Auswirkungen des Geldes als zerrüttend angesehen. Unter Freunden rechnet man nicht, will heißen: in Geld. Aber kann man es nicht auch ganz anders sehen? Ist nicht Geld der materielle Ausdruck von sozialen und kulturellen Spannungen und Konflikten, eine besonders wirksame Illusion, durch die diese Dysfunktionen wieder neutralisiert werden können? So die etwas wunderliche – aber nicht ganz absurde – Idee des Psychohistorikers Lloyd deMause.

Vita

Ursprünglich Politikwissenschaftler, wurde Lloyd deMause Psychanalytiker und Gründer der sogenannten Psychohistorie (*psychohistory*), einer psychologischen Subdisziplin, die versucht, mit dem Instrumentarium der Psychoanalyse historische Phänomene besser zu erklären. Obwohl ohne akademische Weihe, ist die Psychohistorie weltweit recht verbreitet und hat zahlreiche Historiker, wie zum Beispiel den Gewaltforscher Robert J. Lifton, stark beeinflusst.

Das Geldphänomen ist kein zentrales Forschungsanliegen deMauses. Dennoch hat er mit einem Artikel «Heads and Tails – Money as a Poison Center» (1988) eine interessante und höchst kontroverse These vertreten, die es verdient, kurz besprochen zu werden.

Thematik und Werk

Wie Znoj und Rospabé geht deMause davon aus, dass Geld ein Schuldbehältnis ist. Er nennt es einen Giftcontainer. Auch er geht zurück auf archaische bzw. traditionelle Gesellschaften, aber im Unterschied zu Znoj und Rospabé untersucht er die psychologische Seite der Schuldzusammenhänge. Ihm zufolge «injiziere» man alle schlechten Energien, die zwischen Mensch, Kollektiv und Natur zirkulierten, ins Geld, und dadurch erhielt es seinen sakralen Charakter. Geld ist nicht an sich ein Gift, es *wird* zum Gift wegen dieser Injektionen. Man bemerke hier den Gegensatz zu Aristoteles: War das Geld bei ihm das Bindemittel einer arbeitsteiligen Gesellschaft, war es also gemeinschaftsbildend, so versteht es deMause im negativen Sinne als eine Mittel der Entgiftung. Es

bildet keine Gemeinschaft, sondern verhindert, dass eine Gemeinschaft an den zahlreichen «Gif-tigkeiten» ihrer Beziehungen zu Grunde geht: «Biting rage, guilt, despair, needs for love, all kinds of feelings which are too dangerous to experience consciously are in-jected into money.» Indem es sozusagen alle Gifte einer Gesellschaft speichert, erhält es einen sakralen und wegen seiner Giftigkeit einen unantastbaren Charakter. Mit anderen Worten, es wird zum *Tabu*. Viele Beispiele belegen nun, dass dieses Gift nur durch gewisse Personen gehandhabt werden könne (Häuptlinge, Schamanen, Schamaninnen, weise Frauen und Männer), was deMause veranlasst, politische Organisationen als Entgiftungsinstitutionen zu betrachten. Wann immer individuelle oder kollektive Schuldgefühle aufkommen, wird Geld – in «wilden» Gesellschaften als Opfergaben, und danach in Formen von Steuern oder Kriegen – diesen Entgiftungsinstanzen zugespielt, damit sie es entgiften können. DeMause behauptet gar, dass das Prestige «grosser» Männer wie Bismarck oder Roosevelt darin bestünde, besonders effiziente Entgifter zu sein. Das gälte auch für die Banker, deren Funktion heute noch darin besteht, diesen gefährlichen Gegenstand zu zäh-men. Deshalb seien auch moderne Banken noch wie Tempel gebaut und stünden an zentraler Stelle in einer Stadt. Das Bankgewerbe sei zu Unrecht verschrien, denn es verdiene sein gutes Geld damit, diesen gefährlichen Gegenstand einiger-massen zu neutralisieren.

Weshalb entsteht nun dieses universelle Schuld-bewusstsein? Für deMause entsteht es jedes Mal, wenn die Menschen mit unverdientem Wohlstand konfrontiert sind: «When prosperity becomes too much (...), we begin to feel extremely sinful, polluted, and money seems more than ever to be

«all tails», full of our guilt.» Wir beginnen zu spekulieren statt zu investieren, Unsinn (Waffen, *entertainment*, Weltraumsatelliten, Neutronenbeschleuniger, Drogen usw.) zu produzieren, Eliten mit Geld zu füttern, damit sie es möglichst effizient verschleudern. So gesehen, müssen wir allen Geldverschleudern dankbar sein, dass sie uns vor dem Geldgift bewahren. Im Grunde genommen sei der *homo oeconomicus* nur ein Schleier, hinter dem der *homo necans* (Walter Burkert), der schlachtende oder der tötende Mensch, stünde. Damit wir in relativem Frieden zusammen leben können, müssten wir jedes Mal, wenn wir mit einem zu grossen Wohlstand konfrontiert sind, ein *Potlatsch* veranstalten, eine Wirtschaftskrise, eine Austeritätspolitik, einen Krieg, horrende Reichtumsunterschiede, damit unsere Gesellschaften wieder gesundgeschrumpft werden könnten.

Kritik

Wir werden noch öfter auf einen grundsätzlichen Dualismus des Geldes stossen. Für den Mainstream ist Geld in der Form der Preise ein Knappheitsindikator, weil es eine Unmenge Informationen verarbeitet und selbst auch knapp ist. Nun gibt es aber eine heterodoxe Position – massgeblich von der Anthropologie und von Autoren geprägt ist, die sich auf Nietzsche berufen –, für die Geld ein Überschuss ist. Es fragt sich natürlich, ob beim Begriff Geld hier dasselbe gemeint ist. Oder ob es die zwei Seiten einer gleichen Münze darstellt. Lloyd DeMause stellt sich hier dezidiert auf den «verwünschten Part» (Georges Bataille) des Geldes und stellt die These auf: Je mehr Gift in einer Gesellschaft, d.h. je mehr Konfliktherde es gibt, die diese Gesellschaft aus dem Lot bringen, desto mehr «Geldsymbole» müssen rituell

zerstört werden. Geldzerstörung ist bei deMause wie ein Reinigungskult. Die Frage stellt sich nur, wer wofür reinigt und wie die Gesellschaft nach der Reinigung aussieht. Nehmen wir nur zwei extreme Beispiele. Adolf Hitler oder Bernie Madoff sässen also im selben Boot. Als besonders effiziente Entgifter hätten sie es auf sich genommen, den Giftcontainer zu leeren und die Menschheit vor einem definitiven Kataklysmus zu bewahren, jeder auf seine Weise ... Nun gut, man kann es sich nicht verkneifen, dieser Hypothese äusserst skeptisch gegenüberzustehen. Doch der Sinn von Hypothesen besteht eben nicht darin, offene Tü-

ren einzuschlagen, sondern riskante und noch ungedachte Gedankenexperimente anzustrengen. Und das ist bei einem so mysteriösen Gegenstand wie dem Geld durchaus hilfreich.

Literatur

- DeMause, Lloyd: Heads and Tails – Money as a Poison Center. *The Journal of Psychohistory* 16 (1) Summer 1988.
- Burkert, Walter: *Homo necans: Interpretationen altgriechischer Opferriten und Mythen*. De Gruyter, Berlin, 1972.

Louis Dumont (1911–1998)

Mit indischem Blick

Wie das scheinbar alles dominierende ökonomische Ideengebäude entstanden ist, das den Kapitalismus in eine neue Religion verwandelt und das Geld zu seinem Götzen gemacht hat, ist die zentrale Frage des französischen Indologen Louis Dumont. Die Kraft der Ideen geht der Kraft der materiellen Kämpfe vor, und eine seiner Schlüsselideen ist die Geburt der Moderne mit der Durchsetzung des Win-win-Schemas.



Vita

Louis Dumont gehört zur grossen Schule der französischen Anthropologie, die durch Marcel Mauss geprägt und ausgebildet wurde. Widmete sich Claude Lévi-Strauss, der wohl berühmteste Mauss-Schüler, den Verwandtschaftssystemen und dem südamerikanischen Raum, so hat sich sein Sekundant auf Indien und sein Kastenwesen konzentriert. Gipfelte Lévi-Strauss' Werk im grandiosen Entwurf des Strukturalismus, so hat sich Dumonts Vorhaben einer *komparativen Anthropologie* nur langsam entwickelt. Denn nach seinen Studien hat er sich vollständig in die indische Kultur vertieft, ist gar zum Inder geworden und wollte eigentlich nicht mehr zurück in die westliche Zivilisation. Aus diesem Tauchgang in die indische Kultur ist das vielleicht gründlichste Werk über das indische Kastenwesen entstanden: *Homo hierarchicus*, ein Meilenstein in der anthropologischen Forschung. Darin hat er die Begriffe seiner später entwickelten Ideologietheorie ge-

funden. Ideologien sind kulturelle Wertesysteme, die nur ausserhalb einer jeweiligen Kultur erfasst werden können. Als Mitglied der westlichen Hemisphäre war für Dumont die indische Ideologie durch zwei Wertereihen bestimmt: die Gemeinschaftlichkeit, mit ihrer Geborgenheit und ihren festen sozialen Bindungen, und die Freiheit und Gleichheit, in denen das Individuum seine Würde und seine Fähigkeiten entwickeln kann. *Beide Wertereihen schliessen sich aus*, so Dumonts Grundeinsicht. Wie in Indien Gemeinschaftlichkeit nur unter Ausschluss von Freiheit und Gleichheit möglich ist, so ist im Westen der Preis der Freiheit und Gleichheit der Verlust der gemeinschaftlichen Bande, der Geborgenheit und der Wertgebundenheit. *Liberté* und *égalité* gehen also auf Kosten der in Frankreich viel gepriesenen *fraternité*. Um diese zweite Hypothese zu prüfen, ist Dumont in den 1970er-Jahren schliesslich wieder nach Europa zurückgekehrt. Daraus ist sein zweites Hauptwerk entstanden: *Homo Aequalis*.

Thematik und Werk

Für Dumont ist die moderne Ideologie eine zu tiefst ökonomische. Um in sie einzudringen, wählt er einen distanzierenden Zugang: den über die wichtigsten Werke der Nationalökonomie. Er will zeigen, wie sich die Sphäre des Ökonomischen allmählich ausbildet, indem sie sich nach und nach von der Religion, der Moral, der Politik und schliesslich von der Gesellschaft emanzipiert. Vom moralischen Diskurs eines Thomas von Aquin über die moralischen Diskurse eines Adam Smith bis hin zu den politischen Diskursen der Liberalen und Karl Marx' führt ein komplexer, aber nachvollziehbarer Weg zum heute dominierenden ökonomischen Diskurs des Individualismus. Unter der Voraussetzung, dass ökonomische Beziehungen Sachbeziehungen sind, will er zeigen, wie sich die moderne Sozialwelt zunehmend versachlicht hat. Im gleichen Zuge wurde die Ökonomik zu einem autonomen Wissensgebiet.

Im Laufe seiner Diskussion des Wandels vom Merkantilismus hin zur Physiokratie stellt er nun fest, dass die Tauschvorstellungen der Merkantilisten einen markanten Bruch verzeichnet haben. Im Übergang von Jean Bodin zu den ersten Merkantilisten *erscheint der Handelstausch nicht mehr als Null-, sondern als Positivsummenspiel*. Dies sei der entscheidende Punkt, an dem die Hegemonie der ökonomischen Ideologie ihren Beginn nähme. Denn während der Tausch als Nullsummenspiel noch eine starke Bindung zwischen Gläubiger und Schuldner darstelle, sozusagen ein Schuldverhältnis, löse sich diese Bindung in dem Moment auf, in dem des einen Gewinn nicht mehr als Schuld, sondern als Chance zu einem weiteren Gewinn aufgefasst wird. Nur so könne die Dynamik des Kapitalismus verstanden werden, nämlich als ein Aufschaukelungseffekt

der Gewinne, der wie ein epidemischer Prozess funktioniere. Der andere sei nicht mehr eine Person, mit der man in einem mehr oder weniger antagonistischen (aber immerhin persönlichen) Zusammenhang stehe, sondern lediglich eine mehr oder weniger günstige Gelegenheit, seine Gewinnposition zu optimieren. Damit gelange man in eine Gesellschaft von Egos, in der die einzige Rücksicht darin bestünde, so viel Gewinn wie möglich zu machen, eingedenk der Maxime des Wirtschaftsministers während der französischen Restauration, Joseph Guizot: *Enrichissez-vous*.

Leider ist Dumont diesen Weg nicht zu Ende gegangen, denn er hat dem wohl wichtigsten Element der merkantilistischen Doktrin, dem Geld, kaum Beachtung geschenkt. Diesen Gedanken hat in der Folge Aldo Haesler wieder aufgenommen und versucht, anstelle einer durch die ökonomische Ideologie integrierten Gesellschaft die Grundzüge einer Geldgesellschaft aufzuspüren. Denn um den epidemischen Wachstumsprozess des aufkommenden Kapitalismus stets neu anzufeuern, genügt es nicht, den realen Handel anzutreiben. Vielmehr muss darüber hinaus, wie es sein Lehrer Hans Christoph Binswanger gezeigt hat, über Geldschöpfung eine Zirkulation von fiktiven Werten geschaffen werden, die erst in Zukunft realisiert werden. Nur so kann die Fiktion sich gegenseitig aufschaukelnder Gewinne aufrechterhalten werden.

Literatur

- Dumont, Louis: *Homo hierarchicus. Essai sur le système des castes*. Gallimard, Paris, 1971.
- Dumont, Louis: *Homo Aequalis I: genèse et épanouissement de l'idéologie économique; II: l'Idéologie allemande*. Gallimard/BSH, Paris, 1978.

Niall Ferguson (1964)

Geld schafft Wohlstand

Im Lager der «Non-Oletisten», derjenigen, für die Geld nicht stinkt, gibt es wenige, die offen ihre Meinung aussprechen. Zu ihnen gehört der heute weltberühmte Historiker Niall Ferguson. Für ihn ist ganz klar die Dominanz des Westens, grob gesagt, der OECD-Staaten, auf das Genie der Geldbefreiung zurückzuführen. Selbst die *Subprime*-Krise ist aus seiner Sicht noch ein Fortschritt. Dass er nicht unwidersprochen blieb, war für den Historiker klare Sache, und man kann vermuten, dass er diesen Widerspruch durchaus wollte. Ob zu seiner eigenen Glorie oder zur Aufklärung durch Geschichte, ist eine andere Geschichte.



Vita

Sichtlich würde die *Harvard University* neue Wandtafeln gebrauchen, doch was kümmert es den Star-Historiker Niall Ferguson, wenn er vor diesem Hintergrund besonders gut heraussticht?

Niall Ferguson (1964) ist ein renommierter schottischer Historiker, *Laurence-A.-Tisch-Professor of History* an der Harvard University. Er lehrt unter anderem auch am Jesus College der Oxford University und an der Stanford University. Er gilt als Spezialist für Finanzgeschichten, der sich besonders als Chronist der Familiengeschichte der Rothschilds hervorgetan hat. Er ist bekannt als «Mythenjäger», der wenn irgend möglich systematisch die Gegenposition einer scheinbar festgefahrenen These bezieht. So machte er einst von sich sprechen, weil er Gross-

britannien die Hauptschuld am Auslösen des Ersten Weltkrieges – mitsamt seinen Konsequenzen, der Weltwirtschaftskrise und dem Nazismus – gab. Auch seine Unterstützung George Bushs Jr. im Irak-Krieg und anderer republikanischer Grosstaten gaben zu sprechen, sodass ihn 2004 das *Time Magazine* zu den 100 *most influential people* des Jahres nominierte. Seine faktengesättigte Geschichte ist unterhaltsam geschrieben und immer gut recherchiert. Das gilt auch für sein 2008 veröffentlichtes Buch *The Ascent of Money: A Financial History of the World*.

Thematik und Werk

Selten gibt es Bücher, die per Saldo das Geld als eine positive Erfindung darstellen. Es dominieren Philippiken, harsche Kritiken und gegen Geld ge-

richtete Pamphlete. Und wenn jemand an Geld doch noch etwas Positives findet, beeilt er sich, ihm allerlei Uneigenschaften anzudichten, um dieses allzu positive Bild wieder ins rechte Licht zu rücken. Ein gefundenes Fressen für Niall Ferguson, der den Spiess gerne umdrehen möchte.

Seine These ist einfach, ja gar simpel. Sie erinnert an Dostojewski, wonach das Geld «geprägte Freiheit» ist. Ferguson zufolge schafft Geld aber nicht nur Freiheit und befreit nicht nur von allzu persönlichen Bindungen, sondern schafft auch Wohlstand, und das dematerialisierte Geld erst recht. Was wäre die florentinische Renaissance gewesen ohne ihre Bankhäuser? Was wäre aus dem europäischen Wirtschaftswunder nach dem Zweiten Weltkrieg geworden ohne die immensen Finanzspritzen der Vereinigten Staaten? Und was, so könnte man folgern, wären die Konsequenzen der *Subprime*-Krise gewesen ohne zusätzliche Befreiung des Geldes? Ja, Sie hören recht! Diese Krise hat zwar zu einer Geldzerstörung in Billionenhöhe geführt und ganze Nationen in den Ruin befördert, doch gleich darauf starteten die GAMA-Unternehmen ihren Siegeslauf zu den Leadern der Weltwirtschaft. Offensichtlich haben Google, Apple, Microsoft und Amazon etwas damit zu tun, datiert doch ihr *Take-off* genau auf diese Krise zurück. So gesehen sind alle Erfindungen, die das Finanzwesen hervorgebracht hat – Anleihen und Futures, Fonds oder Derivate – letztlich Mittel des Fortschritts gewesen. So schreibt Ferguson auch: «Finanzinnovationen sind keineswegs das Werk von Blutsaugern; vielmehr sind sie unentbehrlich für das Voranschreiten der Menschen heraus aus Mühsal und Not.» Nur dort, wo sich kein entsprechendes Finanzsystem entwickelt hat, in Afrika, Süd- und Mittelamerika etwa, blieben Länder und Menschen arm.

In der Vergangenheit war Geldschöpfung ein schwieriges Unterfangen. Schwierig und risikoreich. Aber seine Logik war stets dieselbe. Zuerst kam die Produktion, und das Geld schaltete sich erst dann ein, wenn es darum ging, die produzierten Güter in Verkehr zu bringen. Das Geld konnte nur entstehen, wenn Güter da waren und wenn sie verglichen, gewogen, gemessen und verteilt werden mussten. Dasselbe galt für die Staatsausgaben. Zuerst musste Krieg sein, mussten Söldner bezahlt werden, musste Prunk gezeigt werden, und dann kam die Finanzierungsfrage. Mit anderen Worten: In seiner ersten Phase galt für das Geld *als Werkzeug*: Güterwirtschaft führt zu Geldwirtschaft. Oder um das Says'sche Gesetz etwas abzuwandeln: Geldnachfrage bewirkt Geldangebot. Oder in Marx'scher Terminologie: Zirkulation wird durch Produktion bestimmt. Und dies galt bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts.

Unsere These ist nun, dass die Moderne dann entsteht, wenn diese Formel umgedreht wird, wenn also die Zirkulation die Produktion, mit anderen Worten, wenn die Geldwirtschaft die Güterwirtschaft bestimmt. Diesen Schluss hat Ferguson nicht gezogen, denn bei ihm kommen, in gewohnter Manier, zuerst die Fakten, dann die Ideen.

Denn Niall Ferguson geht es nicht darum, eine Geldtheorie aufzustellen, sondern mit einem Tabu zu brechen; dem Tabu der unwiderruflichen Schlechtheit des Geldes. Allerdings, und das gesteht er durchaus ein, vergrößert es auch die Ungleichheit zwischen den Menschen. Einerseits motiviert das Geld die «bestialischen Begierden» (John M. Keynes) der Menschen und andererseits bereichert und belohnt es die Schläuen und Tüchtigen, die Cleveren und die Opportunisten, während die Langsamen, Gebrechlichen, die Idealis-

ten und die Dümmeren den Kürzeren ziehen. Zwar habe das Finanzwesen die Welt seit der Renaissance in reiche und arme, entwickelte und unterentwickelte Länder und Zonen geteilt. Doch je mehr die Finanzmärkte sich globalisieren und zusammenwachsen, desto grösser sind die Chancen und Gelegenheiten für lernfähige Menschen und Nationen auch in bislang benachteiligten Regionen, es den Reichen gleichzutun und entweder zu ihnen aufzuschliessen oder sie sogar zu überholen. Scheinbar hat die bengalische Grameen-Bank bei Ferguson ein breites Echo ausgelöst. Heute weiss man aber, dass dieses Experiment gescheitert ist und dass der Mikrokredit in den meisten Fällen zu schlimmeren Konsequenzen geführt hat als zu Zeiten, als der Dorfwucherer sein Geld auslieh. Unter vielen Aspekten müsste dieses Buch neu und wohl auch differenzierter geschrieben werden.

Ferguson ist ein faktentreuer, aber eben oft auch ein faktenhuberischer Historiker. Dabei lässt er die geistigen Bedingungen und Konsequenzen dieser «Besteigung» oder dieses «Aufstiegs» (*ascent*) beiseite. Wie die Menschen geistig veranlagt waren und welche Auswirkungen diese Befreiung des Geldes auf ihre Denkformen und Weltanschauungen gehabt haben, kommt bei ihm nicht zur Sprache. Und damit wird die Wende, die sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts vollzog, mit keiner Silbe erwähnt.

Dennoch müsste man seine optimistische Hypothese ernst nehmen und sich der Frage stellen, was dieses moderne Geld an sich hat, dass es einen solchen Sog verursachte, den man heute Finanzkapitalismus nennt. Dem wollen wir in einem Porträt nachgehen, das wir dem französischen Ökonomen François Ratchline widmen.

Literatur

- Ferguson, Niall: *Der Aufstieg des Geldes. Die Währung der Geschichte*: Lillst, Berlin, 2010. (engl. *The Ascent of Money: A Financial History of the World*. Allen Lane, London, 2008).

Silvio Gesell (1862–1930)

Der Geldreformer

Von Beginn des 17. Jahrhunderts bis in die 1970-Jahre dauerte die frühe Moderne, die im 20. Jahrhundert in eine tiefe Krise geraten ist. Gesell hat sich schon früh mit der globalen Gefahr der Zerstörung unseres Planeten befasst und ihr seine Freiwirtschafts- und Freigeld-Theorie entgegengesetzt.



Vita

Geboren in Deutschland in einem bürgerlichen, aber verarmenden Milieu, konnte Gesell keine Studien absolvieren. Er wurde zunächst Kaufmann, emigrierte nach Argentinien, wo er ein erfolgreicher Geschäftsmann wurde und eine Wirtschaftskrise erlebte, die ihn dazu führte, Wirtschaftsstudien als Autodidakt zu unternehmen. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde er kurze Zeit wichtiges Mitglied der Münchener Räterepublik, deshalb dann inhaftiert, um nach seiner Befreiung (vegetarischer) Landwirt zu werden. Die von ihm initiierte Freiland- und Freigeldbewegung, durch eine rege publizistische Tätigkeit und zahlreiche Epigonen unterstützt, hatte grossen Erfolg sowohl auf wirtschaftlicher wie auch auf politischer Ebene. Zahlreiche seiner Epi-

gonen liebäugelten (oder engagierten sich ernsthaft) jedoch mit dem Nazi-Regime, was Gesells Ideen und Projekten nachhaltig geschadet hat. Erst nach der *Subprime*-Krise berufen sich führende US-Ökonomen wieder auf seine Lehren.

Thematik und Werk

Ich unterteile die Moderne in zwei Perioden: von Beginn des 17. Jahrhunderts bis in die 1970-Jahre dauert die frühe oder *weiche* Moderne, und danach folgt die Periode, in der wir uns heute befinden: die *harte* Moderne. Die erste Periode gehört der Erforschung und Dienstbarmachung der Welt durch Forschung, Industrie und Markt, aber auch der Durchsetzung humanistischer Werte wie zum Beispiel der Menschenrechte. Diese weiche oder frühe Moderne ist im 20. Jahrhundert in eine tie-

fe Krise geraten, in der nichts weniger als die Zerstörung unseres Planeten auf dem Spiel stand. Vor dieser globalen Gefahr wurden «dritte Wege» ausgedacht, die aber nie in die Praxis überführt werden konnten. Silvio Gesell ist einer der exponiertesten und realistischsten Exponenten dieser «dritten Wege».

Nach dem Umbruch der 1970er-Jahre begann eine neue Weltordnung, die ich *harte Moderne* nenne. War die weiche Moderne noch durch den Widerspruch zwischen Welteroberung und modernen Idealen charakterisiert, so dominiert heute der Gedanke der *Welterhaltung um jeden Preis*, d.h. durch Herabsetzung dieser Ideale. Forschung, Industrie und Markt sind die Mittel der Durchsetzung dieser Ordnung.

Als allgemeines Kommunikationsmedium ist das Geld zu Beginn der 17. Jahrhunderts zum universellen Massstab der Moderne geworden. Seine Gesetze strukturierten diese Periode, wurden aber immer wieder durch die humanen Ideale zurückgedrängt. Erst ab der Umbruchphase der 1970er-Jahre wurden diese Gesetze Zug um Zug durchgesetzt. Mit der harten Moderne hat sich das Geld von all seinen Fesseln befreit.

Die Frage stellt sich also mit Gesell, ob und wie gross die Chancen sind, sein politisch-wirtschaftliches Programm doch noch umsetzen zu können.

Gesell wurde in seinen Arbeiten vom anarchistischen französischen Sozialreformer Pierre-Joseph Proudhon, insbesondere seiner Zinstheorie, beeinflusst. Entgegen Marx betont er, dass der Mensch ein auf Eigennutz ausgerichtetes Wesen ist, das Konkurrenz nicht nur will, sondern auch braucht, um tätig zu werden. In dieser Hinsicht ist Gesell alles andere als ein Idealist wie Marx. Um aber die Auswüchse dieser aggressiven Gesellschaftsordnung zu zügeln, bedarf die Mensch-

heit eines Gemeinwesens, das diesen «struggle for life» in Schranken setzt. In seinem Hauptwerk *Die natürliche Wirtschaftsordnung durch Freiland und Freigeld* (1916) schlägt er eine Reihe von Massnahmen vor, welche die Grundlage der von ihm geforderten *Freiwirtschaft* seines *freiheitlichen Sozialismus* sind:

1. Da die Umlaufgeschwindigkeiten von Geld und Gütern wegen des Hortens von Geld ungleich sind, können Konjunkturkrisen nur dadurch abgeschafft werden, dass Geld auf seine Tauschfunktion reduziert wird. Das Horten von Geld zu Kapitalzwecken wird durch ein wirksames Mittel abgeschafft. Geld verliert jeden Monat an Wert, muss also so schnell wie möglich konsumiert werden. Gesell und seine Epigonen dachten sich Banknoten mit Coupons versehen aus, die monatlich abgezwickelt wurden.
2. Anstelle einer Zentralbank schlägt Gesell ein «Währungsamt» vor (er erkannte schon früh die ungesunde Verbindung zwischen Zentralbank und privaten Banken), das im Falle von Inflation Geld (in einem Ofen) verbrennt und im Falle von Deflation neues Geld druckt. Dieses Amt ist für einen stabilen Geldwert verantwortlich, wobei freie Wechselkurse vorgesehen sind (um das Dumping zu eliminieren) und auf Golddeckung ganz verzichtet wird. Geld wird demnach nur durch das Gemeinwesen geschöpft, was den Bankensektor auf seine ursprüngliche Funktion als Geldverteilzentrale reduziert.
3. Um die unliebsamen Effekte der Wettbewerbsverzerrung zu vermeiden, werden Vorrechte

(des Status, des Reichtums, der Erziehung und des Einflusses) abgeschafft. Hierauf fusst die Idee der «Gleichheit der Startchancen», die durch steuerrechtliche, erzieherische und verfassungsrechtliche Reformen angestrebt wird. Jede Form von Monopol gilt abgeschafft.

4. Der Boden wird nicht kollektiviert wie bei den Bolschewiken, sondern vom Gemeinwesen erworben, um ihn denen anzuvertrauen, die ihn bewirtschaften. Es gilt also keine Expropriation, sondern das Prinzip der bestmöglichen Nutzung der Ressourcen durch jene, die dazu die besten Kompetenzen haben. Die Konkurrenz wird unweigerlich zu Gewinnern und Verlierern führen, wobei es aber Aufgabe des Gemeinwesens ist, eine Einkommensgarantie und Einkommensobergrenzen zu definieren und durchzusetzen.
5. Gesell plädiert für ein Weltbürgertum, wobei er an der Idee eines subsidiarischen, föderalen und vor allem dezentralen Machtapparats auf demokratischer Grundlage festhält.

Im Unterschied zu Marx ist nicht der Unternehmer (Kapitalist) ein Ausbeuter, sondern der Geldbesitzer. Ökonomisch gesprochen führt verzinsertes Geld zu einer verzerrten Allokation der Ressourcen. Das hat auch Marx im dritten Band seines *Kapital* bemerkt – ohne aber daraus die Konsequenzen für seine Werttheorie zu ziehen. «Rostendes» Geld, mit flankierenden Massnahmen zur Vermeidung von Wettbewerbsverzerrun-

gen, wäre dann in der Tat ein «dritter Weg» zwischen Individualismus und Kollektivismus, wie es der französische Ökonom Emile Allais festgestellt hatte.

Gesells Einfluss auf die Reform-Bewegung (mit ihren Reformhäusern, ihren Wohn- und Wirtschaftsgenossenschaften, der Freikörperkultur, dem Vegetarismus usw.) nach dem Ersten Weltkrieg kann nicht unterschätzt werden. Auch die Nähe zur Anthroposophie muss unterstrichen werden, obwohl sich Gesell und Rudolf Steiner in wesentlichen Punkten (darunter Gesells Sozialdarwinismus) unterschieden. Der Erfolg seiner Freiland- und Freigeld-Bewegung war aber zugleich ein Grund seiner progressiven Vernachlässigungen. Viele seiner Ideen setzten sich durch und wurden so evident, dass ihr Urheber nicht mehr erwähnt werden musste.

Heute erlebt Gesell ein unerwartetes *revival* seitens der Befürworter der Negativzinsen (Coeuré, Mankiw und Rogoff). Ihnen ist nicht der Sinn nach freiheitlichem Sozialismus (sie haben wohl kaum Proud'hon gelesen), sondern danach, «rostendes» Geld als Konjunkturanzreiz einzuführen bzw. dem Bankensektor neue Gewinnquellen zu verschaffen. Der arme Gesell dürfte sich darob wohl in seinem Grab wenden.

Literatur

- Gesell, Silvio: *Die natürliche Wirtschaftsordnung durch Freiland und Freigeld*. Selbstverlag, Les Hauts Geneveys, 1916 (9. heute noch verfügbare Auflage herausgegeben von Karl Walcker, Rudolf Zitzmann Verlag, Lauf, 1949)

Aldo Haesler (1954)

Die Moderne neu erklären

Seit über 40 Jahren befasst sich Aldo Haesler mit dem Thema Geld. Dabei lag der Fokus von Anfang an auf der Analyse von Tauschformen. «Vom Nullsummenspiel zum Positivsummenspiel» und «Dematerialisierung des Geldes» sind weitere Themen. Beide haben eine markante Wirkung auf die Gesellschaft. 2018 ist sein Buch «Hard Modernity» erschienen, in dem er sich mit der Frage befasst, wie die Moderne entstanden ist. Wie kaum ein anderer ist er aufgrund seiner Forschungen befähigt, eine moderne Übersicht über Gelddenker kritisch zu kommentieren.



Vita

Bereits in den 1970er-Jahren hat Aldo Haesler sich in seiner Dissertation mit Tauschformen befasst. An der Universität St. Gallen studierte er Wirtschaftswissenschaften und -soziologie sowie Philosophie. Sein Themenschwerpunkt verlagerte sich ab 1983 hin zur Geldtheorie. Er war Privatdozent an der Universität Lausanne und Direktor des Instituts Montana. Seit 2001, Zeitpunkt seiner Habilitation, ist Aldo Haesler Professor für Soziologie an der Universität Caen.

Er ist Redaktor des Kompendiums «Gelddenker» der Sunflower Foundation.

Thematik und Werk

Tauschformen

Der Ausgang von Aldo Haeslers Forschung liegt in den 70er-Jahren. Die Soziologie sollte sich seiner Meinung nach mit der Geschichte zusammenschliessen. Haesler ist es dabei ein Anliegen,

diese Geschichte anders zu schreiben. Der Fokus soll nicht auf die Produktion, sondern auf die Zirkulation und den Tausch gesetzt werden.

Aldo Haesler ist mit dem Credo aufgewachsen, dass alle Probleme technisch lösbar seien. Doch diese Sichtweise griff für ihn bald schon zu kurz. Was ihn interessierte, waren die Ordnung der Gesellschaft und die Beziehung der Menschen. Vom soziologischen Gesichtspunkt aus analysierte er zwei prägende Tauschformen:

- Der symbolische Tausch dient dem Bilden von sozialen Beziehungen.
- Der wirtschaftliche Tausch dient dem Austausch von Gütern und der Befriedigung von Interessen.

Die Analyse der Tauschformen, ihr Auftreten in verschiedenen Gesellschaftsformen und ihre Wandlung im Verlauf der Zeit bilden die Grundlage von Haeslers weiteren Forschungen.

Die Entstehung der Moderne

So befasst sich Aldo Haesler seit Jahren mit der Frage, wie die Moderne entstanden und wie sie zu erklären ist. Den Beginn der Moderne ortet er im 17. Jahrhundert. Ein Jahrhundert, in dem eine neue Vorstellung von Freiheit entsteht, in dem sich die Gesellschaft selbst organisiert, in dem der Wirtschaftstausch neu gedacht wird. Bis anhin galt: Der Gewinn des einen ist der Verlust des anderen. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts gilt das nicht mehr: Jetzt soll der Profit des einen auch zum Profit des anderen führen.

Vom Nullsummenspiel zum Positivsummenspiel

Diese mit den Merkantilisten entstehende Veränderung ist fundamental. Aus einer Nullsummen-Gesellschaft soll eine Win-win-Gesellschaft werden. Das Medium, das dieses Positivsummenspiel überhaupt zulässt, ist Geld.

Das Positivsummenspiel hat im Abendland eine kulturelle Revolution ausgelöst. Durch Synergien und ein Zusammenspiel entsteht ein Plus. Bildlich nach Aldo Haesler gesprochen: 1 plus 1 gleich 99. Musik, Kultur, Wissenschaft der Neuzeit sind so entstanden. Das Positivsummenspiel ist sozusagen das Take-off der Moderne.

Die Dematerialisierung des Geldes

Doch das Ganze hat einen beziehungsweise zwei Haken. Einerseits wurde Geld im Zuge des Modernisierungsprozesses quasi frei schöpfbar, und das Spiel hat sich zu einer ungeheuren Dynamik entwickelt. Das Geld hat sich emanzipiert. Es befreit sich von seiner Materialität und von allen Zwängen und Normen. Andererseits benötigt das Positivsummenspiel unbegrenzte Ressourcen – die nicht vorhanden sind. Folgen sind Umweltkri-

sen und Ausbeutung. Fazit: Wenn A profitiert und B profitiert, verliert C doppelt.

Schwellenzeit 70er-Jahre

Der Bruch liegt nach Aldo Haesler in den 70er-Jahren. In diesem Jahrzehnt ist vieles geschehen: Auflösung des Bretton-Woods-Systems, Aufkommen des Computers, das Ende von Utopien wie der Marx'schen usw. Es ist der Übergang einer Soft Modernity zu einer Hard Modernity, sozusagen einer faustischen Moderne: Der Geist ist aus der Flasche entwichen.

Haesler geht davon aus, dass die Krise 2008 bisher nur das kleine Feuer war. In der drohenden Abschaffung des Bargelds sieht er dramatische Konsequenzen. Es würde unser Denken beeinflussen. Eine universelle Norm ginge verloren, eine Norm der Gegenseitigkeit. Sie nennt sich *Do ut des*: Ich gebe, damit du gibst. Oder anders ausgedrückt: Wer Recht möchte, muss bereit sein, Opfer zu bringen.

Literatur

- Haesler, Aldo: *Tausch und gesellschaftliche Entwicklung. Zur Prüfung eines liberalen topos*. Dissertation Hochschule St. Gallen 1983.
- Haesler, Aldo: *Sociologie de l'échange et postmodernité. Recherche sur les conséquences sociales et culturelles de l'électronisation des flux de paiement*. Droz, Genf & Paris, 1995.
- Haesler, Aldo: *Das letzte Tabu. Ruchlose Gedanken aus der Intimsphäre des Geldes*. Huber, Frauenfeld, Stuttgart & Wien, 2011 (2012).
- Haesler, Aldo: *Hard Modernity. La perfection de la modernité capitaliste et ses limites*. Matériologiques, Paris, 2018.

Ralph und Stefan Heidenreich (1957, 1962)

Wege zu einer postmonetären Gesellschaft

Ist es *technisch* möglich, das Geld ganz abzuschaffen, ganz aus unseren Denkformen zu löschen und ganz als allgemeines gesellschaftliches Kommunikationsmedium zu ersetzen? Immer zahlreicher werden Intellektuelle und Netz-Aktivisten, die eine solche Option nicht mehr ausschliessen wollen. An vorderster Front stehen hier Stefan und Ralph Heidenreich, die unablässig für die Chancen einer *postmonetären* Gesellschaft kämpfen.



Vita

Die Heidenreichs sind zwei ungleiche Brüder, der eine Lokalpolitiker, Landvermesser, Gelegenheitsarbeiter und Programmierer, der andere Medienwissenschaftler, Professor an der Leuphana Universität in Lüneburg, aktiv in der Medien- und Kunstszene. Sie ergänzen sich, wobei Ralph mehr auf der praktischen Ebene (mit guten Kenntnissen der Finanzökonomie und Informatik), Stefan (als Schüler des Medien-Genius Friedrich A. Kittler) eher auf der intellektuellen Ebene arbeitet. Seit 2008 haben sie mehrere Bücher zusammen verfasst, in denen es hauptsächlich um das Projekt einer geldlosen Gesellschaft geht. Dabei verstehen sie Geldlosigkeit als Chance einer vernünftigeren und demokratischeren Gesellschaft, nicht als ein Verhängnis (der totalen Überwachung und Abhängigkeit) innerhalb des Finanzkapitalismus.

Thematik und Werk

Wir stehen vor einer zivilisatorischen Gabelung.

Periodisiert man die Menschheitsgeschichte, so kann man drei Zivilisationen unterscheiden: die nomadischen Gesellschaften (Jäger, Sammler, Zigeuner usw.), die traditionellen Kulturen (alle Gross- und Kleinkulturen) und die Moderne (die noch nicht recht angefangen hat). Dem entspräche die Aufteilung vormonetär, monetär und nachmonetär. Wir können daraus drei Thesen formulieren. Erstes Fazit: Das Geld, das wir kennen, ist bloss eine Übergangerscheinung. Zweites Fazit: Die Moderne beginnt erst mit der Abschaffung des Geldes. Drittes Fazit: «Im Moment der grössten Gefahr / wächst das Rettende auch.»

Dieses bekannte Hölderlin-Zitat unterstreicht eine hohe Risikolage. So gross die Gefahr ist, in eine noch viel totalitärere Dystopie als George Orwells *1984* zu fallen, so gross ist auch die Chance, die Befreiung vom Geld zum Zwecke einer besseren Gesellschaft zu nutzen. Und zwar nicht als eine Regression in ein pastorales Eden à la *David Thoreau*, sondern durch Nutzung aller

numerischen Instrumente, die uns zur Verfügung stehen. Diese Chance bietet sich *jetzt*, und das Zeitfenster dazu ist sehr begrenzt. Es ist natürlich schwer, die Wahrscheinlichkeit dieser Gabelung zwischen einer realisierbaren Utopie und einer vermeidbaren Dystopie anzugeben. Doch muss alles, was uns zur Verfügung steht, gemacht werden, um diese Wahrscheinlichkeit zugunsten des Ersteren zu erhöhen. Dies ist Sinn und Zweck der Arbeit der Gebrüder Heidenreich. Mit anderen Worten: Wir haben keine Zeit mehr, uns in uferlosem Kritikgehebe zu verlieren, sondern müssen ganz konkret danach trachten, die uns zur Verfügung stehenden (computergestützten) Technologien für die Realisierung einer postmonetären, d.h. *modernen* Gesellschaft zu nutzen.

Modern kann in diesem Sinne heissen: Realisierung der humanistischen Werte, so wie sie zu Beginn der Moderne am Ende der Renaissance durch die wichtigsten Humanisten Picco della Mirandola, Erasmus, Grotius oder Melanchthon verfasst wurden. Der Humanismus steht für eine optimistische Einschätzung der Fähigkeit der Menschheit, zu einer besseren Existenzform zu finden. Dazu entwirft er ein Gesellschafts- und insbesondere auch ein Bildungsideal, dessen Verwirklichung jedem Menschen die bestmögliche Persönlichkeitsentfaltung ermöglichen soll.

Für die Heidenreichs steht fest: Nicht nur das Bargeld, sondern auch das Geld schlechthin wird in kurzer Zeit verschwunden sein. Es stellt sich daher die Frage, wie und zu welchem Zweck das Geld verschwinden wird. Zur Wahl stehen dabei entweder die *cashless*-Variante eines Kenneth Rogoff, die auf einen neuen Despotismus (der totalen Überwachung und Rationierung, der grössten sozialen Ungleichheiten usw.) hinausläuft, oder die postmonetäre Variante, die den Eintritt

in eine wahrhaft moderne Welt ermöglicht.

Die Heidenreichs sind keine Träumer. Angesichts der sehr kurzen Frist, die uns bis zu dieser Gabelung zur Verfügung steht, haben sie die wichtigsten *tools* studiert, die zugunsten dieser modernen Utopie eingesetzt werden können. Das Grundpostulat (das von ihnen nicht immer klar ausgesprochen wird) übernehmen sie von Friedrich A. Kittler, dem Begründer der neuen Medientheorie (Marshall McLuhan gilt dabei als Urahn): Nicht die Gesellschaft bestimmt die Technik zu ihren Diensten, es ist die Technik, die die Gesellschaft formt. Gibt es einen Determinismus in letzter Instanz, so ist es die *hardware*. Sie können als technophile Technooptimisten gescholten werden. Es wird sie nicht aus der Fassung bringen.

Wodurch und wie soll nun Geld abgeschafft werden? Dabei gehen wir wieder von Kittler aus. Eine Gesellschaft (oder in unserem Sinne eine Zivilisation) wird durch ihr Aufschreibesystem bestimmt: oral bei den Nomaden, schriftlich (skriptural) bei den traditionellen Kulturen und medial in der Moderne. Das Geld, so wie wir es (noch) kennen, ist ein skripturales Aufschreibesystem. Während in einfachen Verhältnissen (sagen wir einmal auf einer Insel wie Tristan da Cunha) alle wissen, wer was tut, wer was besitzt, wer was schuldet und fordern kann, welche Ressourcen zur Verfügung stehen, wie sie verteilt werden usw., müssen diese Informationen in grösser werdenden Kollektiven aufgeschrieben werden. Je grösser das Kollektiv, desto abstrakter die Aufschreibung. Friedrich von Hayek hatte durchaus recht, als er sagte, dass das Preissystem wohl das einzige (skripturale!) System ist, das für die Weltgesellschaft in Frage kommt. Mit seinen genauen Buchungsmechanismen und seiner Reduktion aller Informationen auf einen Preis (als Signal der

Knappheit einer Ressource oder eines Gutes) ist es die einzige Aufschreibung, die der Komplexität der Welt gewachsen ist. Geld ist das Instrument, insbesondere in seiner universellen und unschätzbaren Tausch- und Messfunktion; es hat aber den Nachteil, kapitalisiert werden zu können und dadurch zu einem Machtinstrument zu werden, das die Mächtigen immer reicher, die Ohnmächtigen immer ärmer macht. Durch die Computertechnik ist aber ein neues Aufschreibesystem entstanden, das die Begrenzungen des Geldsystems aufzuheben vermag: das Netzwerk. Durch die Vernetzung ist es möglich geworden, alle Informationen, die auf Tristan da Cunha oral verfügbar waren, medial zu verwalten. Dazu stehen vor allem zwei Techniken zur Verfügung:

1. Die Blockchain-Technik ermöglicht, alle Tausche zu speichern und datenmässig abzuschreiben. Sie funktioniert dezentral und vermeidet die Machtanmassung der Kapitalbesitzer.
2. Die Matching-Algorithmen, die sowohl die Messfunktion übernehmen (nach Kriterien, die demokratisch bestimmt werden können) als auch für eine effiziente Allokation der Ressourcen sorgen.

Kenneth Rogoff hat vermutlich recht, wenn er sagt, dass Kryptowährungen wie *bitcoin* verschwinden werden, die *Blockchain*-Technik aber, die ihnen zugrunde liegt, zur neuen Weltbuchführung wird. Dabei handelt es sich um *peer-to-peer*-Verträge, deren Einzelheiten allen Vertragspartnern ohne Intervention von Intermediären (wie Banken, Verwaltungen oder Staatsinstitutionen) zugänglich sind, zugleich aber die Integrität dieser Partner vollumfänglich schützen. Jeder Partner hat einen Schlüssel, der nur ihm bekannt ist, mit dem er aber an alle Informationen heran-

kommt, die er für seine Entscheidungsfindung braucht. Aus der Summe dieser Entscheidungen und der vorhandenen Ressourcen kalkulieren dann sogenannte Matching-Algorithmen, welches die bestmöglichen Lösungen sein können und auf welcher Wertbasis (Knappheit, Arbeitskraft oder andere, kollektiv bestimmte Wertkriterien) das geschehen kann. Dadurch wird Geld obsolet; und obsolet wird auch das allgemeine Äquivalenzprinzip, durch welches Waren nur durch eine bloße Ziffer ausgedrückt werden, ein Prinzip, das nur durch die massive Informationsverarmung eines Preissystems funktionieren kann.

Technisch sind diese beiden Mechanismen sehr komplex, konnten hier also nicht wiedergegeben werden. Das ist ein Haken an der ganzen Sache. Wir müssten diesen numerischen Techniken *blind* vertrauen. Der zweite Haken liegt beim Kittler'schen Grundpostulat. Wenn Technik die Gesellschaftsform bestimmt, was bestimmt dann die Technik? Drittens, und mit Letzterem zusammenhängend: Technik ist eine bestimmte Denkform, die durch das Geld massgeblich geprägt worden ist. Es besteht also die Gefahr, dass wir das Geld abzuschaffen glauben, ihm aber durch die Geldform, die diese Abschaffung technisch ermöglichte, noch viel mehr unterworfen werden als in der sogenannten Geldgesellschaft.

Die Heidenreichs würden erwidern, dass die Zeit, die uns zur Vermeidung der *cashless*-Variante verbleibt, zu kurz ist, um nicht das Wagnis einzugehen, mit diesen drei Haken leben zu müssen.

Literatur

- Heidenreich, Ralph und Stefan: *Forderungen*. Merve, Berlin, 2015.
- Heidenreich, Stefan: *Geld. Für eine non-monetäre Ökonomie*. Merve, Berlin, 2017.



John Maynard Keynes (1883–1946)

Die ökonomische Intelligenz

Gibt es zwei moderne Denker, die es mit dem Geld ernst gemeint haben, so sind es Georg Simmel und John Maynard Keynes. Es verwundert daher nicht, dass einer der grössten Soziologen der Gegenwart, Anthony Giddens, seine Modernitätstheorie auf der Synthese dieser beiden Autoren aufbaut: Simmel für den Raum, Keynes für die Zeit. Für Giddens ist die Moderne als eine gewaltige Verschiebung unserer raum-zeitlichen Koordinaten zu verstehen: Simmel ermöglicht das Verständnis des «Handelns auf Distanz», Keynes des «Handelns auf die Zukunft». Dass Geld daher das Medium der Moderne ist, braucht nicht mehr besonders unterstrichen zu werden.

Vita

Dem in Intelligenzfragen nicht sonderlich toleranten Ludwig Wittgenstein erschien John Maynard Keynes (1883–1946) als einer der ganz wenigen, mit denen er ein Zugabteil für eine längere Reise hätte teilen können (allen anderen Menschen gegenüber hatte er nur eins übrig: Watschen). Dabei war Keynes alles andere als ein Philosoph. Obwohl durch das Cambridger Milieu geprägt, war Keynes vor allem ein Statistiker, ein Ökonom und ein besonders aktiver Politikberater. Er hat an den wichtigsten internationalen wirtschaftspolitischen Entscheidungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts massgeblich mitgewirkt, so bei der Frage nach den deutschen «Reparationszahlungen» ab 1919, den Massnahmen zur Wiederankurbelung der Wirtschaft nach der

Grossen Depression, der Finanzierung der Kriegsrüstung und, *last but not least*, als zentraler Gesprächspartner bei den Bretton-Woods-Abkommen (1941–1944).

Thematik und Werk

Doch Wittgenstein, der seinerseits alles andere als ein Ökonom war, hätte wohl sein Zugabteil nicht aus diesen Gründen mit Lord Keynes geteilt. Was ihn gereizt hätte, wären ohne Zweifel Keynes' messerscharfe Logik und sein ungemein praktischer Sachverstand gewesen. Als Ökonom hat er eine makroökonomische Synthese entwickelt, in der er nicht nur massenpsychologische Faktoren einbezogen hat, sondern – und das ist in unserem Rahmen besonders wichtig – auch den Geldfaktor integriert hat. Zum ersten Mal gelang

es einem Ökonomen, die moderne Wirtschaft in ein *System* zu bringen und dieses System nicht durch abstrakte mathematische Gleichungen auszudrücken, sondern durch ein kongeniales Gemisch aus Logik und Pragmatismus, das in der Tat praxisrelevant ist. Dieses System hätte Wittgenstein vermutlich, unseres Ermessens zu Recht, als ein Juwel des menschlichen Geistes angesehen, als ein intellektuelles Gesamtkunstwerk. Diese Synthese hat entscheidend dazu beigetragen, drei der grössten Wirtschaftsprobleme des 20. Jahrhunderts zwar nicht zu lösen, aber in geregelte, verhandelbare Bahnen zu bringen: die Beschäftigungskrise nach der Grossen Depression, die Währungsstabilität nach dem Zweiten Weltkrieg und die westliche Konjunkturpolitik der Nachkriegszeit. Es war also kein abstraktes Gedankengebäude, wie das walrasianische, oder eine Wunschkonstruktion, wie die marxistische, sondern eine rigorose Darstellung aller Wirtschaftsbeziehungen des modernen Kapitalismus. Und diese Darstellung hatte ganz konkrete wohlfördernde Folgen. Es ist nicht übertrieben, zu sagen, dass die lange Friedens- und Wohlstandsperiode des letzten Halbjahrhunderts ohne Keynes' visionärem System und ohne seine effektive Politikberatung wesentlich erratischer verlaufen wäre.

Kritik

Wie auch immer dieses *System* von Keynes' Nachfolgern formuliert wurde, es beinhaltet alle Akteure des modernen demokratischen Wirtschaftsprozesses: Arbeiterschaft, Technik, Unternehmer, Gewerkschaften, Ressourcen und *last but not least* Geld. Keynes ist kein vorbehaltloser Unterstützer des Kapitalismus. Er hatte durchaus auch Sinn für gewisse planwirtschaftliche Methoden

der marxistischen Ökonomik; was er jedoch daran verwarf, war ihr ideologischer Ballast, ihre Realitätsferne. Und auch darin sollte er Recht behalten.

Als einer der ersten modernen Ökonomen hat Keynes Geld nicht nur als einen Schleier gesehen, der zwar für eine arbeitsteilige Wirtschaft notwendig ist, jedoch keinerlei Realeffekte zeitigt. Zu viel Geld führt zu Inflation, zu wenig zu Deflation: Das ist allenfalls störend, ändert im Grunde aber nichts an den *fundamentals* einer Wirtschaft. So weit die monetäre Orthodoxie. Erst durch die Integration des Geldes als Produktionsfaktor wird Keynes' System im Unterschied zu allen anderen Wirtschaftsmodellen *real*. Es kann getestet und korrigiert werden, und dabei ist Folgendes wesentlich: Keynes erhob nicht den Anspruch, wie viele Ökonomen vor und nach ihm, dass sich die Wirklichkeit an sein Modell halten sollte, sondern ganz im Gegenteil, dieses Modell soll sich an der Wirklichkeit abarbeiten.

Probe aufs Exempel seiner Theorie war anlässlich der Weltwirtschaftskrise ab 1929 die Frage, weshalb die Marktkräfte nicht in der Lage sind, die damals herrschende horrende Arbeitslosigkeit zu beseitigen. Den Marktgesetzen zufolge hätten die Löhne wie bei anderen Preisen bis zu dem Punkt sinken müssen, an dem die Unternehmer durch ihre Investitionsentscheide wieder Arbeitsplätze angeboten hätten. Die Löhne sanken zwar in dieser Zeit, aber die Unternehmer investierten nicht, sodass sich ein Unterbeschäftigungsgleichgewicht bildete. Schuld daran war nach Keynes das Geld. Denn statt in die Produktion zu investieren, bildeten die Unternehmer Sicherheits- und Spekulationskassen, die zu keinen neuen Arbeitsplätzen führten. Diese Kassenbildung beruhte auf pessimistischen Einschätzungen der Unterneh-

mer, die lieber das Geld liquide hielten oder mit ihm spekulierten, als ihre Produktionsmittel auszubauen. Um aus dieser Krise herauszukommen, sah Keynes nur zwei Mittel: Einmal solle der Staat intervenieren und aus eigener Hand investieren; denn nur der Staat könne die Notenpresse in Gang bringen, d.h. sich verschulden, mit der Wette, dass der dadurch in Gang gebrachte Aufschwung erhöhte Steuereinnahmen einbrachte, die diese Schulden wieder tilgten. Und zudem solle er durch eine gezielte Fiskalpolitik die Konsumgüternachfrage ankurbeln, um die Einschätzungen der Unternehmer auf einen optimistischen Kurs zu bringen. In der Tat zeitigten dieses *deficit spending* und die nachfrageorientierte Steuerpolitik während der 1930er-Jahre erstaunliche Resultate. Im Guten wie im Schlechten: bei Roosevelt und bei Hitler.

War für Benjamin Franklin Zeit Geld, so ist für

Keynes im Gegensatz dazu Geld Zeit. Geld ermöglicht Zukunft zu antizipieren, mit Geld kann man Zeit kaufen, mithin auch, wie es Wolfgang Streeck in seinem vieldiskutierten Buch *Gekaufte Zeit* darzulegen versuchte, Krisen hinausschieben. Geld ist also nicht «geprägte Freiheit», wie noch Dostojewski sagte, sondern nur die Chance, dank Antizipation in der Zukunft weniger Fehler zu machen als in der Vergangenheit.

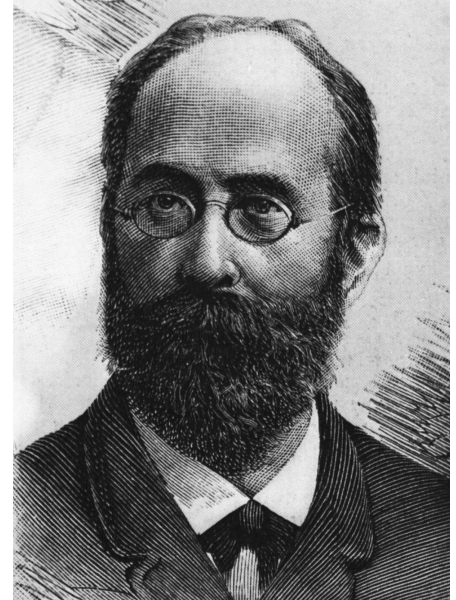
Literatur

- Keynes, John Maynard: *The General Theory of Employment, Interest and Money*. Palgrave Macmillan, London, 1936. (Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes, Duncker & Humblot, Berlin)
- Skidelsky, Robert: *Die Rückkehr des Meisters: Keynes für das 21. Jahrhundert?* Kunstmann, München, 2010.

Georg Friedrich Knapp (1842–1926)

Der Chartalist

Der Staat hat bei den meisten Mainstream-Ökonomen keine gute Presse. Er wird bei ihnen immer mit Staatsverschuldung, «Notenpresse in Gang setzen» und arbiträrem, wenn nicht opportunistischem Eingriff ins Wirtschaftsgefüge gleichgesetzt. Dem widerspricht der Jurist Georg Friedrich Knapp, der in ihm den einzigen Träger des Gemeinwohls sieht. Nur ein rational geführter Staat habe die Übersicht und die Motivation, eine den wirtschaftlichen Umständen angemessene Geldpolitik zu betreiben. Geld sei also ein «Geschöpf der Rechtsordnung» und die Ökonomen täten gut daran, sich auf die Seite eines hochqualifizierten Beamtenapparats zu setzen, statt mehr oder weniger verdeckt die Unternehmerinteressen zu unterstützen.



Vita

Knapp ist ein typisches Beispiel der zu Ende des 19. Jahrhunderts entstehenden bildungsbürgerlichen Elite. Nach Studien des Rechts, der Geschichte, der Mathematik, der Physik und der Nationalökonomie widmete er seine Forschung zunächst der Statistik. Mit 27 Jahren wurde er Professor in Leipzig, mit 32 anschließend Professor für Nationalökonomie in Strassburg, wo er bis zu seiner Expulsion 1919 (weil er «schwoibisch», elsässisch war) seine ganze Karrierezeit verbrachte. Knapp verschrieb sich voll und ganz einem Beamtenstaat und sah seine Mission darin, «hochsinnige und hochgebildete Beamte» auszubilden. Dies nicht aus politischer Gesinnung, sondern aus Einsicht in den unaufhaltsamen Prozess der abendländischen Rationalisierung, so wie ihn

Max Weber in seinem Werk darstellte. Als Simmel an die Universität Strassburg beordert wurde, war Knapp sein Rektor. Zu viel Ideenaustausch wird es wohl nicht gekommen sein, denn obwohl Knapp Simmel durchaus schätzte, hielt er es mit einer strikten Aufgabenteilung: Simmel hatte in seiner *Philosophie des Geldes* (1900) den sozialen Part der Geldgesellschaft beleuchtet, er, Knapp, würde sich in seinem Hauptwerk, der *Staatlichen Theorie des Geldes* (1905), mit dem rechtlichen Part begnügen.

Thematik und Werk

Der ach so gestrenge und konfrontationswütige Max Weber nannte ihn sein intellektuelles Vorbild. Auch wenn Knapp Bücher über Demografie, Statistik und Geschichte geschrieben hatte, war

sein Ruhm in der *Staatlichen Theorie des Geldes* (1905) begründet. Weber behauptete, dass es «formell und inhaltlich eines der grössten Meisterstücke der deutschen schriftstellerischen Kunst und wissenschaftlichen Denkschärfe» sei. Dieses Meisterstück ist einer einzigen Idee gewidmet, die Knapp schon mit dem ersten Satz seines Buches ausdrückt: «Das Geld ist ein Geschöpf der Rechtsordnung.» Mit einer kaum zu übertreffenden Klarheit will Knapp damit ein für alle Mal allen Formen des monetären (Auto-, Mono- oder Bi-) Metallismus den Wind aus den Segeln nehmen. Aber nicht nur dies: Er will das Geld den traditionellen privaten oder semiprivaten Geldinstituten entreissen, um es einzig dem staatlichen Monopol anzuvertrauen. Der Staat, so wie ihn Knapp sieht, ist das einzige Organ, welches das Gemeinwohl im Sinne hat. Er hat sich über alle partikularen Interessen hinwegzusetzen und eine Rechtsordnung zu etablieren, die für alle gilt und das Allgemeininteresse über das Einzelinteresse stellt

Bei der sog. *Banking/currency*-Kontroverse geht es um die wohl meist umstrittene Frage der Geldtheorie: Wem kommt die Herrschaft über das Geld zu? Dem Souverän oder dem Spezialisten? Für Knapp gibt es keinen Zweifel: Es ist der Staat beziehungsweise die für Rechtsordnung sorgende Oberinstanz. Daran knüpft er nur eine Bedingung: dass die Staatsdiener zugleich auch Spezialisten sind.

Als «Geschöpf» der Rechtsordnung, sozusagen die «Urnorm» (Hans Kelsen), aus der Knapp den

gesamten Geldapparat verfassen möchte, entwickelte er ein komplexes begriffliches System, dem eigentlich nur Max Weber gefolgt ist und das nie in die Wirklichkeit umgesetzt worden ist. Knapp hatte jedoch eine Reihe von ambitionierten Schülern, die allesamt seine Hauptidee während der Weimarer Zeit realisieren wollten. Als Beamte. Sie intervenierten aber so ungeschickt auf dem Geldmarkt, dass die grosse Wirtschaftskrise, die wie so oft in den Vereinigten Staaten ihren Ausbruch nahm, in Deutschland zu den verheerendsten Folgen wie Hyperinflation und Massenarbeitslosigkeit führte. Offensichtlich waren sie keine Beamten, wie sie sich Knapp wünschte, d.h. keine Wissenselite in Sachen Geld. Aus diesem Grund wurde es lange Zeit still um Knapp. Seine Ideen verloren sich im Taumel der Wirtschaftswunderjahre, in denen die Geldschöpfung, umrahmt durch das Bretton-Woods-System, einen zunehmend privaten Charakter annahm. Erst zu Beginn des 21. Jahrhunderts, als die Grenzen des zumeist geldinduzierten Wachstums sichtbar wurden und die Idee eines Alternativgeldes aufkam, entsannen sich einige Ökonomen des alten Lehrmeisters aus Strassburg und bildeten eine *neochartalistiche* Geldlehre, die *modern monetary theory*, die insbesondere nach der 2007er-Krise mehr und mehr diskutiert wird.

Literatur

- Knapp, Georg Friedrich: *Staatliche Theorie des Geldes*. Duncker & Humblot, Leipzig, 1905.

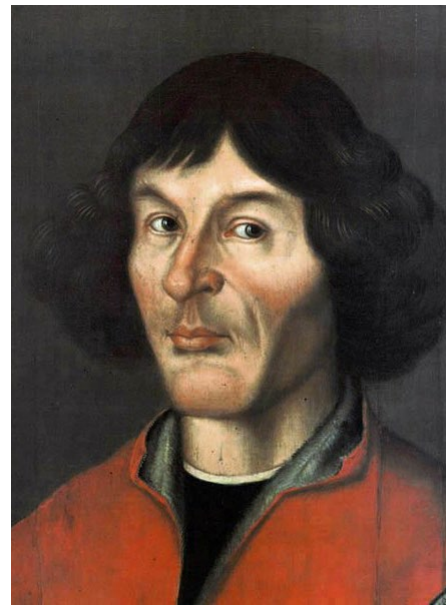
Nikolaus Kopernikus (1473–1543)

Die Anfänge der Quantitätstheorie

Das moderne Gelddenken fängt mit Kopernikus an. Hier finden wir erste, wenn auch bescheidene Ansätze der Verwandlung des Geldes von einem Werkzeug in ein Medium. Er ist der Begründer der Quantitätstheorie, der zufolge eine Änderung der Geldmenge der Grund für eine Änderung des Preisniveaus ist – für uns Zeitgenossen eine triviale Einsicht. Doch dazu muss man sich vorstellen können, was eine solche Menge überhaupt darstellt und welche Abstraktionsschritte erforderlich sind, um zu ihr zu gelangen. Diese Abstraktionsschritte hat Kopernikus getan, und sie haben ihn für seine Zeit zu überraschenden Einsichten geführt.

Vita

Aus wohlhabendem Haus ist Kopernikus im hintersten Winkel von Preussen geboren (*in hoc remotissimo angulo terrae*). Als Sohn eines Kupferhändlers und Neffe des Bischofs von Emsland hat Kopernikus alles Mögliche studiert, sei es als Dilettant, sei es etwas akademischer. Auf jeden Fall gönnte ihm sein Onkel längere Italienaufenthalte, während derer er u.a. Medizin, Jura, Astronomie oder Kirchenrecht studierte. Zurück in seinem Emsland hätte er die Nachfolge seines Onkels antreten sollen, unterlag jedoch seinem diplomatisch und gesellschaftlich gewandteren Konkurrenten,



Johannes Dantiscus. So blieb er Kanzler im Domkapitel, fungierte aktiv als Verwalter, Jurist und Arzt. Seine Freizeit verbrachte er damit, nächtens die Sterne zu beobachten. Arthur Koestler beschreibt in seiner Geschichte der Astronomie, *Die Nachtwandler* (1959), einen scheuen, ja ängstlichen Menschen, der sich mit viel Ernst und Besonnenheit seiner zahlreichen Chargen annimmt.

Thematik und Werk

Kurz vor seinem Tod veröffentlichte Kopernikus sein Hauptwerk, *De revolutionibus orbium coelestium* (1543), in dem er ein heliozentrisches

Weltbild entwirft: Die Erde sei ein Planet, der sich um seine eigene Achse drehe und sich zudem wie die anderen Planeten um die Sonne bewege. Damit revolutionierte Kopernikus das bis anhin vorherrschende geozentrische Weltbild und steht am Beginn der neuzeitlichen Astronomie. Aber diese nach ihm benannte Revolution war nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine umfassende kosmologisch-weltanschauliche Umwälzung. Es ist dieser Wandel, den ich an den Ursprung meiner eigenen Theorie zur Entstehung der Moderne durch die Erfindung des Positivsummenspiels gestellt habe.

Die Frage stellt sich natürlich, ob und inwiefern diese astronomische Kehre mit seinem Gelddenken in Zusammenhang steht. Denn obwohl Kopernikus' bahnbrechende Leistungen die Astronomie und das monetäre Phänomen betreffen, ist der Bezug alles andere als direkt.

Gemeinsam am Astronomen und Ökonomen ist einmal die Methode. Zwei Aspekte sind hier zu unterscheiden. Einmal ist es für Kopernikus bezeichnend, dass er sich den von ihm untersuchten Phänomenen unvoreingenommen näherte und den scholastischen Dogmen nur so viel traute, wie er experimentell und beobachtend nachweisen konnte – und selbst diesem Nachweis skeptisch gegenüberstand. Er war ja alles andere als ein Heißsporn und sehr auf seinen Stand und seine Ordnung bedacht. Aber wenn sich die Berechnungen der Wiederkunft gewisser Sterne nach antikem Muster systematisch als falsch erwiesen, musste er sich selbst zugestehen, dass gewisse Korrekturen notwendig waren. Auf welcher umständlichen Weise er sie mit seinem primitiven Beobachtungsmaterial bewerkstelligte, ist schwer nachzuvollziehen. Wie Hans Blumenberg in seinem epochalen Werk *Die Genesis der kopernika-*

nischen Welt (1975) betont hat, ging es ihm in keiner Weise darum, das antike Weltbild zu revolutionieren; es ging ihm darum, es durch seine Korrekturen solider zu machen. Denn Astronomie war keine Wissenschaft im alten Kanon der Wissenschaften, sondern eine Kunstfertigkeit. Kopernikus betrachtete sich lediglich als Handwerker, der die schöne Ordnung des Kosmos ein kleines Stück weiter perfektionieren wollte. Doch ein zweiter Aspekt kommt dazu. Wenn man so will, und das wird uns an seine Ökonomie herangeführt, war er einer der ersten Verfechter dessen, was Eske Bockelmann «funktionale Abstraktion» nennt. Denn seine Korrekturen der ptolemäischen Berechnungen richteten sich nicht auf dieses oder jenes Detail, sondern auf den Bezug, den dieses oder jenes Detail auf das es umrahmende Ganze hat. Und darin ist keine Kunstfertigkeit mehr zu sehen, sondern abstrahierendes Denken. Wie einst Brunelleschi, der mit seiner gekonnten Konstruktion auf die Dreidimensionalität des Raumes aufmerksam machen wollte, macht Kopernikus einen Schritt zurück und sieht sich seine Korrektur im Rahmen eines Ganzen an. Es ist dieser Schritt zurück, der den ganzen Unterschied zwischen dem Handwerker und dem – wie es Blumenberg ausdrückte – theoretisch Neugierigen macht.

Er isoliert also das Partikel eines Ganzen und fragt danach, welche Rolle es in diesem Ganzen spielt. So geschehen mit dem Geld. Er beobachtet, wie das schlechte Geld das gute verdrängt. Damit ist er Thomas Gresham mindestens drei Jahrzehnte voraus, der sein berühmtes «Gesetz» erst 1558 in einem Brief an die Königin Elizabeth I. formulierte. Kopernikus stellt auch den Bezug her, wie eine Geldschwemme das Preisniveau erhöht. *Auf diesen Bezug musste man erst kommen.*

Uns scheint er auf der Hand zu liegen, doch zu Kopernikus' Zeiten mochten allerlei andere Gründe für solche Inflationen angeführt worden sein: die Gier der Händler, die Verknappung einer Ressource oder die Exzesse des Steuervogtes. Als Erster setzt er also zwei Mengen in Bezug und analysiert ihr Verhältnis. Man mochte diesen Zusammenhang auch früher schon beobachtet und daraus den Schluss gezogen haben, dass jedes Mal, wenn neues Geld erschaffen oder erbeutet wurde, die Preise anstiegen. Mehr als eine Vermutung oder ein Apoptegma war es aber nicht. Erst Kopernikus konnte die Funktionalität $p = f(M)$ klar herstellen und daraus die gebotenen Schlüsse ziehen. Wie zum Beispiel diesen:

«Wie auch immer die Gründe sein mögen, die gewöhnlicher Weise zum Niedergang ganzer Reiche, Fürstentümer und Republiken führen, sind die vier folgenden m.E. die gefährlichsten: die Zwietracht, die Sterblichkeit, die Sterilität des Bodens und die Verschlechterung der Münzen. Evident sind die drei ersten Gründe jedermann zugänglich. Doch um den vierten Grund, der das Geld betrifft, abgesehen von einigen mit grossem Verstand gesegneten Menschen, kümmern sich nur wenige. Warum? Weil (das Geld) nicht auf einen Schlag, sondern Schritt für Schritt, durch eine sozusagen latente Aktion, den Staat ruiniert» (*Monete Cudende Ratio* [1526], meine Übersetzung aus Wolowski, Louis (Hrsg.): *Traictié de la première invention des monnoies de Nicole Oresme et traité de la monnoie de Copernic* [lat. Text]. Paris, Guillaumin, 1864, S. 49).

Einfache Kausalitäten sind allen zugänglich. Doch die Wirkung des Geldes ist subtiler. Es wirkt nicht nur durch seine unscheinbare «latente» Aktion. Diese latente Aktion ist auch weitaus destruktiver als Kriege oder Missernten.

Kopernikus' Quantitätstheorie ist zwar noch «naiv», denn sie beachtet weder die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes noch seine produktiven Effekte. Aber dass er den Grundstein zu einer funktionalen Betrachtung der Wirtschaft gelegt hat, gehört zu den wichtigsten Etappen in der Entwicklung der klassischen Ökonomie. Will diese aber das Geld als ein neutrales Instrument auffassen, ja als einen Schleier, der die realen Wirtschaftsprozesse nur verdeckt, so wird die Klassik durch Kopernikus eines Besseren belehrt. Geld hat Wirkung, positive und negative; Geld kann ein Produktionsfaktor sein, aber auch ein Gift, ein *pharmakon*. Wie Paracelsus zur selben Zeit geht es Kopernikus darum, es in der richtigen Dosis der Wirtschaft zu verabreichen.

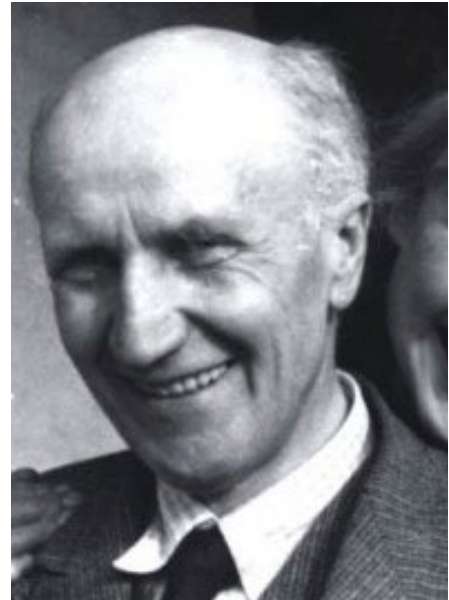
Literatur

- Kopernicus, Nikolaus: «*Monetae cudendae ratio*», in: Leopold Prowe, *Nicolaus Copernicus*. Zweiter Band: Urkunden, Weidmannsche Buchhandlung, Berlin, 1884, S. 21–44.

Bernhard Laum (1884–1974)

Opfer und Geld

Die sogenannte «Tauschfabel», wonach Geld eine Erfindung der Händler zur Erleichterung ihrer Austausche sei, geistert noch heute in vielen Köpfen herum. Dass aber sein Ursprung sehr viel komplizierter und vielgestaltiger ist, dass es gar ein sakraler Akt sein könnte, diese These hat als Erster der deutsche Wirtschaftshistoriker Bernhard Laum aufgestellt.



Vita

Geldtheorie und Altertumswissenschaften haben vielfältige Beziehungen. Da Geld in Lydien im 7. Jahrhundert v. Chr. entstanden zu sein scheint (so man diese Münzen als «Geld» bezeichnen möchte), spielt das Studium der genaueren Bedingungen seiner Herausbildung eine zentrale Rolle in den klassischen Geldentstehungstheorien. Geleitet von der Tatsache, dass Münzen oft sakrale Prägungen aufweisen und auch ihre Etymologie auf solche Ursprünge hindeutet, wurde Ende des 19. Jahrhunderts die These von der austauschbedingten Entstehung des Geldes zunehmend in Frage gestellt. Einer der herausragenden deutschen Wirtschaftshistoriker, Bernhard Laum, widmete sich in seiner Habilitationsschrift der konkurrierenden These, wonach das Geld nicht

durch Händler, sondern durch Priester erfunden wurde. Laum studierte zunächst Archäologie und Klassische Philologie und war nach der anschließenden Promotion für das Deutsche Archäologische Institut tätig. Nach der Habilitation lehrte er Altertumswissenschaften, ab 1920 Wirtschaftswissenschaften in Frankfurt am Main. Von 1936 bis zu seiner Emeritierung 1953 war er an der Universität Marburg als Professor für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte tätig. Seine Forschungen wurden anschließend durch Wilhelm Gerloff weiterverfolgt.

Thematik und Werk

In seinem bedeutendsten Werk, *Heiliges Geld*, schildert Laum die Entstehung des Geldes als ein Opferprozess. Er geht vom lateinischen Wort *pe-*

cus (das Vieh) aus, das schliesslich zur Münze (*pecunia*) geführt hat. Oft zeigen auch die Prägungen, meist auf der Hinterseite einer Münze, das Sinnbild eines Opfertieres. Was hat das Vieh mit dem Geld zu tun? Gemäss Laum ist diese Verknüpfung als *Substitutionsprozess* zu verstehen, der im Grunde genommen nur der Schlaueit und Verschlagenheit der Opferpriester zu verdanken ist. Sie fixierten bekanntlich die Opfertarife und kamen dazu, sich die Frage zu stellen, weshalb man die besten Stücke eines Kalbes opfern sollte, wenn auch Stücke davon ausreichten, die Götter zufriedenzustellen? Dabei darf man nicht vergessen, dass die Priester auf lange Zeit hin die Buchhalter der antiken Wirtschaftsordnung waren und ihre Tempel die zentralen *clearing*-Agenturen. Es ist auch zu beachten, dass in der traditionellen Welt beide Tauschformen (symbolischer wie wirtschaftlicher Tausch) zwar noch getrennt waren, aber an gewissen Orten parallel verliefen. So zum Beispiel in den Tempeln, wo die (symbolischen) Opferaustausche durch die gleichen Hände glitten wie die (wirtschaftlichen) Güter austausche. In diesem Falle kann man wohl sagen, dass die eine Hand weiss, was die andere tut. Leicht kam es zu einer Vermengung beider Tauschformen, wenn diejenigen, welche die Regeln und Tarife aufstellten, aus ein- und demselben Personenkreis kamen. Statt des Kalbes opferte man nur noch die minderen Stücke. Und falls die Götter keinen Ingrimm zeigten – dafür sorgten die Priester auch, da sie die entsprechenden Zeichen gekonnt zu interpretieren verstanden –, war die Sache okay. Weshalb sollte man dann überhaupt die minderen Stücke opfern? Reichte nicht schon der Geruch eines gegrillten *T-Bone-Steaks*, um die Götter friedlich zu stimmen? Vermutlich auch (man kann den Priestern diese substitutive Schlaueit

ohne Weiteres zuerkennen), aber nur in Massen. Man kann nur beschränkt Kälber verspeisen. An einem bestimmten Moment kreuzten sich die Tarifordnungen, und die Priester kamen zu einer noch zuträglicheren Usanz. Sie waren es gewohnt, die verschiedenen Schuldverhältnisse ihrer Schutzbefohlenen durch Kerben zu archivieren. Und da sich die Kerbarbeit nicht immer leicht ausnimmt, um zum Teil komplexe Schuldverhältnisse zu verbuchen, hatten sie schon früh *tokens* eingesetzt, mit denen sich leichter hantieren (und täuschen) liess. So wurde das Kalb durch ein Surrogat ersetzt und dazu noch das Opferritual quantitativ festgehalten. Es ist zu vermuten, dass die Antike, dieses Gemisch aus Schlaueit, Verschlagenheit und praktischem Sinn, in den Tempeln geboren wurde, genau dort also, wo sich beide Tauschkreise, der sakrale und der ökonomische, kreuzten.

Tauschen und Täuschen gehen bekanntlich auf das mittelhochdeutsche «tüschen» zurück, so dass man sich fragen kann, ob nicht die Täuschung dem Tausch immanent ist, ja, ob ein täuschungsfreier Tausch überhaupt möglich ist. Dabei geht es nicht darum, die Tauschfabel durch eine andere Fabel, eine Täuschungsfabel, zu ersetzen, sondern auf das spannungsgeladene *quid pro quo* (dies für das) aufmerksam zu machen, das sich im Grenzbereich zwischen sakraler und ökonomischer Sphäre abgespielt hat und die *mètis* zu einer ganz wesentlichen Ingredienz des menschlichen *logos* gemacht hat.

Literatur

- Laum, Bernhard: *Heiliges Geld. Eine historische Untersuchung über den sakralen Ursprung des Geldes*. Mohr, Tübingen, 1924.

John Law (1671–1729) Teil 1

Der Mensch Faust



Ohne Zweifel ist John Law die faszinierendste Figur der merkantilistischen Epoche. Als reicher Aristokratensohn hätte er sein ganzes Leben lang spielen und sich vergnügen können, wäre er nicht dem Geldrätsel auf die Schliche gekommen. Daraus entwickelte er sein «System», die Emission von durch Edelmetall garantierten Banknoten, und brachte es in kürzester Zeit zu ungeheurem Einfluss am französischen Regentenhof. Politische Intrigen und eine schlechte Kontrolle seitens Law und seiner Mitarbeiter führten jedoch dazu, dass dieses «System» innert kürzester Zeit zusammenbrach und in Frankreich zu einer dauerhaften Skepsis gegenüber dem Papiergeld führte. Dennoch gelang es, die von Ludwig XIV. hinterlassenen horrenden Schulden zu sanieren und die Wirtschaft Frankreichs wieder in Schwung zu bringen.

Vita

John Laws Leben liest sich wie ein Abenteuer-Roman. Zahllose Biografien sind dieser teils schillernden, teils genialen, teils kriminogenen Figur gewidmet. Law wächst in Schottland auf, als Sohn eines Edelmanns und reichen Bankiers. Es ist dabei zu bemerken, dass es nicht die Engländer, sondern Schotten wie Adam Smith, David Hume und eben John Law waren, die das englischsprachige Wirtschaftsdenken des 18. Jahrhunderts prägten. Im Gegensatz zu England leidet Schottland unter einer chronischen Geldknappheit. Es besitzt keine Minen, es nimmt nicht

Anteil am eh schon versiegenden amerikanischen Gold, und obwohl die Wollproduktion stetig zunimmt, liegen etliche Teile der Produktionsfaktoren brach. Dieses Thema musste wohl am Esstisch der Laws oft debattiert worden sein. Doch John Law of Lauriston war zunächst ein «Beau», ein den Frauen und dem Glücksspiel völlig hingebener Dandy, ein ganz der Libertinage verschriebener, verwöhnter Vatersohn. Nachdem er sein ganzes Erbe verprasst hatte und wegen eines tödlichen Duells zum Tode verurteilt worden war, floh er nach Frankreich und bekehrte sich zu seiner eigentlichen Liebe ... der Mathematik. In

Frankreich spricht man in dieser libertinischen Zeit von den «jeux de l'amour et du hasard» (Marivaux), assimiliert also Glücks- und Liebesspiel, was den wohl überintelligenten John dazu bewog, die ganze Welt und ihre Tatsachen als durch die Gesetze der Statistik bestimmt zu verstehen. Zu dieser Zeit hatte der Sonnenkönig, Ludwig XIV., sein Land durch Luxusausgaben (Versailles) und ständige Kriege in den Ruin getrieben. Die Staatsschuld war so gross, dass 60% der nicht unerheblichen Steuereinnahmen nur dem Schuldendienst dienten. Der nun (fast) bekehrte Law versprach Abhilfe. Seine Lösung hiess, im aktuellen Jargon übersetzt: *quantitative easing*, oder französisch: *faire tourner la planche à billets*. Bei Ludwig stiess er zunächst auf taube Ohren, doch als dieser schliesslich 1715 verschied, übernahm Laws Freund Philippe II. d'Orléans, Ludwigs Neffe, vorübergehend das Ruder. Diese «Régence»-Zeit war ganz im Sinne Laws: intensive Libertinage, aber auch kühne Reformen, um Frankreichs Wirtschaft zu sanieren und den Frieden zu sichern.

Thematik und Werk

Laws revolutionäre Ideen standen ganz im Sinne der merkantilistischen Wirtschaftspolitik. In Zeiten der Bedrohung und des Unfriedens thesaurieren die Geldbesitzer ihre Gold- und Silbermünzen, was die wirtschaftliche Aktivität lahmlegt. Um die Geldzirkulation wieder in Schwung zu bringen, ersann Law den Trick, Schatzbriefe zu drucken, die durch den realen Reichtum der Krone an Edelmetallreserven und Bodenschätzen garantiert und jederzeit wieder in Edelmetallmünzen konvertiert würden. Law erkannte, dass die Hauptfunktion des Geldes nicht darin lag, Reichtum zu akkumulieren, sondern den wirtschaftlichen Austausch anzukurbeln.

Durch den Regenten unterstützt, war die Emission von Laws Schatzbriefen zunächst ein ungeheurer Erfolg. Es entstand ein regelrechter *run* auf dieses Papiergeld, sodass Law zum Finanzminister avancierte. In zwei Jahren schaffte er es, den Staat von seinen horrenden Schulden zu sanieren. In kürzester Zeit galt er als reichster Mann der Welt und gründete gar seine eigene Handelsgesellschaft. Sie sollte vor allem mit der Kolonisierung des damals Frankreich gehörenden Staates Louisiana diesen Wirtschaftsboom weiterentwickeln. Der eigentliche Trick Laws bestand aber darin, diese Schatzbriefe nicht nur durch *reale*, sondern auch durch *zukünftige* Sicherheiten absichern zu wollen. Doch die Kolonisierung Louisianas war ein Misserfolg. Dazu kam, dass einflussreiche Prinzen, die Laws Einfluss auf den Regenten Philippe II. d'Orléans unterminieren wollten, damit begannen, mit diesen Schatzbriefen *à la hausse* zu spekulieren. Ihr Wert stieg binnen kürzester Zeit von 500 bis auf 20'000 Pfund (livres). Als einer der grössten Gläubiger der Banque Royale seine Schatzbriefe wieder in Edelmetall konvertieren wollte, kam es zum Liquiditätsengpass und schliesslich zum Bankrott der Bank. Laws «System» fiel zusammen wie ein Kartenhaus. Man geht davon aus, dass 10% der französischen Bevölkerung zum Teil massive Verluste hinnehmen musste, aber parallel dazu jene, die von der Verschwörung der Prinzen Wind bekommen hatten, sich ungeheuerlich bereicherten; und dazu Law zu einem weiteren Exil brachten.

Law ist nicht der Erfinder des Papiergeldes, nicht einmal der Papiergeldidee. In China kannte man Seidengeld seit Jahrhunderten, dasselbe galt seit dem Mittelalter für die Wechsler, die ihre Papiere als Zahlungsmittel einsetzten. Er ist aber der Erfinder oder besser gesagt: der Erkunder des

öffentlichen Vertrauens, das die alte Idee des Geldes als Reichtum (das nach Eske Bockelmann diesen Namen gar nicht verdient) in das moderne Geld als diskontierten Zukunftswert zu verstehen erlaubt. Dies inspirierte auch Goethe in seinem *Faust II*, «Geldschöpfung als Weiterführung der Alchemie mit anderen Mitteln» (Hans-Christoph Binswanger) zu verstehen. Statt Blei oder Quecksilber in Gold zu verwandeln, begnügen sich die modernen Mephistos damit, die Notenpresse in Gang zu setzen. Sie vertrauen darauf, dass die Papiergeldbesitzer durch das mittels vergrößerter Geldmenge wieder in Schwung gebrachte *reale* Wachstum ihrem Papier auch einen Wert zubilligen. Lays Fehler bestand lediglich darin, geglaubt zu haben, er könne dieses Vertrauen statistisch approximieren, um daraus wirtschaftspolitische Schlüsse zu ziehen. Dass weder die menschliche Natur noch kollektive Massenprozesse

mathematisch oder modellhaft in den Griff gekriegt werden können, ist jedoch keine weitere List des Geldes, sondern liegt ganz einfach in einer Reihe naturbedingter Irrationalitäten, die auch die menschliche Natur und die Natur der menschlichen Gesellschaften ausmachen. Insofern ist Lays Scheitern das Scheitern des aufgeklärten Rationalismus, Mensch und Gesellschaft als reines Räderwerk zu verstehen, das nur eines gewieften Uhrenmachers bedarf, um geschliffen zu funktionieren.

Literatur

- Murphy, Antoin E.: *John Law. Ökonom und Visionär*. Econ, Düsseldorf, 2002 (wissenschaftlich).
- Cueni, Claude: *Das Grosse Spiel*. Heyne, München, 2006 (belletristisch).

John Law (1671–1729) Teil 2

Staatskapitalismus: der Konkurs einer Idee

Verschwörungstheorien gehören zum tiefsten Untersatz historischer Erklärungen. Komplexe Sachverhalte auf dunkle Machenschaften zu vereinfachen, ist heute fast ein notwendiger Zug der *social media*. Dies unterschlägt aber allzuoft die Aktion von Minderheiten, die keine andere Wahl hatten, als sich über Umwege und allerlei Tricks Gehör zu verschaffen. So gesehen, gehört John Law zu einer Verschwörung der Rationalisten, die sich gegen den Absolutheitsanspruch der Bourbonen-Könige zur Wehr setzen wollte.



Vita

Unter der Regentschaft Philippe II. von Orléans (1674–1723), der die schwierige Nachfolge des Sonnenkönigs antreten musste, hatte der schottische Abenteurer John Law ein «System» ausgeheckt, das die desolate Lage der durch Prunk und Krieg arg strapazierten öffentlichen Finanzen Frankreichs hätte beheben müssen. Die Ausgabe von Schatzbriefen, deren Deckung durch Grund und Boden gewährleistet werden sollte, führte zu einer kurzfristigen Euphorie, einer regelrechten Geldschwemme, die aber nach einigen Monaten nach diversen Liquiditätsengpässen wieder zusammenbrach. Zahllose Menschen, vor allem in bürgerlichen Kreisen, verloren ihr Hab und Gut. Zwar konnte sich der Regent dadurch aus der Patsche helfen und die Staatsfinanzen zum Teil sa-

nieren (was sein Nachfolger, Ludwig der XV., anschliessend dazu animierte, wiederum dem Ausgabenkurs des Meisters von Versailles zu verfallen), doch der «Konkurs» (*faillite*) hinterliess langandauernde Narben im kollektiven Gedächtnis Frankreichs. Laws System, ja jede Form von verbriefter Staatsfinanzierung, wurde seitdem mit grösster Skepsis begegnet.

Doch wie die jüngste Geschichtsforschung gezeigt hat, hat dieses System nichts mit kurzsichtiger Spekulation zu tun, sondern mit einem schon im 17. Jahrhundert durch «Intellektuelle» (Wissenschaftler, Schriftsteller, Händler, Abenteurer, Philosophen) initiierten Projekt, Gesellschaft und Kultur des *Ancien Régime* zu Fall zu bringen. Im Unterschied zu den Physiokraten, die es den Engländern nachmachen wollten, indem sie den

Staatsanteil auf ein Minimum reduzierten, um der Privatinitiative einen möglichst breiten Raum zu lassen, war Laws System nur ein Element innerhalb einer breiteren «Verschwörung». Diese wollte aus der durch Law gegründeten *Compagnie du Mississippi* eine gesamtwirtschaftliche Grossagentur machen, die den Staatshaushalt monopolisieren sollte. «Verschwörung» ist ein Vexierbegriff, der heute arg missbraucht wird. Doch hinter Laws System standen Frankreichs aufgeklärteste Köpfe. Ihnen ging es darum, die Verschwendungssucht der französischen Monarchen zu unterbinden und stattdessen die produktiven Kapitalien in Projekte zu verwandeln, die Frankreichs Ambitionen als Weltmacht nicht kriegerisch, sondern wirtschaftlich realisieren sollten. Die Idee dieser «Verschwörer» – viele davon blieben anonym, aber darunter befanden sich aufgeklärte Geister wie Condorcet, Condillac, Mably, Graslin oder Forbonnais – war es, die *grande nation* in einen Grossbetrieb zu verwandeln, d.h. die sich anbahnende industrielle Revolution durch einen zentralisierten Kollektivapparat zu verwirklichen. Laws *faillite* war also nicht nur der Ausgangspunkt einer Aversion gegenüber monetären Experimenten, die auch heute noch andauert, sondern der Konkurs einer kollektivistischen Idee, eine ganze Gesellschaft in einen Grossbetrieb umzubauen, sozusagen einen Staatskapitalismus in die Welt zu setzen. Idee war auch, den angelsächsischen Liberalismus zu konterkarieren, und zwar durch die «wundersame Sage» (*un conte merveilleux*) eines organischen Staates, in dem das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile. Ja, dieses Postulat ist die französische Ent-

sprechung der berühmten *Bienenfabel* von Bernard de Mandeville: *private vices, public benefits*.

Hinter dieser Idee stand eine Weltanschauung, die tief auf die «kopernikanische Wende», d.h. die Öffnung des Kosmos auf das grenzenlose Universum zurückgreift. Im *Ancien Régime*, d.h. in einer geschlossenen, statischen Welt, dessen Reichtümer knapp und endlich waren, wurde jeder Gewinn durch einen Verlust kompensiert. Die englischen und französischen Aufklärer hingegen werden sich bewusst, dass in diesem grenzenlosen Universum ein anderes Gesetz herrscht. Genährt durch den massiven Zustrom südamerikanischen Goldes entstand die «wundersame Sage» der endlosen Vermehrung der Reichtümer. In einer solchen Welt galt die Gewinn/Verlust-Bilanz nicht mehr, sondern die glückliche Fügung einer gemeinsamen Bereicherung. Doch wo die Engländer am Individuum ansetzten und es anspornten, sich seinen *private vices* hinzugeben, setzten die Franzosen an den *public benefits* an, d.h. an einem Gemeinwesen, dessen Bereicherung *durch Berieselung* jeden Einzelnen reich machen sollte. Gemeint ist dabei die heute unter Macronisten hoch im Kurs stehende *théorie du ruissellement*, derzufolge sich die Bereicherung der Reichen im Endeffekt auch auf die Bereicherung der Armen ausdehnen würde. Ein Zeichen, dass Laws Ideen trotz Konkurs nicht ganz aus der Welt geschafft wurden.

Literatur

- Orain, Arnaud: *La politique du merveilleux: Une autre histoire du Système de Law (1695–1795)*. Fayard, Paris, 2018.

Jacques Le Goff (1924–2014)

Das Geld im Mittelalter

Jacques Le Goff ist unbestritten einer der grössten Mediävisten des 20. Jahrhunderts. Er plädierte sein ganzes Leben lang für eine Rehabilitierung des für reglos, finster, arm und dogmatisch gehaltenen Mittelalters. Auch wollte er es weit über die «Schwellenzeit» des 17. Jahrhunderts ausdehnen. Seine Studien zeigen, wie vielfältig, bunt und überraschend, aber auch konfliktreich und komplex dieses Menschenzeitalter war. Von besonderem Interesse für uns sind seine zahlreichen Recherchen über Handel, Händler, Zins und Wucher, über die zahlreichen Mentalitäten, die sich zwischen religiösem Eifer und materieller Gier abzeichneten. In dem, was man «Geld» nennt – was aber kein Geld in unserem modernen Sinne ist –, kristallisieren sich für Le Goff all die Spannungen und Konfliktherde, die für das Mittelalter charakteristisch sind.



Vita

«Zehn Jahrhunderte Mittelalter genügen für mein Forscherglück», behauptete Le Goff einmal. Damit will er der Legende eines dunklen Zeitalters den Garaus machen, wiewohl auch die Zäsur mit der Moderne auf sein striktes Minimum reduzieren. Seine Vorstellung eines «langen Mittelalters», das von der Spätantike bis zur industriellen Revolution reichen würde, ist nicht unumstritten. Es hat aber vor allem mit seiner besonderen Perspektive als Historiker der Mentalitäten zu tun, denn Mentalitäten entwickeln sich langsam weiter – wenn überhaupt ... Le Goff ist ein typisches Produkt der 3. Republik: links engagiert, früherer *résistant*, aus einfachen, provinziellen Verhältnissen aufgestiegen bis zum Präsidium der (von ihm gegründeten) berühmten *Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales* (EHESS). Er war darauf bedacht, seine Forschungen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, waren ihm wirtschaftliche Bezüge immer auch präsent.

Thematik und Werk

Kaum ein Zeitalter hat das «Geld» so verpönt wie das Mittelalter. Die Bannflüche, Exkommunizierungen, Verbote aller Art, allen voran das Wucherverbot, beschreiben eine Geldfeindlichkeit, wie sie selten in der Geschichte der Menschheit anzutreffen ist. Dennoch trägt der Schein. Weiss man hinter die Dichtungen, Sagen und Legenden aller Art zu schauen, so entpuppt sich eine Geldgier, die selbst hartgesottene Kapitalisten in den Schatten stellt; insbesondere dann, wenn sich diese Gier gekonnt hinter evangelischen Parolen zu kaschieren wusste. Umgekehrt muss man sich fragen, ob diese Gier wirklich Geld im Sinne hatte oder nicht eher Machtstreben, Prestige und Einfluss, wofür Geld nur ein probates Mittel zum Zweck darstellt.

Geld im modernen Sinne ist das Medium der Warenwelt, d.h. das Medium, das es beinahe grenzenlos schafft, jedes nur denkbare Ding in eine Ware zu verwandeln. Und dazu noch eine

Gesellschaft zu bilden versteht, die es seinen – weitgehend unbekannt – Gesetzmässigkeiten unterwirft. Von einem solchen Geld kann im Mittelalter nicht die Rede sein. Münzen sind zwar vorhanden, und auch der Wechselverkehr beginnt ab dem 13. Jahrhundert eine Karriere, die nie mehr unterbrochen werden wird. Doch ein für die Moderne bezeichnendes Medium ist noch in weiter Ferne.

Überhaupt wird das Wort «Geld» selbst nicht gebraucht; man spricht an seiner Stelle von Gelt, Silber, von Batzen, Thalern, von *deniers*, Dinaren usw. Und wenn es einen Bezug gibt, in dem man offen von ihm spricht, dann ist es im Rahmen der *caritas*. Geld als Gegenstand der Nächstenliebe führte dazu, dass all seine Funktionen normativ bestimmt waren. Beim Tauschen mussten die Preise vor allen Dingen gerecht sein (*iustum pretium*), die Masse war dem sozialen Status gemäss angepasst, und auch der Reichtum war nicht in Geld gemessen, sondern in Landbesitz, Prunk und anderen Prestigegütern. Der erste «Reiche», in Geld gemessen, war eine Figur des späten 15. Jahrhunderts, Jakob Fugger (1459–1525), genannt der Reiche.

Verschiedene Faktoren – darunter nicht zuletzt die Finanzierung der Kreuzzüge und der prunkvolle Bau von Kathedralen – trugen dazu bei, dass sich im Laufe des 12. Jahrhunderts so etwas wie eine «kommerzielle Revolution» abzeichnete, wie es der belgische Mediävist Raymond de Roover genannt hat. Ein halbes Jahrtausend war vergangen, in dem der Geldverkehr fast ganz zum Versiegen kam. Gold- und Silberminen gab es bis zur Entdeckung von Silberminen in Böhmen im 15. Jahrhundert kaum, sodass die spärlichen Gold- und Silbermünzen nur im Fernhandel mit dem Orient zirkulierten. Auch im Alltag gab es Kup-

fermünzen, die oft als Recheneinheiten auftraten. Doch die allgemeine Stimmung dem «Geld» gegenüber war ganz und gar feindlich gestimmt. Mit der kommerziellen Revolution wurde jedoch der Gebrauch eines allgemeinen Zahlungsmittels unabdingbar. Es ist deshalb von grossem Interesse, den Prozess der Monetarisierung, wie er sich ab diesem 12. Jahrhundert abzeichnete, nachzuvollziehen. Jacques Le Goff hat dies in vier Büchern, eines über Händler und Wechsler, eines über die legendäre Figur des Franz von Assisi, eines über die «Erfindung» des Fegefeuers und ein letztes über «Geld» im Mittelalter reichhaltig dokumentiert. Darin wird das ganze Dilemma der Geldfrage im Mittelalter vorbildlich beleuchtet.

Händler und Wechsler hatten in traditionellen Kulturen immer den Status von Metöken, geduldet aber beargwöhnt, nützlich aber beneidet. Im Mittelalter sind sie aber Bürger, nicht Aussätzige oder Fremde. Oft genossen sie den Status von Handwerkern, so zum Beispiel die Goldschmiede. Auch die Händler kommen nicht umhin, sich mit Geld die Finger dreckig zu machen. Da auf den Handelsplätzen ein wahrer Währungswirrwarr herrscht, ist man froh, über die zahlreichen Wechsler zu verfügen, die, auf Bänken sitzend, diese Währungen umwandeln und zu ... Bankern werden. Le Goff hat sich dieser neuen Zunft angenommen und unter anderem gezeigt, wie stets versucht wurde, Geld als ein Werkzeug wie jedes andere beliebige Werkzeug anzusehen – die Säge für den Zimmermann, das Geld für den Händler.

Gibt es eine legendäre Figur dieser Zeit, so ist es Franz von Assisi. Der Sohn eines reichen Kaufmanns wurde dadurch berühmt, dass er einen ganzen Handelszug mit Tuchballen seines Vaters kurzerhand verkaufte und die Beute einem armen Pfarrer zur Renovation seiner baufälligen Kirche

aushändigte. Die vom Hl. Bonaventura aus freien Stücken erdichtete Biografie gibt hingegen ein ganz anderes Bild des Heiligen der Armen. Hier ist nur von Wundern und sagenhaften Begegnungen die Rede, die Franz erbracht haben soll, aber sehr wenig von Geld. Le Goff geht dieser Legende nach und versucht dem «wahren» Franz zu seinem Recht zu verhelfen. In der Tat war Franz in den Augen der offiziellen Kirche ein Häretiker, der, sich strikt an die Evangelien haltend, mit folgender Maxime durch die Welt ging: «Wenn du vollkommen sein willst, geh hin, verkauf deinen Besitz und gib das Geld den Armen ...» Die offizielle Kirche wollte jedoch Kreuzzüge finanzieren und Kathedralen bauen. Sie hielt sehr wenig von solchen Maximen. Zwar fristete der Hl. Franz ein Leben in Armut und Demut, doch kaum war er verstorben (1226), verwandelte sich sein Orden in eine wahre Geldmaschine, schuf *montes pietatis*, Monte dei Paschi und andere Geldinstitute, wo die *pietà* nur noch dem Namen nach galt und der Hl. Franziskus schliesslich zum Schutzpatron der Händler avancierte.

Aus den spärlichen Bibelzitatzen, die mit Busse zu tun haben, wurde zu dieser Zeit ein Zwischenreich erdichtet, das sowohl im Himmel als auch auf Erden eine ganz nützliche Funktion hatte. Denn im Himmel herrschte Platzmangel: wohin mit all den Glücklichen, denen Petrus die Himmelsporten geöffnet hatte? Und auf Erden gab es gar viele Sünder, die bereit waren, sehr viel *carietas* zu pflegen, um nicht in die Hölle zu kommen. Das Fegefeuer war ein genialer Kompromiss, den Himmel zu entlasten und gleichzeitig die Kassen der Kirche zu füllen. Zielpublikum dieser Zwischenstation waren natürlich die (katholischen) Wucherer. Nebenbei gesagt: Obwohl dieses üble Geschäft den Juden anvertraut worden war, wa-

ren sie vergleichsweise Kleinwucherer, die nur beschränkte Summen ausborgten; ganz im Gegenteil zu den Christen, die den Löwenanteil des Wuchergeschäfts bestritten.

«Geld» im Mittelalter ist kein abstraktes Medium wie in der Moderne. Äusserlich betrachtet ist es eine ausgesonderte, besonders «absatzfähige» Ware, die in sich diverse, für das Mittelalter bezeichnende Dilemmata vereinigt. Es ist ein materialisierter Kompromiss zwischen moralischen und konkreten Widersprüchen, die sich nicht lösen lassen – aus diesem Grunde sollte man nur eins damit tun: es benutzen, aber so wenig wie möglich darüber palavern. Für Le Goff kommt es nicht in Frage, das Mittelalter als eine Art Vorkapitalismus zu betrachten. Der Bruch ist zu gross. Weder kann der Staat Steuern effektiv eintreiben, noch gibt es einheitliche Märkte mit stabilisierten Preismechanismen, aber vor allem ist alles wirtschaftliche religiös-moralischen Normen unterstellt, die insbesondere die Wirkmacht des Geldes überall, wo es sich manifestiert, massiv unterbindet.

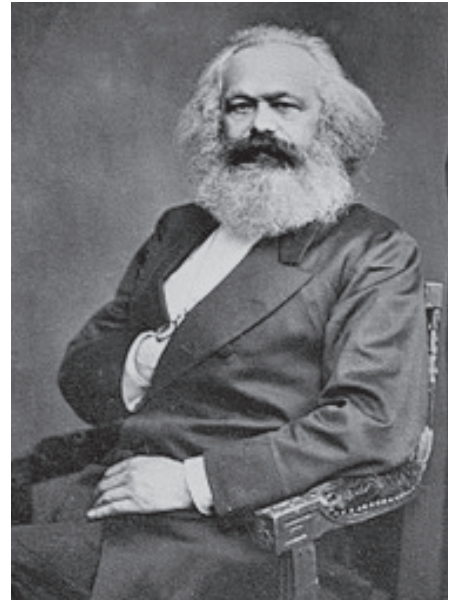
Literatur

- Le Goff, Jacques: *Kaufleute und Bankiers im Mittelalter*. Fischer, Frankfurt am Main, 1989.
- Le Goff, Jacques: *Die Geburt des Fegefeuers*. Klett-Cotta, Stuttgart, 1984.
- Le Goff, Jacques: *Wucherzins und Höllenqualen. Ökonomie und Religion im Mittelalter*. Klett-Cotta, Stuttgart, 1988.
- Le Goff, Jacques: *Franz von Assisi*. Klett-Cotta, Stuttgart, 2006.
- Le Goff, Jacques: *Geld im Mittelalter*. Klett-Cotta, Stuttgart, 2011.

Karl Marx (1818–1883)

Vom Geld zum Kapital

Auch heute noch ist das Verhältnis zwischen Geld und Kapital alles andere als geklärt. Aber man kann sich schwer vorstellen, dass Karl Marx kurzerhand sein Hauptwerk «Das Geld» genannt hätte. Aber was unterscheidet Geld vom Kapital und was das Kapital vom Geld? Dass beide Begriffe nicht identisch sind, das war wohl auch Marx sehr klar. Worin sie sich aber unterscheiden und was die Unterscheidung voraussetzt, das ist immer noch Gegenstand komplizierter Debatten. Dass sie im Zeitalter des Finanzkapitalismus gehalten werden müssen, darüber sollte es aber keine Zweifel geben.



Vita

Marx ist der bedeutendste Gesellschaftskritiker der Moderne. Als Philosoph, Ökonom und Soziologe hat er ein dialektisches Denksystem aufgebaut, das eine historisch-kritische Rekonstruktion der kapitalistischen Produktionsweise entwickelt. Marx' Thesen entfalten ihr Potenzial auch heute noch in der gesellschaftskritischen Diskussion. Sein Leben war durch Kampf und Exil gekennzeichnet, was Marx zu einer intellektuellen Legende gemacht hat. Ob man seine politischen Positionen teilt oder nicht, ist und bleibt er ein Genius des 19. Jahrhunderts, dessen Aktualität und Brisanz auch heute und in Zukunft noch seine Berechtigung finden wird.

Thematik und Werk

Die kapitalistische Produktionsweise wird, so Marx, an ihren eigenen Widersprüchen zugrunde gehen. Zwar ist sie die entwickeltste aller Produktionsformen, doch schreibt sie sich ein in eine lange Geschichte von Gesellschaften, die durch einen grundlegenden Klassenantagonismus bestimmt sind. Im Kapitalismus ist dies der Antagonismus zwischen den Prinzipien Arbeit und Kapital, personifiziert im Antagonismus zwischen Eigentümern (Bourgeoisie) und Nichteigentümern (Proletariat) der Produktionsmittel. Letztere übernehmen im Kapitalismus eine entscheidende Funktion. Ihr massloses Anwachsen disqualifiziert die menschliche Arbeit und schafft einen Profitzwang, der die Kapitalisten dazu nötigt, immer grösseren Mehrwert aus dieser Arbeit zu

schöpfen. Lange Zeit akzeptierte die Arbeiterschaft ihre Arbeitsbedingungen und die Gesellschaft, die sie umrahmt. Aus diesem Grunde versteht sich Marx in erster Linie als Aufklärer, der den Schleier über diese entstellte Gesellschaft lüften möchte. Ziel ist, die ausgebeutete Arbeiterschaft dazu zu bringen, mit einer kollektiven Aktion dieses System aus seinen Angeln zu heben.

Hinter dieser Gesellschaftsform steht ein Prinzip, das alle Stränge seines Seins und der damit zusammenhängenden Bewusstseins umfasst. Dieses Prinzip nennt Marx *Kapital*. Man kann es als die komplexe Formel auffassen, welche die kapitalistische Produktionsweise zu einem anarchischen Wachstum verleitet und letztlich sein Schicksal besiegeln wird.

Kritik

Was aber, wenn die kapitalistische Produktionsweise an ihren Widersprüchen nicht zugrunde geht, sondern sich im Gegenteil dank dieser Widersprüche nicht nur weiterentwickelt, sondern weiter stabilisiert? Dies die wohl radikalste These, die man dem Marx'schen System entgegenstellen kann. Doch auch wenn das Kapitalprinzip nicht alle Stränge dieser Produktionsweise abdeckt, wenn das Marx'sche System also offensichtliche Defizite aufweist, die er nicht sehen konnte oder wollte, so bleibt er dennoch ein genialer Widersacher, mit dem, wie mit keinem anderen, sich ein Disput lohnt.

Meine Gegenthese, grob formuliert, geht dahin, zu behaupten, dass Marx die Sphäre des Tausches (die Zirkulationssphäre) vernachlässigt hat. Er ist und bleibt ein Schüler Hegels und Ricardos, insofern er der Produktionssphäre, insbesondere der Sphäre der Arbeit und ihren technischen Belangen (der Produktionsmittel), den Vorrang gibt.

Was aber, wenn das Kapitalprinzip sich nicht mehr *produktiv* entwickelt, sondern sich zunehmend in der Zirkulationssphäre durchsetzt, insbesondere in der Finanzsphäre? Hat er demzufolge dem Geld innerhalb seines Kapitalbegriffs nicht eine untergeordnete oder gar eine falsche Rolle zugewiesen? Liegt nicht im Geld eines seiner grössten begrifflichen Defizite? Diese Hypothese hat bereits Rudolf Hilferding in seinem Werk *Das Finanzkapital* (1910) aufgestellt, das nicht ohne Grund als der vierte Band des Marx'schen *Kapitals*, seines Hauptwerkes, bezeichnet wird. Es ist angesichts der heutigen Finanzialisierung der kapitalistischen Moderne nicht von der Hand zu weisen, Hilferdings Gedanken weiterzuziehen und danach zu fragen, inwiefern die Geldfrage eines der grössten Defizite seines Theorieaufbaus ist.

Das Geld hat bei Marx einen schwierigen Status. Im Grunde genommen hat er es immer vermieden, sich explizit mit ihm zu befassen. Seiner ständigen Sorge galt der Kapitalbegriff, der aber ohne das Medium des Geldes nicht gedacht werden kann. Er sieht nicht, wie Keynes, die dem Geld immanente Dynamik und auch nicht, wie Georg Simmel und Alfred Sohn-Rethel, wie sehr es auch die Denkstrukturen beeinflusst. Es ist deshalb ein spannendes Anliegen, das Geld als das spezifische Medium der Moderne in sein System einzubauen.

Literatur

- Marx, Karl: *Das Kapital*. Otto Meissner, Hamburg, 1867.



Carl Menger (1840–1921) Teil 1

Der Begründer

«Grau, teurer Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum», sagte Goethes Mephistopheles in seinem Studierzimmer. Dass das Grün das Grau voraussetzt, darüber kann man sich nicht einmal dadurch hinwegtrösten, dass nach viel Grau einmal ein grüner Zweig wachsen könnte. Dessen war sich Carl Menger wohl bewusst, als er seine Mikroökonomie entwickelte. Es war ihm ein Gebot der Ehrlichkeit, ein Fundament für die arg ins Schwanken gekommene Nationalökonomie zu finden – auch auf die Gefahr hin, dem «Rätsel Geld» seine volle Entfaltung zu geben, und, wie wir im zweiten Teil sehen werden, es beim Rätsel zu belassen.

Vita

Carl Menger war ein österreichischer Grossbürger, der seine ganze Karriere an der Universität Wien verfolgt hat. Von dort aus hat er eine weltweite Ausstrahlung nicht nur auf die Volkswirtschaftslehre, sondern auch auf die Sozialwissenschaften im Allgemeinen und ihre Methodik im Besonderen ausgeübt. Als typischer *german mandarin* hatte er grossen Einfluss auf Politik, Recht und Wissenschaftsentwicklung. So war er über längere Zeit Privatlehrer des Erzherzogs Rudolf, der sich auf Schloss Mayerling mit seiner Geliebten, Mary Vetsera, das Leben nahm. Er ist der unbestrittene Begründer der «Österreichischen Schule», mit Schülern und Mitstreitern wie Ludwig von Mises, Friedrich August von Hayek oder Eugen von Böhm-Bawerk, die sein Werk

mehr oder weniger ehrlich weiterentwickelten. Auch auf die nach dem Ersten Weltkrieg sich formierende «Wiener Schule» in der Wissenschaftstheorie hatten die von ihm aufgerufenen Fragen einen wesentlichen Einfluss. Sehr oft von Ultraliberalen als Ahnherr benützt, ist seine Position jedoch viel subtiler als allgemein angenommen.

Thematik und Werk

Der Übergang von der Klassik (Adam Smith, David Ricardo) zur Neo-Klassik wurde etwa zur gleichen Zeit durch Léon Walras, William Jevons und Carl Menger realisiert. Walras und Menger korrespondierten miteinander, hatten aber ihre wissenschaftlichen Positionen selbständig erarbeitet. Die Arbeiten Jevons' waren ihnen weitgehend unbekannt. Diese beispielhafte Gleichzeitigkeit

tigkeit hat mit einer Krise des sozialwissenschaftlichen Denkens zu tun, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ausgebrochen war. Dabei ging es um die Wissenschaftlichkeit der Sozialwissenschaften. Ihre Vertreter versuchten sich damals dank neuer Methoden (Experiment, Induktion) von der Philosophie zu lösen und eine Systematik zu entwickeln, die nicht von ungeprüften (metaphysischen) Annahmen belastet war. Das galt ganz besonders für die Volkswirtschaftslehre.

Für Menger war der Marxismus nicht so sehr ein politischer Kontrahent, sondern ein wissenschaftlicher. Sicher spielte seine Bürgerlichkeit auch eine Rolle, aber in erster Linie schien ihm Marx' objektive Wertlehre ein undurchführbares Programm zu sein. Den Wert eines Gutes auf menschliche Arbeitskraft zurückzuführen wäre ein Projekt von solch haarsträubender Komplexität, dass es ihm darob «schwindelig» wurde. Er hielt sich daher an realistischere Fundamente. Und dieses Fundament war die subjektive Nutzumessung. Im Mittelpunkt von Mengers subjektiver Wertlehre steht die These, dass der Wert eines Gutes durch die subjektive Wertschätzung seiner jeweils *letzten* Einheit («Grenzeinheit») bestimmt wird. «Erfunden» wurde dieses «Gesetz» vom deutschen Agrarökonom, Hermann Heinrich Gossen (1818–1858), der gleichzeitig von Walras und Menger entdeckt und weiterentwickelt wurde. Damals bestand die Hoffnung, eine solche Wertschätzung exakt messen zu können. Deshalb interessierten sich die Ökonomen so sehr für die Psychologie und ganz besonders für Wilhelm Wundts Messverfahren. Der damals grassierende psychologische Atomismus hielt die menschliche Psyche für ein hochentwickeltes elektrisches Aggregat, dessen Schwingungen exakt gemessen werden konnten. So auch der Nut-

zen eines Gutes, dessen zuletzt konsumierte Einheit die Basis der Messung seines Wertes abgeben sollte. Dabei wurde von einem universell geltenden Gesetz ausgegangen: Zwar erhöht jede zusätzliche Einheit den Gesamtnutzen, doch diese Zunahme ist stetig abnehmend. Dem ersten Bier gibt ein in der Wüste Verdurstender einen enormen Wert; beim fünfundzwanzigsten müsste man ihn wohl bezahlen, damit er noch eines zu sich nimmt. Damit wird jede Form von objektiver Wertlehre (Knappheit oder Arbeitsleistung) aufgehoben. Die einzige exakt mögliche Messform wäre somit die individuelle. Es stellt sich aber dabei die Frage, wie man so vom Partikulären (Individuellen) zum Allgemeinen gelangt. Dieses Problem der Induktion, von den Mikro- hin zu den Makrophänomenen, hat selbst mit einem «schwindligen» Problem zu kämpfen, dem der Aggregation. Man kann die individuellen Nutzen, so sie überhaupt messbar sind, nicht einfach zusammen addieren, denn ab einer gewissen Schwelle (die auch schwer zu berechnen ist) entstehen *Emergenzen*. Das sind Zusammenballungen von Einzelnutzen, die anderen Gesetzmässigkeiten unterliegen als die individuellen. Menger hält diese methodischen Probleme zwar für lösbar, auf jeden Fall leichter zu lösen als die Probleme der objektiven Wertlehre. Aber er unterschlägt nicht die Realität solcher Emergenzen, d.h. auf nicht individuelle Wahlentscheidungen rückführbare Phänomene. Darin unterscheidet er sich ganz wesentlich von seinen Hauptschülern von Mises und Hayek. Geld ist eine solche Emergenz, d.h. ein emergierendes Phänomen, das von niemandem geplant wurde, in seinem Jargon nicht *organisch*, sondern *pragmatisch* entstanden ist. Wir werden diesem wichtigen Aspekt ein gesondertes Porträt widmen.

Wirtschaftliche Phänomene beruhen auf rationalen individuellen Entscheidungen, die durch einen freien Markt koordiniert werden. Aber das geht, so Menger, nicht ohne Rahmenbedingungen, bei denen der Staat eine massgebliche Rolle spielt. Zwar will die liberale Front die Einwirkung des Staates auf ein Minimum reduzieren, doch wäre es naiv zu glauben, dass ein dezidierter Staatsdiener wie Menger den Staat gar abschaffen möchte. Dass manche Ultraliberale sich gerne auf Menger berufen, um solche Forderungen zu stellen, verzerrt Mengers auf Realismus ausgerichtete Lehre. Für ihn muss der Staat einfach «nützlich» sein, einem Subsidiaritätsprinzip folgend, durch welches Staat und Markt sich jeweils ergänzen und unterstützen.

Wenn es überhaupt eine geschlossene Front gibt, so ist sie nicht so sehr gegen die Marx'sche Lehre gerichtet, sondern gegen die Positionen der Chartalisten. Dem Staat soll vor allen Dingen das Monopol der Geldemission und -zirkulation ge-

nommen werden. Dazu wird eine metallistische Position vertreten, die verhindert, dass ungezügelter Geldemissionen zur Finanzierung des Staatsbudgets beschlossen werden. Darin sind sich alle, die sich auf die Menger-Doktrin berufen, einig.

Mengers bleibendes Verdienst ist nicht nur die Schaffung der Mikroökonomie als Theorie des wirtschaftlichen Handelns, es ist auch der Versuch, der Volkswirtschaftslehre ein wissenschaftliches Fundament zu geben, ohne dabei auf normative oder metaphysische Prämissen zurückzugreifen. Wie werden sehen, dass er auch beim Geld diese realistisch-vorsichtige Methode anwenden wird.

Literatur

- Menger, Carl: *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre*. Braumüller, Wien, 1871 (= Gesammelte Werke, Bd. 1. Mohr, Tübingen, 1968, 2. Aufl. 288 S.)

Carl Menger (1840–1921) Teil 2

Die Emergenz des Geldes

Einig waren sich Klassiker (wie Adam Smith) und Neoklassiker (wie Léon Walras) darin, das «Rätsel Geld» einfach wegzudenken. Doch ausweichen war nicht Carl Mengers Sache. Er stellte sich diesem Rätsel mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln. Dass er dabei an die Grenzen seines (grenznutzentheoretischen) Denkansatzes kam, ist zwar frustrierend, aber es liefert immerhin die Basis dafür, wie weit Geld als Institution (und nicht als individuelles Werkzeug) gedacht werden muss.



Zwei Menschengruppen haben Carl Mengers Denken und Werk dauerhaft verstellt: seine Schüler und seine Mitstreiter. Insofern ist er das Opfer seines eigenen Erfolgs geworden.

Die «Menger-Doktrin» genießt erst seit Kurzem ein gewisses Ansehen. Nachdem seine wichtigsten Schüler, Ludwig von Mises und Friedrich August von Hayek, seine Lehre weiterentwickelt und für ihre eigenen Zwecke genutzt haben – nicht immer im Einklang mit derjenigen ihres Meisters –, ist heute ein «Zurück zum Originaltext» angesagt. Liest man Menger mit der ihm gebührenden Aufmerksamkeit, so ist der Grundtenor seiner Schüler, «Staatsschrumpfung» bzw. «Abschaffung des Staates», eine Vision, die der Meister in keiner Weise gebilligt hätte. Menger war ein Intellektueller vom Schlage der *german*

mandarins (Fritz K. Ringer), der sein ganzes Leben lang der öffentlichen Sache gedient hat und diesen Dienst als tiefste Verantwortung wahrnahm. Zwar wollte er Staat und Bürokratie einschränken und die wirtschaftlichen Freiheiten ausdehnen, doch die Staatsapparate hatten ihm zufolge einen unverzichtbaren Zweck: Sie mussten der Wirtschaft *nützlich* sein. Spricht man von und mit Menger, so müsste man von einer Theorie des *nützlichen Staates* sprechen, keineswegs von Minimalstaat (Hayek) oder gar von Staatsabschaffung (von Mises).

Reibungslosigkeit ist vielleicht das Wort, das bei Menger Wirtschaft und Staat verbindet. Der Staat ist souverän, weil er diskretionär ist, und er ist diskretionär, weil er souverän ist. Er ist souverän, weil er die Übersicht hat, und er ist diskreti-

onär, weil er im Namen dieser Übersicht dem Gemeinwohl nützlich zu sein hat. Doch diese Souveränität, Entscheider in letzter Instanz und Erlasser des Ausnahmezustands zu sein, hat er in den Dienst eines reibungslosen Wirtschaftsprozesses zu stellen.

Das gilt auch für das Geld. Denn für den Gründer der «österreichischen Schule» ist Geld eine organische, d.h. spontane Emergenz, die ungeplant und unabsichtlich aus menschlichem Handeln entspringt. Geld ist keine durch Händler beabsichtigte Erfindung, und es ist auch nicht, wie bei den Chartalisten, durch eine Konvention entstanden. In erster Linie ist Geld ein Mittel, den reibungslosen Ablauf des Wirtschaftsprozesses zu gestatten. Immer wieder wurde Mengers Tauschfabel moniert. Auch hier rächt sich das vorschnelle Lesen. Geld entsteht nicht, um den Tausch zu erleichtern, wie bei David Hume, *sondern um ein gemeinsames Mass zu finden, damit Austausch überhaupt möglich wird*. Seine Geldtheorie baut damit auf zwei Pfeilern auf:

1. Das Ermitteln eines Masses
2. Die Durchsetzung dieses Masses

Wie wird ein Mass gefunden? Ja, sollte man fragen, kann ein Mass überhaupt «gefunden» werden? Die wichtigen Arbeiten des polnischen Historikers Witold Kula zeigen, wie zuerst der Körper als Grundlage des Messens benutzt wurde, sodann Arbeitsleistung und Technik. Dieser Bezug auf Körperlichkeit besteht bei Menger immer noch, wenn er hofft, den subjektiven Nutzen eines Gutes mittels psychologischer Experimente dinghaft zu machen. Auch wenn sich solche Messungen als Illusion erwiesen, hat sich die Grenznutzenlehre durchgehend an der Vorstellung ei-

nes differenziellen Nutzens orientiert. Wir können es uns nicht verkneifen, auf die umständlich formulierte Geschichte der Geldentstehung bei Menger hinzuweisen (der pressierte Leser kann diese Passage überspringen)

«Das ökonomische Interesse der einzelnen wirtschaftenden Individuen führt sie demnach, bei gesteigerter Erkenntnis dieses ihres Interesses, ohne alle Uebereinkunft, ohne legislativen Zwang, ja ohne alle Rücksichtnahme auf das öffentliche Interesse dazu, ihre Waaren gegen andere, absatzfähigere Waaren im Austausch hinzugeben, selbst wenn sie dieser letzteren für ihre unmittelbaren Gebrauchszwecke nicht bedürfen, und so tritt denn unter dem mächtigen Einflusse der Gewohnheit die allerorten mit der steigenden ökonomischen Cultur zu beobachtende Erscheinung zu Tage, dass eine gewisse Anzahl von Gütern, und zwar jene, welche mit Rücksicht auf Zeit und Ort die absatzfähigsten sind, von Jedermann im Austausch angenommen werden und deshalb auch gegen Jede andere Waare umgesetzt werden können, Güter, welche unsere Verfahren Geld nannten, von «gelten», das ist «leisten, zahlen», wornach denn das Geld in unserer Sprache schlechthin das Zahlungsobject bedeutet.» (*Grundsätze der Volkswirtschaftslehre* [1871], S. 258).

Das Geld entsteht also spontan durch die Überwindung des Problems der «doppelten Koinzidenz». Der Terminus stammt zwar von William Jevons, der zur gleichen Zeit wie er an einer Grenznutzenlehre laborierte, entspricht aber durchaus Mengers Gedanke. Niemand wollte Geld schaffen, kein Händler und kein Staat, es ist also eine unbeabsichtigte Folge absichtsvoller, d.h. rational konstruierter Handlungen.

Mengers Beweisführung ist alles andere als ab-

strakt. In einem ersten Schritt zeigt er, wie umständlich, ja meist unmöglich ein Tauschhandel ohne allgemeinen Wertmesser ist. Geht es noch einigermaßen mit drei oder vier Gütern, so steigt die Komplexität solcher direkter Austausche mit zunehmender Arbeitsteilung exponentiell. Das Einklinken in den Geldentstehungsprozess beginnt ganz praktisch, wenn die Tauschenden diese Blockierung der Zirkulation durch die Wahl eines Gütermediums zu überwinden versuchen. Man denke hier an die ersten Tauschsurrogate wie Weizen oder Öl. Liest man Menger genau, so geht die Mass- der Tauschfunktion nicht nur zeitlich, sondern auch funktional voraus. Er betont es mit einem Terminus, den er immer wieder mobilisiert: *Absatzfähigkeit*. Geld ist ein besonderes Gut, das absatzfähig sein muss. Es emergiert aus zahllosen Transaktionen, ungeplant und ungewollt. Ist es einmal eingeführt, so hat der Staat für seinen reibungslosen Ablauf zu sorgen.

Menger ist also wesentlich weniger naiv, als es seine Schüler glaubhaft machen wollten. Vor allem ist er ein Ökonom, der das Geld explizit thematisiert, der es nicht wie die meisten seiner marginalistischen Nachfolger in die vorletzten Kapitel der Lehrbücher verbannte, ja, der bereit war, darin ein «Rätsel» zu sehen, das Rätsel seiner Emergenz. Die Tatsache, dass er mit Walras und Jevons in den gleichen Korb geworfen wurde, hat seiner Originalität sicherlich auch geschadet. Ähnlich wie Simmel ist er ein Vertreter der Funktionswertlehre: Dem Geld kommt kein «innerer Wert» zu und dieser entsteht auch nicht durch Konvention wie bei Knapp und den Chartalisten. Denn Geld ist einzig und allein der Garant eines reibungslosen Ablaufs des Wirtschaftsprozesses und als solcher von Wert. Insofern ist er auch ein Vorläufer der institutionellen Ökonomie.

Thomas Mun (1571–1641)

Der Witz der Händler und die Ursprünge des Positivsummen- spiels

Obwohl schon Eli F. Heckscher in seinem grossangelegten Werk, *Der Merkantilismus* (1932), die *wirtschaftspolitische* Absicht des Merkantilismus unterstrichen hatte, hat dieser immer noch einen schlechten Ruf. Er steht für Isolationismus, Protektionismus, ja gar für egoistisches Kalkül und Gier. Doch der Witz der Merkantilisten war es, ihre persönlichen Geschäftsinteressen immer mit jenen des Gemeinwohls zu verbinden. Dies führte sie dazu, Wirtschaftsphänomene, und darunter das Geld, immer von zwei Seiten zu betrachten. Und das hatte grundstürzende Konsequenzen.

Vita

Der Name Thomas Mun steht ganz und gar für die wechselhafte Geschichte der Ostindischen Gesellschaft. Von seinem Leben ist wenig bekannt. Als Sohn eines Tuchhändlers und Enkel des Londoner Münzmeisters ist er recht früh mit dem Geist und den Usanzen des Handels konfrontiert worden. Man weiss, dass er nach einer erfolgreichen Karriere in seinen jungen Jahren als Handelsmann im Mittelmeerraum zu einem eminenten Mitglied der Ostindischen Gesellschaft ernannt wurde. 1615 wurde er deren Direktor (sein Nachfolger wurde der nicht minder bekann-



te Josiah Child). Als Direktor war Mun auch im Mittelpunkt der 1620 einsetzenden wirtschaftlichen Depression Englands und wurde als Politikberater zu Rate gezogen.

Mun wird als einer der wichtigsten Protagonisten des Merkantilismus angesehen. Dabei handelt es sich nicht um eine eigentliche Doktrin, sondern um Gelegenheitsarbeiten, die meistens von gebildeten Händlern ausgeführt wurden. Es sind Rechenschaftsberichte, mit dem Ziel, das eigene Tun zu erklären und zu legitimieren. Bezeichnend ist dabei, dass zum ersten Mal ohne moralische Vorbehalte von Geld gesprochen wird im Sinne

einer Geldpolitik, die ihren Namen noch nicht verdient hat. Geldgeschäfte werden nicht mehr im Zeichen der Chrematistik abgetan, sondern als wirtschaftliche Tatsache wahrgenommen, die im Sinne des Gemeinwohls sorgfältig verwaltet werden müssen.

Thematik und Werk

Ab Mitte des 16. Jahrhunderts kommt Bewegung auf im internationalen Handel. Das Kolonialzeitalter bewirkt massive Handelsströme, also auch Geldströme. Und damit verbunden Preisschwankungen in bislang nie erlebtem Ausmasse. Mit den aus der Scholastik geerbten Maximen einer wirtschaftlichen Morallehre sind diese Schwankungen weder zu erklären, noch ist ihnen beizukommen. In dieser Situation wenden sich die Machthaber an die einzigen Spezialisten auf dem Gebiet, die Händler. Seit jeher als Aussätzige, bestenfalls als notwendige Übel betrachtet, erlangen sie hier zum ersten Mal eine Art öffentliche Anerkennung. Händler wie Thomas Mun oder Josiah Child finden das Gehör des Prinzen – *solange es ihm von Nutzen ist*. Woher kommen diese Schwankungen und wie können sie abgeschafft werden? Heute wissen wir es. Damals herrschte aber ein Gewirr von teils widersprüchlichen Erklärungen. Nikolaus Kopernikus, der sich im fernem Preussen zur selben Zeit mit diesen Problemen befasste, behauptete gar, dass unter den zahlreichen Ursachen, die eine Gesellschaft zerstören könnten, diese Preisschwankungen wohl die gefährlichsten seien, da sie unerkannt entstünden und niemand genau wisse, wie sie aus der Welt zu schaffen seien.

Der Merkantilismus hat heute noch einen Beigeschmack von Raffgier und Protektionismus. Zurückzuführen ist dieses schlechte Image auf

Adam Smith. Um seine eigene Werttheorie zu begründen, wonach der Reichtum der Nationen auf menschlicher Arbeit beruht, reduzierte er kurzerhand den Merkantilismus auf eine Doktrin, die darin bestand, so viel Edelmetall wie möglich aus dem Ausland zu holen und so wenig wie möglich davon zu exportieren. Es ist zu vermuten, dass er Thomas Mun nicht einmal gelesen hat. Doch Smiths Kritik hat für lange Zeit dafür gesorgt, dass das Geld in der Ökonomik nur ein Schattendasein gefristet hat. Dabei waren die Vorschläge der Merkantilisten durchaus interessant. Man solle eine intelligente Zins- und Zollpolitik betreiben, solle die Exporte subventionieren, solle Steuern gerechter ansetzen, solle die Staatsausgaben zügeln und nach Bedarf wieder zur Wirtschaftsförderung einsetzen usw. Natürlich hielt sich Thomas Mun stets die Vorteile seiner Firma vor Augen. Er wusste, dass er sich durchaus privatgeschäftliche Vorteile verschaffen konnte, wenn er durch seine klugen Vorschläge das Ohr des Prinzen hatte.

Mit dem Merkantilismus wird Geld zum Thema. Nicht nur als Störfaktor, sondern auch als dynamisches Element, wobei es an der öffentlichen Hand lag, Geld- und Güterflüsse entsprechend zu koordinieren. Im Sinne der merkantilistischen Autoren sollte eine aktive und experimentelle Geldpolitik betrieben werden, denn nur so könne die chronische Unterbeschäftigung, um die es in den Debatten im Merkantilismus massgeblich ging, bewältigt werden. Smiths Abkanzelung half zwar, die nationalökonomische Klassik ins Leben zu rufen, doch ging dies auf Kosten des zentralen Elements des Merkantilismus, des Geldes. Erst Keynes hat es, nach einer langen Klammer, wieder aufgenommen. Kein Wunder, dass er durch manche Kollegen als Neomerkantilist ge-

scholten wurde. Er hätte ihnen nicht Unrecht gegeben.

In diesen Kontext fügt sich auch ein entscheidendes Element in der Herausbildung der modernen ökonomischen Wertekonstellation: die Normalisierung der im Gütertausch auftretenden Situation eines *gegenseitigen Gewinnes*. Bis anhin galt die (*für uns in der Moderne*) seltsam anmutende Nullsummenspiel-Situation, in welcher der Gewinn eines Tauschpartners zwingend mit dem Verlust des anderen Partners ausgewogen wird, als Normalfall. Ein gegenseitiger Gewinn im Aussenhandelsgeschäft wurde nur als Ausnahmefall *toleriert*. Mit dem Merkantilismus wurde dieser zur Regel. Und das, ohne dass die Moraltheologen daran Anstoss nahmen. Das ist bemerkenswert. Denn hier wird in der Tat eine uralte Norm umgestossen, die auf der Reziprozität von

Schuldbeziehungen beruhte. Im gleichen Zuge wird dadurch auch die säkulare Missachtung des Händlers aufgehoben. Denn er ist es, der diese neuen «Spiele» inszeniert. Ja, er ist sich dessen bewusst, denn im 17. Jahrhundert taucht er oft nicht mehr als «Blutegel», «Parasit» oder «hungrige Laus» auf – so noch Montchrestien zu Beginn des Jahrhunderts –, sondern als ein «Agent der Vorsehung». Dieser Wandel vom Blutegel zur *providentia* hat sich sehr rasch vollzogen. Ohne nennenswerten Widerstand.

Literatur

- Mun, Thomas: *A Discourse of Trade from England into the East Indies*. 1621.
- Mun, Thomas: *England's Treasure By Foreign Trade*. 1664 (posthum).

Fra Luca Pacioli (1445–1514 oder 1517)

Das Zahlenwerk des Geldes

Für Werner Sombart gibt es zwei Hauptgründe, die zum «modernen Kapitalismus» geführt haben: die Luxussucht und die Erfindung der doppelten Buchhaltung. Auch wenn man diese Provokation nicht ganz ernst nehmen kann, darf man darob die epochale Wirkung der «venezianischen Methode», wie sie ursprünglich genannt wurde, nicht unterschätzen. Einer der engsten Freunde Leonardo de Vincis, der Mathematiker Luca Pacioli, hat sie systematisiert und dank der Einführung des Dezimalsystems – insbesondere durch die Anerkennung der Null als Zahl – zur zentralen Form des Wirtschaftskalküls gemacht.



Vita

Luca Pacioli ist ein Renaissance-Mensch, wie er im Buche steht: agil, ehrgeizig, universell begabt, abenteuerlich, materiell interessiert, karrieresüchtig und frivol. Im selben Jahr, 1445, als Johannes Gutenberg noch an seiner Druckerpresse herumtüftelte, kam er als Sohn eines ärmeren Händlers in einem kleinen Ort an der Grenze zwischen der Toskana und Umbrien auf die Welt. Von seiner Jugend weiss man wenig. Mit 20 Jahren kam er unter die Fittiche des damals berühmten Malers, Mathematikers und Geometers Piero della Francesca, der ihn vor allem in Mathematik unterwies. Es folgten studierende Wanderjahre, während derer er sich auf eine besondere Form der Mathematik spezialisierte, die Abaken-Rechnung. Ein Abakus ist ein Zählrahmen, der Additionen und Subtraktionen erlaubt und insbesondere bei Handelsgeschäften grossen Einsatz findet. Auf der Grundlage des *Liber Abbaci* des Leonardo Fibonacci (1202), der noch mit römischen

Zahlen rechnete, war es eines der Verdienste Paciolis, die arabischen Zahlen zu benutzen und das Terrain für die Zahl Null, der wohl subversivsten Zahl überhaupt, vorzubereiten. Pacioli war vor allem ein grosser Pädagoge, der Hunderte von Studenten in diese Kunst einwies; darunter auch Leonardo da Vinci, mit dem ihn eine innige Freundschaft verband. Beide verfolgten zahllose Projekte, in denen sie Kunst und Mathematik miteinander einsetzten, so z.B. über das Schachspiel, über die Zauberkunst, über den Goldenen Schnitt, über mathematische Tricks usw. Pacioli wanderte von Adelshof zu Adelshof in Norditalien, wurde auch mit dem späteren Papst Julius II. bekannt, der seine Recherchen unterstützte. Sein Meisterwerk ist die *Summa de Arithmetica, Geometria, Proportioni et Proportionalità* (1487 vollendet und 1494 gedruckt, 2. Auflage 1523), das erste Mathematik-Buch, das auf einer «modernen» Druckerpresse gedruckt wurde. In dieser *Summa* hat er ein kleines Kapitel über die sog. ve-

nezianische Methode, die doppelte Buchhaltung, geschrieben, das seinen Ruf dauerhaft begründete.

Thematik und Werk

Luca Pacioli ist *nicht* der Erfinder der doppelten Buchhaltung. In Wahrheit gibt es keinen solchen «Erfinder»; man weiss nicht einmal, wann genau diese Methode entstanden ist. Der wohl grösste Historiker der Buchhaltungs-Geschichte, Basil Yamey, optiert eher für den kroatischen Kaufmann Benedetto Cotrugli. Für uns ist diese Spezialisten-Debatte fruchtlos. Es genügt zu wissen, dass die ersten Zeichen ihrer Verwendung ins Venedig des 13. Jahrhunderts zurückgehen. Von dort aus verbreitete sich diese Methode auf die wichtigsten Handelsstädte Italiens aus. Aus diesem Grunde wird sie als venezianische oder italienische Methode bezeichnet. Pacioli hat also in keiner Weise innoviert, aber er hat das damals vorhandene buchhalterische Wissen zusammengebracht, vereinfacht und systematisiert. Das *System* der doppelten Buchhaltung ist kein apriorisches Ganzes, das zuerst erdacht werden musste, sondern ein Zug um Zug, aus praktischen Gründen elaboriertes Verfahren, das sich erst allmählich zu einem Ganzen fügte. Und das ist die eigentliche Leistung Paciolis.

Durch das *System* der doppelten Buchhaltung wird das Geld zu einer Sprache, d.h. zu einem Kommunikationsmedium, das den Umgang der Menschen untereinander und den Umgang dieser Menschen mit den Dingen vereinfacht und generalisiert. Anstatt der Worte finden wir Konten, und anstelle der Sätze finden wir – es ist kein Zufall – Buchungssätze. Dieses System ist in sich geschlossen; es unterliegt genauen Regeln. Die Tatsache, dass Paciolis Systemgedanke Mitte des 20. Jahrhunderts auch Eingang fand in die Wirt-

schaftspolitik als *nationale* Buchhaltung, dass er auch heute immer aktueller wird im Rahmen einer die Umwelt miteinbeziehenden *grünen* Buchhaltung, zeugt von der *Medialität*, d.h. der Vereinfachungs- und Verallgemeinerungsfähigkeit, dieses Verfahrens. Was ist der Grundgedanke? Worin liegt das Revolutionäre dieser scheinbar ur-banalen Methode? Weshalb konnte Pacioli von Oswald Spengler, Autor des weltberühmten *Untergang des Abendlandes*, in einem Zug mit Kopernikus als Begründer der Moderne genannt werden? Der Grundgedanke liegt darin, dass die Welt auf eine Zahl reduziert wird und die einzelnen Zahlen in Beziehung gebracht werden. Das daraus entstandene System ist ein Beziehungsgefüge, das die Wirklichkeit mit grösster Exaktheit wiedergibt. Diese drei Elemente:

- ein geschlossenes System, das die Welt abbildet und nur als wirklich gelten lässt, was in ihm in Erscheinung tritt;
 - ein Beziehungsgefüge, das jeden Wertebestand und jede Wertebewegung gesondert prozessiert;
 - ein Elementarteilchen, das die Welt kontem- plativ aufschlüsselt
- ergeben eine nahezu perfekte Methode, alles, was in Geld gemessen einen Wert abgeben kann, abzubilden, zu vereinfachen, zu systematisieren, um daraus ein *Buch* zu erhalten, mit dem die Vergangenheit gelesen, die Gegenwart kontrolliert und die Zukunft geplant werden kann.

Literatur

- Gleeson-White, Jane: *Soll und Haben. Die doppelte Buchführung und die Entstehung des modernen Kapitalismus*. Klett-Cotta 2015.
- Pacioli, Fra Luca: *Summa de Arithmetica, Geometria, Proportioni et Proportionalità*. Paganini, Venedig, 1494.

François Rachline (1948)

Die Alchemie des Geldes

War das ausgehende 19. Jahrhundert dem Geld gegenüber nicht besonders wohlgesonnen, so erlebt es heute ein unerwartetes *revival*. Neue Alchemisten treten auf den Plan, die zwar nicht Quecksilber oder Blei in Gold verwandeln, sondern im Geld ein Medium sehen, das es schafft, brachliegende Ressourcen und Ideen in Mehrwert zu verwandeln. Sie kennen zwar das Märchen des Zauberlehrlings, der durch seine Erfindung übermannt wird, gehen aber lieber das Risiko ein, auf diese Weise eine stagnierende Wirtschaft zu überwinden, als wie gelähmt vor seinem «Rätsel» zu verharren. Für sie ist Faust kein Verhängnis, sondern eine Herausforderung, ihn zum Vorteil der meisten zähmen zu können.



Vita

François Rachline ist ein französischer Ökonom, Publizist und Wirtschaftsberater. Er war längere Zeit Professor für Volkswirtschaftslehre am berühmten *Institut d'études politiques de Paris* (SciencesPo), einflussreicher Leiter von *Thinktanks* (Institut Montaigne) und verschiedener Medien wie *Slate* sowie Politikberater. In seinen zahlreichen Büchern widmete er sich vornehmlich dem Geld, seiner Geschichte und Theorie. Dadurch hat er grossen Einfluss auf den technokratischen Apparat Frankreichs gehabt.

Thematik und Werk

Die Einmütigkeit, mit der Geld seit Menschengedenken verdammt worden ist, wäre ein kleinliches Gewerbe, wäre die Menschheit nicht dazu gekommen, es auch dann und wann zu einem Wachstums- oder Glückselixir zu erheben. Peter Sloterdijk nannte diese Euphoriker einmal *Nonoletisten*, eingedenk des *Non olet* des Kaisers Vespasian. Dieser begegnete dem Vorwurf seines Sohnes, es sei seiner kaiserlichen Gnade unwürdig, einen Obolus für die Benutzung öffentlicher Toiletten zu erheben, damit, dass Geld nicht stinke.

Der Nonoletismus hat seine Wurzeln in der So-

phistik, jener philosophischen Schule der Weisheit, die sich für ebendiese Weisheit bezahlen liess und es, gemäss den Grossmeistern Sokrates und Platon, mit der Wahrheit nicht sonderlich genau nehmen wollte. So gesehen durchquert ein Dualismus die abendländische Philosophie, dessen Spannung sich gerade beim Geld entfacht. Die Oletisten, also jene, die beim Geld die Nase rümpfen, sehen *hinter dem Geld* seine diabolischen und zersetzenden Züge, während die Nonoletisten es der individuellen Schlauheit überlassen möchten, davon einen bestmöglichen Gebrauch zu machen. Vespasian war ein Nonoletist, sein Sohn war von der Gegenpartei.

Doch bei den Nonoletisten ist diese Euphorisierung des Geldes nicht nur mit Gier verbunden. Aus Gier entsteht lediglich Plutokratie (*plutos*: Reichtum), und in einer endlichen Welt kann Reichtum nicht grenzenlos anwachsen. Deshalb ist es ein instabiles politisches System, das auf die Dauer dem Untergang geweiht ist. Es müssen andere Argumente mobilisiert werden, die Geld als Konstituens einer zwar wachsenden und Reichtum anhäufenden, aber dennoch Stabilität fördernden gesellschaftlichen Synthese darstellen.

François Rachline hat in seinen speziell dem Geld gewidmeten Werken, *Que l'argent soit – capitalisme et alchimie de l'avenir* (Es sei das Geld – Kapitalismus und Zukunftsalchemie) (1993) und *D'où vient l'argent* (2006), zwei Argumente vorgetragen, die diese zwei Bedingungen bezüglich des modernen Geldes erfüllen sollten.

1. Modernes Geld ist *ex nihilo* schöpfbar. Doch stellt die freie Geldschöpfung die Wirtschaft vor einen Realisierungszwang. Sollte sie nicht restlos in einer Hyperinflation verpuffen und somit mehr Schaden anrichten als Vorteile

bringen, ist dieser Zwang nur durch einen innovativen Akt umsetzbar. Geld hätte demnach einen *Vakuumeffekt*, der auf einer Wette beruhe. Frei emittiertes Geld ist eine Schuld, die so schnell wie möglich zurückbezahlt werden muss, und sie kann es nur, wenn eine Nachfrage nach einem neuen Gut entsteht. Ein solches Zukunftsgut ist eine Wette, deren Risiko der Unternehmer zu tragen hat. Nur er als innovativer Mensch, so Schumpeter, hat den Mut dazu und den Blick dafür.

2. Doch diese klassische Schumpeter'sche These muss noch ergänzt werden. Wie es Niall Ferguson in seinem *Ascent of Money* dargestellt hat, hat dieses moderne Geld auch eine *Spür- und Suchfunktion*. Diese Funktion hat zwei Aspekte. Einmal sucht das Geld nach Ressourcen, die brachliegen oder schlecht genutzt werden, um sie in eine *Form* zu bringen, die einen Mehrwert induziert. Das Beispiel der Grameen-Bank hat bei ihm paradigmatischen Charakter. Geld wirkt wie ein Magnet, der solche Ressourcen an sich zieht und sie neu zusammensetzt. Es verdankt diese Eigenschaft seiner universellen Messfunktion. Als «absoluter Massstab» (Frank Engster) lässt es all diese Ressourcen in ein Kalkül einfließen und dafür eine adäquate Form finden, die das sogenannte Coase'sche Gesetz zum Tragen bringt – dies der zweite Aspekt. Dieses Gesetz besagt, dass Unternehmen/Projekte nur dann existieren können, wenn ihre Transaktionskosten geringer sind als die Transaktionskosten im jeweiligen Markt. Sei es als Unternehmen, als Netzwerk, als Verein teilautonomer Produzenten, auch diese zweite Suchfunktion hat es an sich, rein imitative Projekte zu überwinden und

nach neuen Assoziationsformen zu suchen, welche die Wette für die durch *ex nihilo* geförderten Zukunftsgüter gewinnen.

Doch diese Alchemie hat ihre Grenzen. Was geschieht mit den Zusammenhängen, aus denen diese (vermeintlich) brachliegenden Ressourcen herausgerissen wurden? Welches sind die Kosten für die dadurch zerstörten traditionellen Formen? Und darüber hinaus: Gibt es überhaupt einen anderen Massstab als Geld, an dem diese Formen mit den neuen, transaktionsmindernden Formen verglichen werden können? Doch ist Geld ein adäquater Massstab für diese älteren Formen? Wird hier nicht mit zwei Ellen gemessen bzw. zwei verschiedene Phänomene mit derselben Elle, wobei das eine dem anderen immer zum Opfer fällt?

Man sieht bei näherer Betrachtung, wie schwach, ja wie sophistisch diese Argumentation ist. Auf der einen Seite ist die Wette dieser Zukunftsalchemie, wie Rachline seinen Entwurf nennt, eine Wette mit grösster Unbestimmtheit; einer Unbestimmtheit, die auch bei der Verwendung der ausgeklügeltsten finanzmathematischen Methoden nicht in ein statistisch evaluierbares Risiko verwandelt werden kann. Und auf der anderen Seite beruhen die angestrebten Innovationen auf der Externalisierung von Kosten, die aber, da sie in kein Kalkül passen, unsichtbar bleiben.

Literatur

- Rachline, François: *Que l'argent soit – capitalisme et alchimie de l'avenir*. Calmann-Lévy, Paris, 1993. (Es sei das Geld – Kapitalismus und Zukunftsalchemie)
- Rachline, François: *D'où vient l'argent*. Editions du Panama, Paris, 2006.



Kenneth E. Rogoff (1953)

Der Fluch des Baren

***Decashing* heisst seit fast drei Jahren die Devise im internationalen Finanzsektor. Im Visier einer von namhaften US-Ökonomen beratenen Allianz ist die Anonymität des Bargeldes als legales Zahlungsmittel. Auf breiter Front wird zum einen der Bargeldumlauf eingeschränkt und zum anderen werden alle möglichen Anstalten getroffen, um die Konsumenten auf einen entmaterialisierten Zahlungsmodus zu trimmen. Einer der exponiertesten Lobbyisten ist dabei der amerikanische Star-Ökonom Kenneth Rogoff.**

Vita

Statt Schach-Weltmeister zu werden, hat es Kenneth Rogoff vorgezogen, Ökonomie-Weltmeister zu werden. Nach seiner Karriere als Chief Economist bei der Weltbank wurde er Ordinarius für Finanzökonomie in Harvard. Nebst seiner ausgedehnten Tätigkeit als Herausgeber von Handbüchern über internationale Wirtschaftstheorie hat er drei publikumswirksame Bücher verfasst, zwei zusammen mit Carmen Reinhart und eines, das wir weiter unten besprechen werden. Die beiden Bücher mit Reinhart sind aus zwei Gründen kontrovers: erstens wegen ihrer These, dass öffentliche Defizite sich negativ auf das Wirtschaftswachstum auswirkten; zweitens, weil ihr Forschungsdesign beanstandet wurde (schwere Fehler bei der Interpretation und Kodierung von wirtschaftlichen Daten). Rogoff gehört zwar zu den amerikanischen *liberals*, vertritt aber auch theoretisch einen harten Liberalismus, staatskritisch und finanzfreundlich, ohne sich jedoch zum Libertarismus von Mises'scher Prägung zu bekennen. Er ist im Zentrum eines weltweiten Netzwerks von Finanzinstitutionen, Lobbys und Ent-

scheidungsträgern, das aus ihm einen der fünf wichtigsten *men of influence* in der Welt gemacht hat.

Thematik und Werk

Offensichtlich ist Rogoff auf Publikumswirksamkeit aus. Was diesem Publikum zumindest bekannt ist, ist seine Forderung, zunächst die 100-, dann die 50- und schliesslich die 20-Dollarscheine aus dem Verkehr zu ziehen und nur noch kleinere Scheine zirkulieren zu lassen. Sein Argument ist simpel: Grosse Scheine unterstützen Korruption und Kriminalität, Schwarzgeld und Schwarzarbeit. Das will dem grossen Publikum einleuchten. Den Vorwurf, eine *cashless society*, d.h. eine integrale Überwachungsgesellschaft, einzuläuten, konterte er durch ein Wortspiel: Er wolle keine *cashless*, sondern eine *less cash society*.

Unter der Hand geht es ihm aber um etwas anderes. Durch die Demonetisierung grosser Scheine wird die private Geldhortung bei grossen Beträgen unmöglich, sodass jeder Sparer gezwungen wird, sein Geld auf einer Bank anzulegen. Doch statt Zinsen zu bekommen, wird er dafür

eine Parkgebühr zahlen müssen, im Klartext: Es werden Negativzinsen erhoben. Auch dafür hat Rogoff ein simples Argument: Geld soll enthortet und so schnell wie möglich in die Zirkulation gebracht werden. Durch diese Liquiditätszunahme könne man massive Wachstumseffekte erwarten. Im Untertext, den Rogoff aus guten Gründen nicht schildert, heisst dies, dass so Staatsdefizite und jede Form von «toxischen» Aktiven auf dem Rücken der Sparer saniert werden können: Der Staat emittiert mit Negativzinsen belegte Anleihen, und die Banken kassieren Parkgebühren.

Noch etwas wird dabei bezweckt: Ist dieses Bare in grossen Scheinen abgeschafft, so entfällt der für Banker wohl schlimmste Zwischenfall: der *bankrun*. Denn eines ist sicher: Seit dem 19. Jahrhundert ist jeder *crash* mit dem Bild langer Warteschlangen von Sparern verbunden, die *ihr* Geld so schnell wie möglich von der Bank abholen wollen. Dem soll nun ein eindeutiges Ende beschert werden.

Was uns Rogoff verspricht, ist ein ganzes Paket von anscheinend pragmatischen Rezepten, Geld zu entkriminalisieren, die Wirtschaft wieder auf Wachstumskurs zu bringen und staatliche Budgetdefizite zu sanieren. Im Untertext ist aber nur eines im Visier: alle Akteure, welche die Subprime-Krise verursacht haben, inskünftig zu protegieren.

Dass aber Negativzinsen vor allem den Kauf von Immobilien fördern und damit spekulative Blasen auf dem Immobilienmarkt bewirken, wird nicht in Betracht gezogen. «Damit tatsächlich mehr Geld in der Realwirtschaft investiert wird», sagt Mathias Binswanger in der NZZ, «braucht es vor allem positive Erwartungen hinsichtlich der zukünftigen wirtschaftlichen Entwicklung. Und solche kann man auch mit noch so negativen

Zinsen nicht herbeizaubern.»

Interessant an Rogoffs Argumenten ist jedoch der insistierende Bezug auf einen berühmten Reformökonom der 1920er-Jahre, Silvio Gesell. Gesells Idee war damals, die Weltwirtschaftskrise durch Schaffung eines sogenannten *Freigeldes* zu überwinden. Freigeld hatte zwei Eigenschaften: Es war lokal emittiertes Geld, also im heutigen Sinne Alternativgeld, und es war mit Coupons versehen, die jeden Monat den Fazialwert des Geldes verminderten. Auf einer 100er-Note, emittiert am 1. Januar, war am Monatsende ein Coupon von z.B. 5% abzutrennen, sodass der Hunderterschein am 1. Februar nur noch 95 Währungseinheiten wert war. Man musste diesen Schein also so schnell wie möglich gegen Güter und Dienste umtauschen, damit er nicht noch mehr Wert verlieren würde. Die drei Geldfunktionen würden auf zwei reduziert, die Hortungs- bzw. Kapitalisierungsfunktion entfällt. Damals hielt Keynes Gesells Reformidee für vielsprechender als sämtliche Revolutionsideen von Karl Marx.

Rogoff entnimmt aber Gesells Reformplänen nur die Ideen, die seiner Negativzinspolitik dienen. Angesichts von Gesells anderen Vorschlägen wie Freiland, genossenschaftlichem Eigentum und Arbeitsreform, die einem konkreten alternativen Gesellschaftsprojekt entsprechen, übernimmt er nur was, ihm in den Kram passt. In der Schachsprache heisst das, Diversion zu machen. Ja, das kann geschehen, wenn ein Schachmeister zum Ökonomen konvertiert.

Literatur

- Rogoff, Kenneth E.: *Der Fluch des Geldes. Warum unser Bargeld verschwinden wird.* FinanzBuch Verlag, München, 2016, 350 S.

Kenneth Rogoff aka Björn Ulvaeus (1945)

Die Entschulder

In der Grossoffensive gegen das Bargeld spielen nicht nur Grossökonomien wie Kenneth E. Rogoff, Larry Summers oder Raghuram Rajan, der Initiant der indischen Geldreform, eine prominente Rolle – darin unterstützt durch Bill Gates, das Ehepaar Clinton und zahllose internationale Organisationen –, sondern auch der Ex-ABBA-Musiker Björn Ulvaeus.



Vita

Nein, es handelt sich hier im Bild nicht um den Grossökonom Kenneth S. Rogoff in jungen Jahren, sondern um den ABBA-Sänger Björn Ulvaeus. Beide vereint aber eine profunde Einsicht: dass Geld, gemeint Bargeld, ein Fluch, ein *curse*, ist. Ulvaeus beflügeln ethische Motive. Er gibt an, sich mit Haut und Haaren für eine *cash*-lose Welt zu engagieren, weil sein Sohn zweimal beraubt worden ist. Die Räuber hätten zwar kein Geld gefunden, aber aus Verdruss dem Sohn die Wohnung ruiniert. Nichtsdestotrotz, Ulvaeus' Weltbild ist so klar und unbedarft, wie es einst seine Songs waren: ohne Bares keine Kriminalität mehr, ohne Bares kein Böses mehr. Dabei sei an den Weltschlager erinnert, der mitsamt *Mamma Mia* zu den erfolgreichsten Songs der Band gehört.

Der Text lautet wie folgt:

I work all night, I work all day, to pay the
bills I have to pay
Ain't it sad
And still there never seems to be a single
penny left for me
That's too bad
In my dreams I have a plan
If I got me a wealthy man
I wouldn't have to work at all, I'd fool
around and have a ball

Money, money, money
Must be funny
In the rich man's world
Money, money, money

Always sunny
In the rich man's world
Aha aha
All the things I could do
If I had a little money
It's a rich man's world
It's a rich man's world

A man like that is hard to find but I can't
get him off my mind
Ain't it sad
And if he happens to be free I bet he
wouldn't fancy me
That's too bad
So I must leave, I'll have to go
To Las Vegas or Monaco
And win a fortune in a game, my life will
never be the same

Money, money, money (1976)

Siehe da! Geld soll im lutherischen Schweden nicht verdient, sondern *gewonnen* worden, und zwar im Casino. Schweden ist zwar nicht «always sunny», aber was soll's, das Sonnenkind Ulvaeus braucht's nur zu glauben und schon *ist* es. Nicht verdient, gewonnen. Wohl gemerkt, es *ist* nicht der hart verdiente Penny, es ist eine Schaffung aus dem Nichts und es ermöglicht mir «*to fool around*».

Thematik und Werk

Als «*evangelist for the electronic payment movement*» (Wikipedia) durchzog Ulvaeus ganz Schweden, predigte unentwegt und, siehe da, es ward ihm Erfolg beschieden. Der Erfolg bei der Entgiftung seines Landes war gar so gross, dass die schwedische Notenbank heute einen Rückzie-

her machen musste, denn ob der anti-baren Euphorie hatte niemand gemerkt, dass es in diesem Land doch noch Personen gibt, für die Bares unverzichtbar ist: Arme, Alte, Ausgeschlossene – die 3 A's. Und es gab auch noch einen weiteren Grund, der zwar in Geldaffären Nebensache ist, doch in den meisten Rechtsstaaten ernst genommen wird: die Legalität. Bargeld ist das *einzig anerkannte gesetzliche* Zahlungsmittel. Doch derlei Details lassen Ulvaeus nicht verzagen. Er kämpft weiter für eine bessere Welt.

Ulvaeus stellt die Sonnenseite dieses Evangeliums dar, des Evangeliums der «unendlichen Leichtigkeit des Seins» (Milan Kundera). Wir wären alle viel glücklicher, viel ehrlicher, hätten viel mehr *fun*, gäbe es diesen Fluch nicht.

Keneth S. Rogoff steht eher für die Schattenseite. Er gibt sich nicht treuherzig, sondern bedeckt. Seine Sprache ist nicht evangelisch, sondern apokalyptisch. Sein Kreuzzug gilt dem Staatsdefizit. Seit Keynes mit seinem *deficit spending* den westlichen Staaten ein Kuckucksei ins Nest gesetzt hat, versteht er sich als Tempelritter gegen dieses systemisch Böse. Schon in seinem vorletzten Bestseller *This Time is Different: Eight Centuries of Financial Folly* (2009) versucht er (auf wissenschaftlich fragwürdige Weise) den Beleg zu erbringen, dass die «Wachstumsfalle» nichts mit materiellen oder sozialen Grenzen des Wachstums, nichts mit der Transformation des Kapitalismus in einen Finanzmoloch, nichts mit einer immer katastrophal werdenden Verteilung der Ressourcen zu tun hat, sondern mit der fatalen Perversion eines jeden Staates, sich in die Schuldenfalle zu begeben. Dieser *folly* gehört sein Kreuzzug, und auf dieser Grundlage muss auch sein letzter Bestseller *The Curse of Money* (2016) gelesen werden.

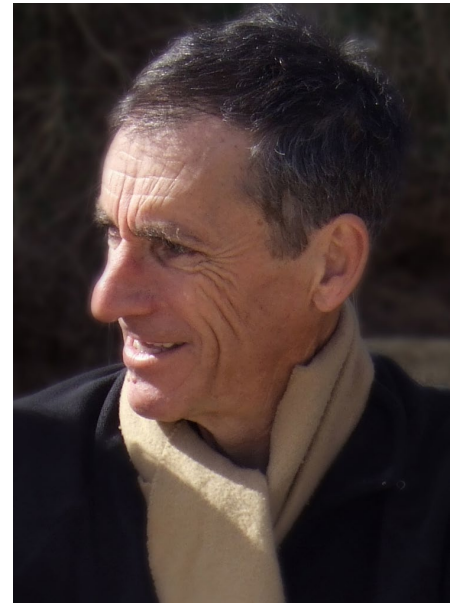
Dabei unterliegt er einem folgenschweren Fehler. Historisch entstanden Staatsdefizite stets durch *unerwartete* Phänomene wie Kriege und Epidemien, unerwartete Erscheinungen, die in der Regel durch private Finanzhäuser berappt wurden. Und stets versprochen die Könige und Staaten, diese Schulden zurückzuzahlen. Das machten sie meistens nicht, doch wurden ihre Versprechungen in der Regel ernst genommen. Das gilt seit der Aufkündigung des Bretton-Woods-Abkommens zu Beginn der 1970er-Jahre nicht mehr. Es ist ein Merkmal dieses Zivilisationsbruches, dass Staatsdefizite zu ganz normalen Phänomenen wurden. Das Staatsdefizit diente unter anderem dazu, ebendiese Finanzhäuser, die den Staaten früher einmal aus der Patsche halfen, selbst aus der Patsche zu ziehen. *Too big to fail* heisst hier die Losung. Es ist zu vermuten, dass es heute ohne den generösen Zugriff des Staates via Zentralbank keine *Bank of America* mehr gäbe und auch keine Hypothekeninstitute wie *Freddy Mae*.

Rogoff tut so, als ob der Staat die Wirtschaft immer noch mit der Notenpresse in Gang setzte und unterstützte. Dem soll nun der Garaus gemacht werden. Was er also anvisiert, ist eine globale Schuldensanierung. Einerseits müssen dem Staatsmoloch die Hände gebunden werden, und andererseits müssen die gigantischen Schulden des Finanzsektors auf dem Rücken des effektiven *lender oft he last resort*, d.h. dem Steuerzahler, beglichen werden. Ist der Fluch des Geldes einmal gebannt, so kann eine Negativzinspolitik diesen *lender* ohne Weiteres zur Kasse bitten. Beide, Ulvaeus und Rogoff, wollen *natürlich* nur eins: das Böse aus der Welt schaffen. Glaube, wer will. Der Untertitel von Rogoff (2016) ist glasklar: *How Large-Denomination Bills Aid Crime and Tax Evasion and Constrain Monetary Policy*. Die Tatsache, dass auch dieses Buch zum Bestseller wurde, zeigt genauso glasklar, dass in einer Kultur der *fake news* auch dieses Evangelium als bare Münze genommen wird.

Philippe Rospabé (1946–2014)

Am Ursprung des Wergeldes

Wergeld ist keine Busse, sondern eine eigentliche Reparation in Natura oder in Münzen für ein Tötungsdelikt, dessen Höhe durch die beteiligten Parteien ausgehandelt oder durch ein Gesetz festgelegt wird. Es wurde in den nordischen Kulturen eingesetzt, um den zivilen Frieden vor endlosen Vergeltungsschlägen zu beschützen. Diese Institution hat eine positive Seite, indem sie einen Schuldzusammenhang aktualisiert, der in allen Kulturen der Welt anzutreffen ist. Demzufolge entsteht eine menschliche Gesellschaft erst mit dem Bewusstsein, von einer höheren Macht abhängig zu sein und sein Leben dieser höheren Macht zu schulden. Wie Nietzsche es schon ausführte, haben Schulden und Schuldbewusstsein eine gemeinsame Wurzel: Schulden trennen nicht, sondern sind nichts als die Aktualisierung einer Urschuld, dessen eigentlicher Sinn der soziale Zusammenhalt ist.



Vita

Philippe Rospabé war ursprünglich Ökonom, zuletzt Extraordinarius in Laval (Maine), im Grunde genommen Autor eines einzigen Buches, seiner Doktorarbeit, an der er sein ganzes Leben weitergearbeitet hat. Er war ein typischer Randgänger, ein Wissenschaftler aus der Provinz, zwischen den Stühlen der Ökonomie und der Kulturanthropologie, der ohne das kongeniale Sammelbecken des MAUSS (*Mouvement antiutilitariste en sciences sociales*, durch Alain Caillé 1982 gegründet) vermutlich kein Echo gefunden hätte. Sein verfrühter Unfalltod lässt sein Werk unvoll-

endet. Wie kein anderer hat er sich in die Ursprünge des Geldes vertieft und ist aus diesem Grunde einer der besten Kenner der ökonomischen Anthropologie geworden. David Graeber zufolge wäre sein Bestseller, *Schulden* (2011), ohne Rospabés Inspiration nicht möglich gewesen.

Thematik und Werk

Rospabés Zugang zum Geld geschieht durch einen Tauchgang in die frühesten Etappen der Menschheit. Er nimmt seinen Ausgang in der Idee des Ethnologen Maurice Leenhardt (1878–1954),

des berühmten Spezialisten Neukaledoniens. Nach Leenhardt beginnt die menschliche Gesellschaft mit dem Bewusstsein, ihr Leben einer höheren Kraft zu verdanken und damit ein Schuldzusammenhang zu bilden. Dabei geht es um jede denkbare Lebensform: Mensch, Gesellschaft, Natur. Alle drei hängen zusammen, da sie auf eine höhere Kraft zurückgeführt werden können. Alles ist Schuld in einer Gesellschaft bzw. eine Beziehung ist als menschlich anzusehen, insofern sie als Schuldbeziehung wahrgenommen und gedacht werden kann. Und Geld ist darin nach einem langen evolutionären Prozess ein Schuldbeziehungsmittel *par excellence*. Wie Leenhardt würde Rospabé Geld auf die kürzest mögliche Definition bringen: *l'argent, c'est la vie*.

Wie für Heinzpeter Znojs These (1995) zuvor gilt auch für Rospabé, der ihn leider nicht kannte, dass Schulden nicht da sind, um beglichen zu werden, sondern um weitere Schulden zu schaffen. Gesellschaft ent- und besteht nur dann, wenn angesichts der Urschuld den höheren Kräften gegenüber der Schuldendruck stets neu verhandelt wird, indem einerseits das Urschuldbewusstsein aktualisiert wird und andererseits die Schuldver-

hältnisse nicht in unversöhnliche Konflikte ausarten. Diese «vergifteten» (um mit Lloyd deMause zu sprechen) Beziehungen haben im Geld ihr ideales Verhältnis gefunden. Deshalb nennt Rospabé das Geld auch eine «Lebensschuld» (*une dette de vie*). Denn es ermöglicht alle möglichen Schulden auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und damit alle knappen Lebensgüter miteinander in Beziehung zu setzen. Geld ist also das symbolische Band schlechthin, nach dem das gesellschaftliche Leben abgerechnet werden kann. Nur darf es nicht, wie in der Neuzeit, buchhalterisch abgerechnet werden, denn nichts ist diesem Leben abträglicher als die Tilgung dieser Schulden. Sind sie einmal getilgt, so verfällt der Gemeinschaft stiftende Bezug zur höheren Kraft und damit die Gemeinschaft selbst.

Die Übersetzung dieses Buches wäre für eine noch zu entwickelnde Geldtheorie ein wichtiges Anliegen.

Literatur

- Rospabé, Philippe: *Dette de vie – aux origines de la monnaie*. La Découverte, Paris, 1995.

Michael Sandel (1953)

Nicht alles ist käuflich

Unter den Oletisten, d.h. denjenigen, für die Geld stinkt, ist Michael Sandel der wohl medienwirksamste Philosoph. Seine Kritik der allgemeinen Käuflichkeit ist so einleuchtend wie banal. Man könnte fast meinen, dass er sie benutzt hat, um seinen eigenen Kaufpreis – zumindest im Sinne der öffentlichen Aufmerksamkeit, der neuen Devise im Medienkapitalismus – zu erhöhen.



Vita

Unter den Starphilosophen ist der an der Harvard-Universität dozierende Politik- und Moralphilosoph Michael Sandel der Weltranglistenerste. Nach Studien der Politikwissenschaft an der Brandeis-Universität promovierte er in Philosophie in Oxford. Er gilt als einer der einflussreichsten Schüler des Hegel-Spezialisten Charles Taylor, wurde 1998 in der Philosophenzunft durch seine Kritik an der Gerechtigkeitstheorie von John Rawls bekannt, und seitdem ist sein Berühmtheitsgrad stetig gestiegen. Er ist ein zentraler Protagonist der *public philosophy* mit kommunitaristischem Einschlag; er verliess früh den Elfenbeinturm der philosophischen Exegese, um das gute Wort, die gute Frage in die Öffentlichkeit bzw. die Fernsehstudios zu tragen. Regelmässig stellt er

«grosse moralische Fragen» in einer Tradition, welche die griechischen Agora-Philosophen durchaus gewürdigt hätten.

Thematik und Werk

Der Kommunitarismus gilt als kritische Reaktion auf John Rawls' im Jahre 1971 veröffentlichte Theorie der Gerechtigkeit, in der er einen Gesellschaftsvertrag formulierte, der allein auf der Ratio des Individuums beruht. Insbesondere in seinem Buch *Liberalism and the Limits of Justice* (1998) stellte Michael Sandel die Frage nach den Grenzen dieses Vertrags, insbesondere der von Rawls konstruierten Fiktion eines «Schleiers des Unwissens», hinter dem Gerechtigkeitsprobleme geschickt kaschiert werden können. Dagegen opponieren die Kommunitaristen, indem sie die Ver-

antwortung des Individuums für die sie involvierenden Gemeinschaften unterstreichen und an sein Engagement appellieren.

Das ist der Horizont, von dem aus Michael Sandel 2012 sich die Frage stellt: *What Money Can't Buy* und sich im Untertitel mit den *Moral Limits of Markets* beschäftigt. Das Buch wurde zum Kassenschlager, weil Sandel wieder einmal den Nerv der Zeit getroffen hatte. Schwer zu treffen war er indes nicht, handelt es sich doch um eine Frage, die mindestens seit Aristoteles gestellt wurde und immer wieder eine einhellige Antwort erhalten hat: Nein, alles ist nicht gegen Geld zu haben. Doch zu Aristoteles' Zeiten war diese Feststellung billig, herrschte doch eine allgemeine moralische Abwehr dem Banausentum gegenüber. Ganz anders in unsere durch und durch monetarisierte Zivilisation. Darin ist vielleicht die Frage wichtiger, was sich dieser Durchmonetarisierung (noch) widersetzt, also jene, welche die Konsequenzen dieses Prozesses unter die Lupe nehmen will.

Die Stärke des Buches – nebst seiner einfachen und griffigen Sprache – ist die Vielzahl der praktischen Beispiele, die Sandel anführt. Es sind Fragen wie: Darf man jüngere Frauen dafür bezahlen, dass sie sich verpflichten, nicht abzutreiben? Soll man Blut spenden oder geben? Darf man Schlangensteher für ihr Schlangenstehen entlohnen? Darf man für Autobahnraser eine besondere (zu bezahlende) Spur bereitstellen? Kann oder darf man Erstklass-Gefängniszellen einrichten, mit berappbaren Vorteilen? Kann man Freundschaft, Loyalität, Treue kaufen? usw. usf. Es wimmelt in diesem Buch von solchen Beispielen, die Sandel eindrücklich diskutiert, um daraus Kategorien zu erhalten, nach denen die Zahlbarkeit des Gutes oder der Leistung nicht verallgemeiner-

bar sein kann oder darf bzw. zu wirtschaftlich suboptimalen Resultaten führt. Eines der wichtigsten kommunitaristischen Postulate lautet, dass die Individualisierung, die solche monetarisierten Transaktionen bewirkt, die moralischen Werte, welche eine Gemeinschaft zusammenhält, zerstört. In diesem Falle dürften solche Transaktionen verboten werden, weil die Kosten für die Gemeinschaft höher wären als die kumulierten Vorteile der sie praktizierenden Individuen. Man kann also alles gegen Geld haben, vorausgesetzt, dass die sozialen Kosten die individuellen Vorteile der Monetarisierung nicht übersteigen.

Theoretisch gesehen ist Geld also kein «generalisiertes Kommunikationsmedium», wie es die neuen Soziologen seit Talcott Parsons und Jürgen Habermas immer wieder zum Besten gegeben haben – oder zumindest kein verallgemeinerungsfähiges Medium. Sandel zitiert eine grosse Zahl von Ausnahmen, die durchaus einleuchten, jedoch gesetzlich nicht leicht durchzusetzen sind.

Aber das ist nicht der springende Punkt der Kritik. Alles lässt sich nicht gegen Geld tauschen aber auch nicht mit Geld messen. Diese Unterscheidung macht Sandel nicht. Denn manchmal wäre man recht froh, wenn man einen Schaden wie den Klimawandel messen und die grössten Verschmutzer zur Kasse bitten könnte. Doch abgesehen davon, dass «alles tauschen» und «alles messen» nicht dasselbe ist, vergisst er auch die dritte Geldfunktion, durch die Geld sich in Kapital verwandelt. Dieses Kapitalprinzip, das wir mit Marx kennen lernten, lässt er ganz aus. Er sieht daher nicht, wie die durchs Geld gebildete unsichtbare Gemeinschaft, die im Grunde nichts anderes ist als die «Grosse Gesellschaft» (das globale Preissystem) von Hayek, unvereinbar ist mit den kleinen Gemeinschaften, die seine *public phi-*

losophy zu retten trachtet. Nicht nur unvereinbar, sondern vermutlich auch ganz und gar gegen sie gerichtet. Er glaubt diese kleinen Gemeinschaften retten zu können, indem er versucht, gegen die allgemeine Tauschbarkeit einen Riegel schieben zu können. Ja, schlimmer noch, er macht glaubhaft, dass es mit dieser Rettung sein Bewenden hat und verliert dabei aus dem Blick, dass das Kapitalprinzip der «Grossen Gesellschaft» diese kleinen Gemeinschaften nur so lange toleriert, bis sie ihm nicht in die Quere kommen. Daher erscheint seine Kritik an der Geldgesellschaft nicht nur harmlos, sie verharmlost seine harmlosesten Symptome und leistet der weiteren Expansion dieser «Gesellschaft» geradezu Vorschub.

Ich riskiere daher eine gegenteilige Hypothese: Lasse man diese allgemeine Käuflichkeit weiter blühen, so bestünde zumindest die Chance, dass ab einem gewissen Punkt dieser allgemeinen Käuflichkeit Widerstände der Zivilgesellschaft entstünden, die weitaus effektiver wären als die gemeinschaftsschützenden Massnahmen, die er vorschlägt (einmal ganz davon abgesehen, wie schwer solche Massnahmen auf legislativer Ebene durchsetzbar wären).

Literatur

- Sandel, Michael: *What Money Can't Buy: The Moral Limits of Markets*. Farrar, Straus and Giroux, 2012.
- Sandel, Michael: *Was man für Geld nicht kaufen kann – die moralischen Grenzen des Marktes*. Ullstein, Berlin, 2012.



Gert Scobel (1959)

Die fiktive Realität des Geldes

Am unverdächtigsten nähert man sich dem «Rätsel Geld», wenn man Geld als Fiktion darstellt, wohlgemerkt: als performative Fiktion. Und solche Fiktionen sind alles andere als fiktiv. Denn ihre Auswirkungen sind so, dass aus ihnen eine Wirklichkeit wird. Für Gert Scobel ist Geld eine der wirkmächtigsten Fiktionen der heutigen Welt, und er warnt davor, sich ihrem Taumel dadurch zu entziehen, dass man von ihr absieht oder durch andere Fiktionen ersetzt.

Vita

Manchmal genügt ein einfaches Gedankenexperiment, um unsere Erkenntnis des Geldes weiterzubringen. Gert Scobel ist ein Multitalent, das sich nicht nur als Journalist und Fernsehmoderator einen Namen gemacht hat. Er hat sich auch mit wissenschaftlichen und philosophischen Büchern profiliert, die mit originellen und gewagten Thesen einem grösseren Publikum die wohl wichtigste Eigenschaft der Philosophie, das *philosophische Staunen*, nähergebracht haben. Nach zahlreichen Fernsehsendungen und Medienauftritten ist er gegenwärtig Honorarprofessor für Philosophie und Interdisziplinarität an der Hochschule Bonn-Rhein-Sieg.

Thematik und Werk

In *Der fliegende Teppich. Eine Diagnose der Moderne* kommt auch Gert Scobel (2017) aufs Geld zu sprechen. Das Buch liest sich wie einst Jostein Gaarders *Sophies Welt*. Es ist eine angenehm zu lesende Geschichte der Philosophie, aber mit einem etwas ambitionierteren Anspruch. Denn Scobel bemüht sich nicht nur um eine Geschichte der Philosophie für Heranwachsende, sondern entwickelt anhand der Metapher des fliegenden Teppichs einen «fiktiven Realismus», der in der Unübersichtlichkeit der Moderne dafür sorgen sollte, dass wir Zeitgenossen den Boden unter den Füßen nicht verlieren. So schreibt er:

«Dieses Gewebe, der Teppich des Wissens und der Bildung, der durch das Zusam-

menbringen von einzelnen Informationen entsteht, ist wie alles Geistige kein Eigentum einzelner Personen. Vielmehr beruht dieses Muster auf *relationalen Formen gemeinsamer Praxis*. Das Gewebe selbst, so fest es auch erscheinen mag, besteht nur durch die Verbindungen und Verknüpfungen. Es ist reine Struktur und hat keinen festen Boden – aber trägt sich selbst, bildhaft gesprochen, in der Luft. Darin gleicht es dem Geld, das als Gegenstand in sich ebenso wenig Wert wie Bedeutung hat. Beides erhält es erst im Zusammenhang mit der sozialen Praxis und den Institutionen, mit denen es verknüpft ist. Deshalb ist gerade Geld, bei aller Materialität, in hohem Masse ideell. Geld ist in Wahrheit weniger Gegenstand und Ding, sondern ein Schnittpunkt verschiedener Beziehungen, der erst durch diese Beziehungen seine Bedeutung erhält» (S. 185).

Geld ist in der Tat ein fliegender Teppich, dessen Muster und Tragkraft sich ganz und gar dem menschlichen Geist verdanken. Für Scobel gibt es keine Grundtatsache, kein *fundamentum inconcussum*, keinen Gott, kein Urgebilde, sondern nur Fiktionen, die wir selbst ausdenken. Wir müssen uns damit abfinden, mit Fiktionen zu leben und auf ihnen aufzubauen. Es gibt jedoch zutreffende und unzutreffende Fiktionen. Und Geld ist allen Unkenrufen zum Trotz eine zutreffende Fiktion, ja, eine höchst zutreffende Fiktion. Warum? Weil wir ohne Geld zu einer Vielzahl von Fiktionen greifen müssten, von denen wir nicht einmal wüssten, welche zutreffend, welche unzutreffend sind. Er mahnt uns gleichermassen zu etwas mehr

Realismus, wenn er ratschlagt: «Doch im Sinne des Überlebens ist es ratsamer, sich zu der Überzeugung durchzuringen, dass die heisse Herdplatte, die beim Berühren Schmerzen verursacht, sich nicht in der Matrix des eigenen Bewusstseins befindet, sondern ausserhalb der eigenen Vorstellungswelt» (S. 193). Aufs Geld bezogen heisst dies zweierlei. Einmal dies: Weil das Geld eine reine Fiktion des menschlichen Geistes darstellt, müssen wir uns damit befassen und können es nicht einfach durch eine andere Fiktion ablösen; denn tun wir es, so werden wir uns die Finger an der Herdplatte schmerzhaft verbrennen, das heisst an der Realität vorbeidenken. Und auch wenn wir, andererseits, von einem postmonetären Zeitalter zu schwärmen beginnen, so ist damit die Fiktion des Geldes nicht aus der Welt geschafft. Ganz im Gegenteil: Glauben wir mit dieser postmonetären Fiktion die monetäre aus der Welt zu schaffen, dann sitzen wir einer Illusion auf, die vermutlich noch verheerendere Folgen haben kann als der geistige «Monetarismus» (oder wie es Paul Kellermaan formuliert: den Moneyismus, oder Christiaan Doude van Troostwijk gar als Moneytheismus).

Denn im Grunde genommen ist es nicht nur der Geist, sondern eine gemeinsame, *relationale Praxis*, der wir das Geld verdanken. Geld wird von unserem Geist erdacht und von unserem Handeln verwirklicht. Dieses Handeln ist alles andere als romantisch und sympathisch, aber es ist und bleibt ein *relationales Handeln*, d.h. ein Handeln, das wir verantworten und für das wir anderen gegenüber geradestehen müssen. In Scobels Metaphernwelt ist es kein feingewobener, artistischer Seidenteppich, sondern ein raues Garn, das aber in rauen Zeiten auch dafür sorgt, dass wir etwas Boden unter den Füßen haben.

Die Moderne ist das Zeitalter des abwesenden Gottes, des *deus absconditus*. Zwar haben Legionen von Philosophen versucht, diesen abwesenden Grund durch ein anderes Prinzip zu ersetzen oder zu kompensieren. Sehr weit sind sie damit nicht gekommen. Wenn aber immer wieder über Gott und Geld «bramarbasiert» (Weber) wird, dann nicht, weil das Geld Gott ersetzt hat, sondern nur, weil Geld eine tragfähige Struktur geworden ist, der es ganz und gar an Spiritualität fehlt. Geld ermöglicht aber immerhin, mit Unsergleichen halbwegs vernünftig zu kommunizieren. Dass es gleichsam verflucht wird, gehört zu dieser Kommunikation. Wollte man es aus welchen philanthropischen Gründen auch immer aus der Welt schaffen, so müsste man eine andere Fiktion der Verfluchung suchen. Es ist aber zu bezweifeln, ob es aus dem gleichen rauen Garn ge-

woben wäre wie das Geld. Und man weiss, zu welchen Gewaltexzessen der Mensch fähig wird, wenn man ihn ins Bodenlose fallen lässt. Nicht umsonst wurde der Nationalsozialismus Hitlers als eine direkte Folge der Hyperinflationen der Weimarer Republik angesehen. Aus diesem Grunde ist zwar Scobels fiktiver Realismus eine Verlegenheitslösung. Aber ob wir als Fliegende Holländer oder fluchende Teppichhändler unterwegs sind, Teppich bleibt Teppich, und den kann uns niemand entreissen.

Literatur

- Scobel, Gert: *Der fliegende Teppich. Eine Diagnose der Moderne*. Fischer, Frankfurt/Main, 2017.

Jean-Michel Servet (1951)

Geld als soziales Band

Die Sprachgrenzen in Sachen Geldforschung sind immer noch dicht. So zitiert zum Beispiel Nigel Dodd, Autor eines der wohl besten Bücher über soziale Geldtheorie, *The Social Life of Money* (2014), seinen französischen Kollegen Jean-Michel Servet mit keiner Silbe. Dabei ist Servet der eigentliche «Entdecker» der Tauschfabel, der weit über Bernhard Laum hinausgeht und eine grundlegende Theorie der sog. Paläogelder seit über 40 Jahre entwickelt hat. Auch seine zahlreichen empirischen Untersuchungen werden ausserhalb des französischen Sprachraums kaum wahrgenommen. Grund genug, ihm ein Porträt zu widmen.

Vita

Jean-Michel Servet ist der wohl profilierteste Geldökonom Frankreichs der letzten Jahrzehnte. Nach Studien der Ökonomie und Anthropologie schloss er sein Studium in Lyon mit seiner viel beachteten Doktorarbeit, *Nomismata* (1979), ab. Er wirkte sodann als Dozent und später als Professor an den Universitäten von Lyon (1990–2002) und Genf (*Institut Universitaire d'études du développement*) von 2003 bis zu seiner Emeritierung im Jahre 2008. Zu seinen viel beachteten Feldforschungen gehören Arbeiten zu den sogenannten Paläogeldern in Afrika, Vorbereitungsstudien zur



Einführung des Euro, über die Auswirkungen des Mikrokredits in Asien, über Parallelwährungen in den Alternativbewegungen Frankreichs und schliesslich ausgedehnte historische und theoretische Studien über die Geldgeschichte. Sein reichhaltiges Werk hat er vor kurzem in einem wichtigen Buch, *Les Monnaies du lien* (2012), zusammengefasst.

Thematik und Werk

Servet ist einer der Ersten, der die sogenannte Tauschfabel anhand historischer Fakten zu entlarven versuchte. Schon in seiner Doktorarbeit

stützt er sich auf ein reichhaltiges Datenmaterial aus der Ursprungsgeschichte des Geldes in Griechenland, um zu zeigen, dass Münzen, schon lange bevor sie zu Handelszwecken benützt wurden, in Umlauf waren. Er schlägt deshalb vor, diese Münzen als *Paläogelder* zu bezeichnen, d.h. Gelder, die nur ein oder zwei ihrer Hauptfunktionen (tauschen/zahlen, messen, aufbewahren) erfüllen. Obwohl er Bernhard Laums Werke zu schätzen weiss, sich also bewusst ist, dass der örtliche Ursprung des Geldes in der Tempelwirtschaft liegt, will er über die Opfertheorie Laums hinausgehen und die Einführung des Geldes mit seiner Messfunktion begründen. Als Kenner des polnischen Historikers Witold Kula, dem Initianten der Geschichte des Masses, erklärt er die Ausbreitung und Normalisierung des Geldes als politischen Akt der diskretionären Setzung eines Wertmasses. Auf dem Weg von den ersten Wertzeichen zum ausgebildeten Kurantgeld sieht er in dieser Setzung die wesentliche Stufe der Geldentwicklung. Wie die Länge mit einem Längenmass, das Gewicht mit einem Gewichtsmass ist es die Funktion des Geldes, als Mass des Wertes zu dienen. Diese Setzung ist, so Servet, ein wesentlicher politischer Akt in der Ausbildung einer staatlichen Autorität. Der Staat ist in erster Linie Staat, weil und indem er die Masse festlegt.

Die Souveränität eines Staatswesens kann zwar mit Gewalt erzwungen werden. Die historische Erfahrung zeigt jedoch, dass mit Gewalt allein ein Staatswesen nur mit stetiger Gewaltzufuhr erhalten werden kann. Es ist also gezwungen, immer mehr Ressourcen für diese Zufuhr zu mobilisieren, und ist somit zeitlich begrenzt. Das ist eine zentrale Einsicht der griechischen *polis*. So folgte die Ausbildung vordemokratischer Strukturen in Athen (*agora*, Isonomie) nicht (oder nicht

nur) hehren philosophischen Idealen. Entscheidend war die Einsicht, dass ein zur Stabilität neigendes Gesellschaftssystem einen öffentlichen Willen mobilisieren muss, der seinen Willen gegen die Einzelwillen ausbilden kann, ohne dass ihnen Gewalt angetan werden muss. Und das geht auf Zeit nur durch Überzeugung. Zwar kann diese Überzeugung ideologisch manipuliert werden (durch Kultur, Propaganda oder Religion), doch Manipulation bleibt Gewalt, *symbolische* Gewalt, und unterliegt somit auch dem Verfalls-gesetz der Gewaltzufuhr. Dahinter müssen *Konventionen* stehen, die es verdienen, mit oder bestenfalls ohne Manipulation befolgt zu werden. Geld ist eine solche Konvention. Es ist ein öffentlicher oder diskretionär ausgehandelter Beschluss, für Güter aller Art ein einheitliches Mass zu setzen. In diesem Sinne ist die Schaffung von Geld ein politischer Akt erster Güte. Ist es als Mass einmal gesetzt, sind seine materiellen Eigenschaften so, dass es leicht und sicher transferierbar, stückelbar und haltbar ist, dann erst kann es als Tauschmittel eingesetzt werden. So das Hauptargument von Jean-Michel Servet. Die Numismatik stützt diese Theorie in dem Masse, als Münzen nebst sakralen Zeichen auf der einen Seite immer auch ein Symbol der sie ausgebenden politischen Instanz auf der Rückseite aufweisen.

Aus dieser Perspektive betrachtet ist Geld keine Substanz und sein Substanzwert nicht wesentlich für seine Legitimität. Geld ist im allgemeinsten Sinne des Wortes *Beziehung*. Es ist das soziale Band, das ein arbeitsteiliges, durch die Existenz eines öffentlichen Willens (*res publica*) charakterisiertes und daher souveränes Gemeinwesen so zusammenhält, dass es ohne stetige Gewaltzufuhr auf Dauer gestellt werden kann. Diese zentrale Einsicht war die Basis der französischen Re-

gulationisten (Robert Boyer). Sie sind Vertreter der auch heute noch wirkmächtigen ökonomischen Heterodoxie, die sich gegen die Orthodoxie der immer noch vorherrschenden Neoklassik wendet und versucht, ihre Einsichten politisch umzusetzen. Diese sich auf Keynes berufende postkeynesianische Schule befasst sich mit der Frage, mittels welcher Institutionen diese sozialen Bindungen und Beziehungen auch in einer modernen Wirtschaft aufrechterhalten werden können und wie wirtschaftliche Schwankungen und Krisen vermieden und überwunden werden können.

In diesem Sinne hat Servet hochaktuelle und praxisrelevante Forschung betrieben: zu den Voraussetzungen und Konsequenzen der Einführung des Euro in den 1990-Jahren, zu den Bedingungen und Auswirkung der Mikrokredit-Bewegung in Indien und Bangladesch und zur gesellschaftlichen Funktion von Alternativ- und Komplementärwährungen in Frankreich. Wie es für einen engagierten Forscher seiner Prägung auch markant ist, interessiert er sich heute für das Phänomen der Kryptowährungen; stets darum besorgt, sich der Frage zu stellen, wie das Geld gesellschaftliche Integration und Kohäsion verwirklichen kann.

Literatur

- Servet, Jean-Michel: *Nomismata*. PUL, Lyon, 1984.
- Servet, Jean-Michel: *Les Banquiers aux pieds nus*. Odile Jacob, Paris, 2006.
- Servet, Jean-Michel: *Le Grand Renversement*. Desclée de Brouwer, Paris, 2010.
- Servet, Jean-Michel: *Les Monnaies du lien*. PUL, Lyon, 2012.

Georg Simmel (1858–1918)

Eine Philosophie des Geldes

Gibt es ein «Geldbuch», das alle mit diesem Medium Besorgten gelesen haben müssten, dann Georg Simmels *Philosophie des Geldes*. Das Buch ist zwar schwierig und voluminös, aber es hat die Beschäftigung mit dem Geld auf ein Niveau gestellt, das seit seiner Erscheinung (erste Auflage: 1900) nie mehr erreicht werden konnte. Wer Neues über Geld berichten möchte, müsste über diese Hürde hinweg. Das hat bislang noch niemand geschafft.



Vita

Mit Emile Durkheim und Max Weber gehört Georg Simmel heute zu den Gründern der modernen Soziologie. Sein Werk wurde im 20. Jahrhundert fast durchgehend verkannt und vergessen; es bedurfte der Initiative des deutschen Soziologen Otthein Rammstedt, um aus ihm wieder einen der bedeutendsten Intellektuellen des *fin de siècle* zu machen. Nach Studien der Philosophie, Völkerpsychologie, Romanistik und Ästhetik war Simmel Professor für Philosophie in Berlin (als unbesoldeter Extraordinarius) und Strassburg, wo er Georg Friedrich Spanns Kollege wurde. Seine Auswirkung auf die gesamte Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts war so untergründig wie weitverzweigt. Ob Kandinsky, Einstein, Husserl, Musil oder Cassirer – alles was in der Welt des Denkens und der Kunst Rang und Namen hatte, fand sich in Simmels Berliner Vorlesungen (und dem mit seiner Frau betriebenen «Salon») wieder. Dennoch wurde ihm als Jude eine normale akade-

mische Karriere verwehrt, sodass er erst vier Jahre vor seinem Tod im Strassburger Exil zum (besoldeten) Ordinarius ernannt wurde. Unter seinen zahlreichen soziologischen Schriften sticht insbesondere die *Philosophie des Geldes* hervor. Für Simmel ist das Geld der verborgene Schlüssel zur Entzifferung der Moderne. War für Durkheim die Frage nach der sozialen Ordnung und Integration, für Weber das Verstehen des sozialen Handelns die Kardinalfrage, so für Simmel die sozialen Wechselwirkungen und Formen, in denen sie sich abwickeln.

Simmel ist schwer zu fassen, da er sowohl Philosoph, Soziologe und Ästhetiker ist. Darüber hinaus brillierte er mit Essays über eine Breite von Phänomenen, die ihm den zweifelhaften Ruf eines «Impressionisten» brachten. All dies wird durch ein massives, über 600 Seiten zählendes Werk überragt, das durchkomponiert ist und Simmel den Ruf des wohl grössten (nichtökonomischen) Gelddenkers eingetragen hat.

Thematik und Werk

Simmel ist der Denker der sozialen Beziehung *par excellence*, und das mit Methode. Er geht davon aus, dass es in der Menschenwelt keine Substanzen gibt, sondern dass zuerst Beziehungen bestehen – Simmel nennt sie *Wechselwirkungen* –, aus denen Substanzen – Menschen, Gefühle, Kollektive, Werkzeuge etc. – werden. Dieses *relationale* Denken ist die grosse Schwierigkeit bei Simmel, sind wir es doch gewohnt, die Wirklichkeit substantiell, d.h. von Wesen ausgehend, zu denken. In-Beziehungen-Denken setzt dagegen eine intensive Denkanstrengung voraus, durch die wir das Gemeinsame oder das Bindende zwischen zwei von mehreren Phänomenen zu verstehen versuchen. Diese Beziehungen entfalten sich in sozialen *Formen* (wie z.B. die Form der Freundschaft oder des Streits), die kulturell verankert sind. Die für die Moderne charakteristische Sozialform ist, Simmel zufolge, der Warentausch. Und das Vehikel dieses Warentausches ist das Geld.

Seine Kritik der Moderne bezieht sich auf die durch den Warentausch bewirkte Verarmung der Formenwelt. Die Verarmung ist sowohl Gefahr wie Chance dieses Zeitalters. Es ist die Chance einer intensiveren, ja «legereren» Lebensform, aber auch die Gefahr des Überhandnehmens des Geldes *als Denkform*, das, je mehr es sich entstofflicht, desto weniger bewusst gedacht werden kann.

Simmel ist der erste und wichtigste Denker der Dematerialisierung einer Welt, in der es nicht mehr Wesen, Substanzen, ja gar Ideen gibt, sondern Ströme und Intensitäten. Diese Welt ist *relational* angelegt, weshalb sich bei Simmel Methode und Gegenstand entsprechen. Denn in einer Welt des Fliessens kann man sich nicht mehr an Substanzen, an ewigen Wahrheiten orientieren, sondern muss mit Differenzen, Bewegungen und

Potenzialen Vorlieb nehmen.

Warenform und Denkform sind die beiden Seiten derselben Medaille des modernen Weltverständnisses, und man könnte wohl folgern, dass die Warenform die materielle, die Denkform die ideelle Seite dieses Verständnisses darstellen. In der Sozialwelt stehen sich die Menschen wie Waren gegenüber, wobei die Gesellschaft, die sie bilden, sich wie ein Spinnennetz gebärdet, dessen Fäden das Geld ist.

Es ist diese methodische Grundlage, auf der die *Philosophie des Geldes* aufgebaut ist und gelesen werden muss. Die moderne Welt wird durch eine Denkform zusammengehalten, die sich insofern Geld nennt, als Geld «das Geltende schlechthin» ist. Es ist daher nicht befremdlich, wie einst Hans Blumenberg bemerkt hatte, eine *Philosophie des Geldes* geschrieben zu haben.

In dieser *Philosophie* wird eingangs die Wertfrage abgehandelt, wobei Simmel nah an die Positionen Carl Mengers herankommt. Wert entsteht durch Aushandlung zweier «Wirte», die gegenseitig die Opfer ihrer dargebotenen Güter in «Koinzidenz» zu bringen versuchen. Diese Opferungen behandelt Simmel aber nicht in der trivialen Manier der Ökonomen, die ganz einfach auf Wertquanten rekurrieren, die durch progressives Herantasten einen Kompromiss (einen Gleichgewichtspreis) ergeben. Er analysiert die Bewusstseinsströme dieses Prozesses, d.h. die Art und Weise, wie eine subjektive *Wertvorstellung* sich in ein objektives Wertmass verwandelt. *Objektiv* ist dann nichts anderes, als eine durch beide Wirte erkennbare Teileigenschaft des Gutes, die in Koinzidenz gebracht werden kann. Von einer solchen psychologisch-(vor)phänomenologisch zu nennenden Analyse des Wertes deduziert Simmel eine nichtökonomische Tauschtheorie des Geldes.

Geld wurde nicht so sehr von den Händlern erfunden, wie es Menger noch glaubte, sondern entstand durch die Tauschprozesse *von Menschen, die sich zueinander wie Händler verhalten*.

Simmel vermeidet dabei nicht, in die endlose Debatte zwischen Substanz- und Zeichenwert des Geldes einzugreifen. Es ist hier nicht der Ort, um seine problematische Kompromisslösung darzustellen. Sie gehört zu den sperrigsten Teilen dieses an sich schon schwierigen Buches und wurde dementsprechend von zahlreichen Interpreten dieses Werks endlos besprochen.

Ausgehend von dieser dichten Analyse der Geldentstehung entwickelt Simmel sein Schema der Chancen und Gefahren dieser Denkform. Die Gefahren liegen auf der Hand. Als absolutes Mittel wird Geld (*mit zunehmender Dematerialisierung*) zum absoluten Zweck und «vergleichsgültig» Menschen, Dinge und Werte im Sog seiner Abstraktion. Hierin fallen die meist von ihm zitierten, im Grunde aber von der Kulturkritik seiner Zeit sattsam bekannten Invektiven gegen das Geld. Von Prostitution ist die Rede, von Gleichgültigkeit, ja gar von Gier. Interessanter sind die Chancen, die Simmel im Prozess der Monetarisierung sieht. Denn Geld ist auch ein Mittel der Befreiung: von den feudalen Fesseln, den ständischen Verordnungen, den lokalen Idiosynkrasien und den statusbedingten Verhaltensnormen. Eingedenk der Stadtluft ist es das Geld, das frei macht. Es befreit nicht nur von Fesseln, es macht frei für Projekte. Wie bereits Gianbattista Vico unterstrichen hatte, gibt es immer zwei Freiheiten: die Befreiung von etwas, und die Freiheit, etwas zu «unternehmen».

Nach dem analytischen ersten Teil folgt der synthetische, der *Philosophie des Geldes* bei Erscheinen zu einem (kurzlebigen) Bestseller ge-

macht hat. Es geht dabei um den «Stil des (modernen) Lebens». Es geht um dieses neue Lebensgefühl, diese neue Nervosität und Haltlosigkeit. Hier gelingt es Simmel, alle Register seiner intellektuellen Virtuosität zu ziehen. Aus der Denkform des Geldes ist eine *Lebensform* entstanden, in der das Bewusstsein dieser Denkform beinahe verschwunden ist. Es ist nicht zu vergessen, dass Simmel in erster Linie ein Lebensphilosoph ist, der von Henri Bergson und seinem *élan vital* massgeblich beeinflusst wurde, aber auch ein Goetheaner, für den der Sinn des Lebens darin besteht, sein Leben als ein Gesamtkunstwerk auszubilden. Seine ganze Kritik wendet sich gegen diese verkümmerte Geldlebensform, und zu ihr gehören neue Geldcharaktere wie der Blasierte, der Geizhals oder der Nihilist, neue Attitüden der Oberflächlichkeit und der Mode, die aus dem innengeleiteten Menschen ein nervöses Bündel machen, das sein ganzes Leben panisch nach «Informationen» sucht, um ihm einen Sinn abzuverlangen. Simmel traf dadurch den modernen Zeitgeist auf den Kopf. Doch wäre er nicht der Denker des Paradoxons gewesen, ja ein leibhaftiges Paradoxon selbst, hätte er in diesem panischen Individualismus nicht auch ein Rettendes gesehen. Denn je mehr wir uns durch diese Lebensform angleichen, desto grösser wird die Chance – von dem Moment an, in dem wir uns dieser Vergleichsgültigkeit bewusst werden –, unserer Innerlichkeit wieder gewahr zu werden und dabei unsere «Würde» (Simmel nennt sie gar «Vornehmheit») zurückzugewinnen.

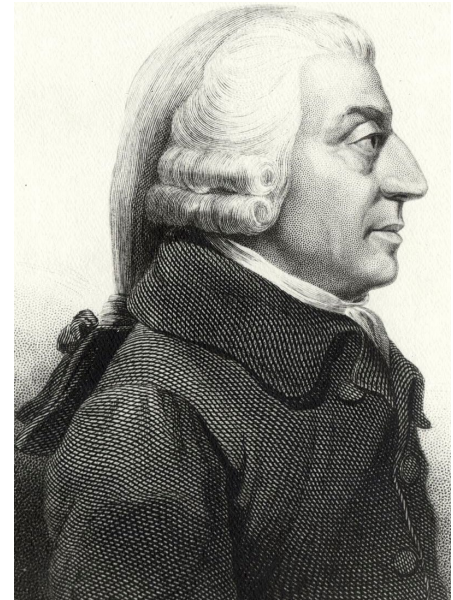
Literatur

- Philosophie des Geldes, in: Georg Simmel, *Gesamtausgabe* Band 6. Suhrkamp. Berlin, 2011 (Erstausgabe: 1900).

Adam Smith (1723–1790)

Das abwesende Geld

Ohne Zweifel ist Adam Smith der Gründer der klassischen Nationalökonomie. Man behauptet zwar, kein einziger Gedanke seines *Wealth of Nations* stamme von ihm, was nur bedingt stimmt. In seinem Werk liefert er eine erste Systematisierung des ökonomischen Wissens und etabliert damit einen genuin ökonomischen Diskurs. Auf dieser Grundlage konnte die Nationalökonomie ihren Status als wissenschaftliche Disziplin entwickeln.



Vita

Adam Smith hatte drei Eigenschaften: Er war Schotte, arbeitsam und hatte einen grossen Sinn für Synthese. Als Schotte störte ihn die Überheblichkeit der Engländer, als arbeitsamer Mensch wusste er, dass das Leistungsprinzip ein zentrales moralisches Prinzip war, und als Synthetiker wollte er so etwas wie die französische *Encyclopédie* aufbauen. Aus all dem entstand das Fundament der klassischen Nationalökonomie. In Kirkcaldy (Schottland) geboren, genoss Smith eine gute Ausbildung in Glasgow und Oxford. Dank familiärer Unterstützung wurde er 1751 zunächst Professor für Logik und 1752 für Moralphilosophie, wo er den Lehrstuhl seines wichtigsten Lehrers, Frances Hutcheson, übernahm. Von 1763 bis 1766 unternahm er eine Reise nach

Frankreich, wo eine Begegnung mit den Physiokraten Quesnay und Turgot sein Interesse an Ökonomie weckte. Schon sein erstes grosses Werk, *The Theory of Moral Sentiments* (1759), stiess auf grosses Interesse. Nach Glasgow zurückgekehrt, verfasste er sein *Wealth of Nations* (1776), das ihm Weltruf einbrachte. Nebst seiner Professur versah er wichtige politische Ämter und verfasste zahlreiche Bücher in Moralphilosophie, Staatstheorie und Jurisprudenz. Ganz allgemein genoss er den Ruf eines zerstreuten Eigenbrötlers, der sein Leben am liebsten inmitten seiner grossen Bibliothek verbrachte.

Thematik und Werk

Warum diese Geringschätzung des Geldes eines Autors, dessen Ehrgeiz eigentlich nur darin be-

stand, eine Synthese aller ökonomischen Erkenntnisse seiner Zeit zu leisten? Das Geld war ja in allen Händen, in allen Mündern und Geistern. Es war das Thema einer ständigen Besorgnis, aber auch einer ständigen Gier. Und man weiss ja, wie geizig die Schotten sind ... Warum also diese Geringschätzung? Es hat bestimmt mit der Abweisung des Merkantilismus' zu tun, mit dieser für Adam Smith so unappetitlichen Krämermoral, der er als Moralphilosoph die Stirn bieten möchte. Viel wichtiger aber ist seine Intuition, dass es eine besondere Denkform gibt, die bislang noch nicht systematisiert worden war und die er sich anschickt ins Leben zu rufen. Es ist das *ökonomische Denken*. Hatte Smith einen Genius, so diesen: Ökonomische Tatsachen unterliegen besonderen Gesetzen, die weder physisch noch juristisch oder moralisch bestimmt sind. Seit Aristoteles waren alle ökonomischen Belange Teile einer Moralphilosophie, unterlagen also nicht einem Sein, sondern einem Sollen. Erst mit Smith wurde dieses Sein zum Gegenstand einer eigenständigen Analyse.

Smith sieht die Gesellschaft wie eine Maschine oder ein System und den Menschen als ein dadurch bestimmtes Rädchen. Dieses Rädchen hat seine Ratio und auch eine einzigartige Gabe: Es kann sich in seinesgleichen hineinversetzen, es kann, zwar nicht empathisch, aber doch intuitiv, den Platz des anderen einnehmen und sich aus seiner Sicht betrachten. Er tut das nicht aus Nächstenliebe, sondern einzig und allein aus Eigennutz. Das ist zwar nicht sympathisch, aber es ist, so Smith, *the state of the nature*. Er sieht zwar, dass es andere Bereiche der Gesellschaft gibt, wie die Kunst, das Justizsystem, die Bräuche, doch in ihrem Innersten ist es das Wirtschaftssystem, das die sich anbahnende Industriegesellschaft cha-

rakterisiert und dem Naturzustand des Menschen am nächsten kommt.

Der entscheidende Bruch mit der aristotelischen Tradition ist aber nicht dieser Wandel von einer ethischen zu einer wissenschaftlichen Betrachtung der Wirtschaft, sondern die Umkehrung des Verhältnisses zwischen Arbeitsteilung und Tausch. Aristoteles sah den Tausch als notwendige Folge einer arbeitsteiligen Gemeinschaft. Autarkie war zu seiner Zeit noch ein Ideal des Oikos, der Haus- und Wirtschaftsgemeinschaft, aber er sah voraus, dass dieses Ideal mit zunehmendem Handel schwinden würde. Adam Smith setzt ganz anders an. Als durch Eigennutz getriebene Wesen, die aber in der Lage sind, den Eigennutz des anderen zu sehen und abzuschätzen, sind die Menschen durch eine besondere Gabe, der *tendency to barter*, gekennzeichnet. Es ist dieser Tauschtrieb, der die Arbeitsteilung verursacht. Aristoteles' Position ist einer statischen Wirtschaft eigen, in der der Tausch dafür sorgt, dass alle produzierten Güter gut und gerecht verteilt werden. Smith hingegen hat ein dynamisches System vor Augen, in dem dieser Tauschtrieb zu immer grösseren Spezialisierungen führt. Das Problem, das sich dabei stellt, ist das Problem der Koordination eines immer komplexer werdenden Systems. Der Staat kann die Rahmenbedingungen zwar setzen, damit es nicht ausser Rand und Band gerät, doch fehlt ihm die Übersicht, um dieses komplexe Räderwerk optimal zu steuern. Darüber hinaus ist es geradezu ein Markenzeichen der schottischen Aufklärung, dass sich die Menschenwürde nur im Zustand grösstmöglicher Freiheit entfalten wird. Hier rekurriert Smith sozusagen auf eine göttliche Figur, die *providentia*, die wie eine unsichtbare Hand all diese Eigennutzen zu einem dynamischen und harmonischen

Ganzen führt, sie motiviert und es dazu bringt, dass jeder Teilnehmer für seine Leistung den bestmöglichen Platz findet. Diese *providentia* ist der Markt, nicht der Markt*platz*, sondern das Markt*prinzip*. Dieses Prinzip sorgt somit für die bestmögliche Motivation, indem jeder Einzelne seinen Eigennutz auf bestmögliche Weise verwirklichen kann. Es führt zudem alle Produktionsfaktoren zum Ort ihrer bestmöglichen Verwendungen (man spricht später von *effizienter Faktorallokation*). Schliesslich setzt ein Mechanismus ein, der über Nachfrage und Angebot einen Preis ermittelt, der darüber entscheidet, ob ein hergestelltes Gut ein Bedürfnis befriedigen kann oder auch nicht.

Hinter dem Eigennutz steht Leistung, d.h. Arbeit. Und Arbeit ist das tragende Prinzip des Smith'schen Systems. Dieses Prinzip ist nicht nur wirtschaftlich gemeint, sondern hat eine grundsätzlich *sozialisierende* und *zivilisierende* Funktion: Es schafft nicht nur Wert und Mehrwert, es verwandelt die natürlichen wilden Leidenschaften der Menschen, ihre *Hybris*, in wohlverstandene wirtschaftliche Interessen. Im Gegensatz zu den Merkantilisten ist eine Nation nicht reich, weil sie mehr exportiert als importiert, sondern sie schafft sich ihren Reichtum selbst, durch Arbeit; und statt des wilden Gerangels der Konkurrenz der Händler etabliert Arbeit eine relativ stabile soziale Ordnung, in der jeder Einzelne seine Kompetenzen bestmöglich verwirklichen kann. Der springende Punkt an all dem ist, dass es Smith geschafft hat, die merkantilistische Idee des Positivsummenspiels von der Zirkulations- in die Produktionssphäre zu verpflanzen. Getrieben durch seine «natürliche» Neigung zum Tausch wird jeder Einzelne seinen Eigennutz dadurch maximieren, dass er seinen bestmöglichen Platz

im arbeitsteiligen Wirtschaftssystem einnehmen kann und das Beste von sich gibt.

Und das Geld in alledem? Für Smith ist es nur ein Notbehelf, ein geschickter Trick, damit die durch menschliche Arbeit produzierten Güter mit der gleichen Elle gemessen werden können. Wäre es möglich, die Arbeitskraft anders einzuschätzen, in Energie, Kompetenzen oder Geist etwa, so wäre es ganz und gar unnötig. Wie es sein Freund David Hume bereits gesagt hatte, ist es wie «Öl, das die Räder leicht und glatt laufen lässt». Das Geld zählt nicht, es hilft nur beim Zählen. Ja, es verdeckt den Wert der Güter, deren Essenz die menschliche Arbeitskraft ist; und es hilft nur, ihre relativen Preise festzustellen. Von hier kommt auch das Bild vom «monetären Schleier», der die wirtschaftlichen Tatsachen zwar überdeckt und unkenntlich macht, aber nur des entschleiernenden Gestus des Ökonomen bedarf, um ihren wirklichen Gehalt wieder aufzudecken.

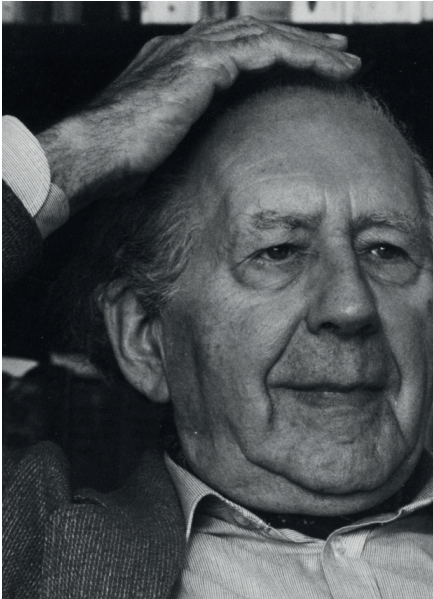
Natürlich ist ein solches «System» ganz und gar unsentimental und unromantisch. Nicht nur den Dingen gegenüber verhält sich der «neutrale Beobachter» (*impartial spectator*) wie das Geld gegenüber den Waren, auch den anderen Menschen gegenüber verhält er sich so: ganz und gar gleich-gültig.

Literatur

- Smith, Adam: *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*. 1776 (dt.: *Untersuchung über Wesen und Ursachen des Reichtums der Völker*), UTB, 2005 (Voll-Faksimile-Ausgabe).

Alfred Sohn-Rethel (1899–1990)

Geld als Denkform



Geld ist nicht bloss eine Fiktion, gar eine performative Fiktion, wie es Gert Scobel oder Nigel Dodd behaupten, sie ist auch und vor allem eine Denkform, d.h. eine besondere Art und Weise, wie wir unseren Verstand gebrauchen, um die Wirklichkeit zu erfahren und wahrzunehmen. Mit zunehmender Monetarisierung der Welt verallgemeinert sich diese Denkform, bis zum Punkt hin, an dem nicht der Schreiber dieser Zeilen, hier in diesem Porträt, die Worte und Argumente aneinanderreihe, sondern es das Geld tut. Da stellt sich die Frage, wie wir aus diesem *circulus vitiosus* herauskommen. Dieser irritierenden Frage ist Alfred Sohn-Rethel sein ganzes Leben lang nachgegangen. Und, zu unserem Glück, hört sie nicht auf, uns zu irritieren.

Vita

Der marxistische Philosoph und Nationalökonom Alfred Sohn-Rethel hatte keinen einfachen Weg. Aus gutbürgerlichem Hause, verschreibt er sich schon sehr früh der Marx'schen Theorie, und zwar nicht als einer ihrer zahllosen Interpreten, sondern als einer, der geglaubt hat, ihr fehle es an einem erkenntnistheoretischen Unterbau. Die Frage, wie eine Warengesellschaft die Denkstrukturen ihrer Mitglieder bestimmt, war nicht dazu angetan, vom orthodoxen Marxismus mit offenen Armen empfangen zu werden. Man beließ es am liebsten auf dem Niveau der Entfrem-

dung: je fremder (abstrakter) die Arbeit, desto entfremdeter die Erkenntnis. Aber das hat eher mit schlechter Abstraktion, ja mit halbpatziger Philosophie zu tun als mit Kants «reiner Vernunft». Auch seine Freunde, teils aus der Frankfurter Schule, teils aus dem Lager des heterodoxen Marxismus (wie Ernst Bloch und Georg Lukacs) lazierten zwischen bewundernder Neugier (wie Walter Benjamin) und dem Urteil, den sein Doktorvater Alfred Weber (Max Webers Bruder) einmal geäußert hatte: «Sohn-Rethel spinnt.» So fiel er zwischen alle Bänke. Seine erkenntnistheoretischen (Luzerner) Thesen hatte er zwar schon in

den 1920er-Jahren formuliert, korrekt rezipiert wurden sie aber erst in den 1970er-Jahren. Dazwischen kamen ein langes Exil, Jahrzehnte der Nichtanerkennung und eine Überlebensnot, die seinesgleichen sucht. Doch Sohn-Rethel hielt durch und erlebte in den 1970er-Jahren ein gewisses Renommee, das nach kaum einem Jahrzehnt jedoch wieder abflachte. Heute wird sein Werk immer wieder aufgenommen, neu diskutiert und neu kritisiert. Es liefert eine faszinierende Hypothese über die Genese des transzendentalen Subjekts, diesem Idealwesen, das auf keinen Fall eine Genese haben sollte, das Immanuel Kant aber mit jenen Verstandskategorien bedacht hatte, die es uns ermöglichen, die Wirklichkeit zu erfassen – und zwar nicht wie sie wirklich ist, sondern wie sie ihm, dem transzendentalen Subjekt zu erfassen möglich ist; eine Hypothese, auf die immer wieder zurückgegriffen wird (auch wenn es viele Unebenheiten und Aporien aufweist) und die schliesslich das Geld als Denkmedium zu verstehen hilft.

Thematik und Werk

Zwei Autoren säumen Sohn-Rethels gesamtes Lebenswerk: Immanuel Kant, als kritischer Denker des menschlichen Denkvermögens, und Karl Marx als Genius der Kapitalismuskritik. Sohn-Rethel will mit Kant Marx' Materialismus erkenntnistheoretisch ausbauen und mit Marx Kants Erkenntniskritik relativieren. Das Vorhaben ist ausserordentlich ehrgeizig – und riskant. Karikiert man Marx' Erkenntnistheorie, so sagt man gemeinhin, dass das Sein (d.h. der Ort im Produktionsprozess, den man besetzt) das Bewusstsein (d.h. die Art des Wahrnehmens, aber auch gewissermassen des Denkens) bestimmt. Dieses «gewissermassen» genügt Sohn-Rethel

nicht. Denn seit Kant wissen wir, dass es «Kategorien» der synthetischen Urteile gibt, die *apriori* gegeben sind. Diese Kategorien des Raum-, Zeit-, Kausalitäts- und Modalitätverstehens haben demnach universellen Charakter, unabhängig vom Ort, wo man im Produktionsprozess *steht*. Und in diesem Falle wäre zumindest der Teil des Bewusstseins, der Denken heisst, nicht durch diesen Ort bestimmt. Dass dies dennoch der Fall ist, dass diese Kategorien *eben nicht* universellen Charakter haben, sondern geschichtlich in den jeweils aufeinanderfolgenden Produktionsprozessen erworben werden, dies zu beweisen schickt sich Sohn-Rethel in seinem gesamten Lebenswerk an. Dieses Ansinnen will Marxens Theorie ein erkenntnistheoretisches Fundament unterbauen, das ihr bislang fehlte, also Marx' Lehre wieder in die Philosophie einbeziehen, wo sie allzu lange nur ökonomisch gelesen worden war. Man entsinne sich, dass auch Georg Simmel in seiner *Philosophie des Geldes* dem «Materialismus», sprich dem Marxismus, ein solches «Unterwerk» hatte aufbauen wollen. Nur am Rande gesagt: Man wartet auch heute noch auf einen Vergleich dieser beiden »Unterbauungen«.

Riskant ist dieses Ansinnen in doppelter Weise. Sohn-Rethel gibt ganz zu Beginn seines Werkes zu, trotz und gerade wegen seines jahrelangen Studiums des *Kapitals* es auf einer «halbintuitiven» Einsicht begonnen zu haben, einer Einsicht, die sich zu einer Hälfte einer spontanen Inspiration verdankt und zur anderen Hälfte mit einem Unbehagen an Marxens Geldverständnis. Andererseits nimmt er es mit einem Denkriesen auf, will also dem Meister zu besserem Denken verhelten, wo er doch weiss, wie dogmatisch-intolerant nicht nur der Meister reagiert hätte, vor allem aber das marxistische Epigontum reagieren

würde. Als Marxist war er zu seiner Zeit ausserhalb des stalinistischen Kolonisierungsgebiets ein Paria; als marxistischer Marxkritiker war er es doppelt; ein doppelter Paria also.

Wir können also mit der These beginnen, wonach das menschliche Abstraktionsvermögen keine angestammte Kompetenz darstellt, sondern dass es handelnd in einem besonderen gesellschaftlich-wirtschaftlichen Kontext erworben werden muss. Ich würde dabei präzisieren, dass es im Rahmen einer den Warentausch als privilegierte Verkehrsform praktizierenden Gesellschaft erworben wird. Sohn-Rethel geht von folgender Feststellung aus: Erst in einer Warentauschgesellschaft können Denkkategorien ausgebildet werden, die nicht wie bei Kant *apriori* gesetzt sind, sondern durch den tätigen Umgang mit *Waren* eingeübt werden. Diese Waren sind unsere Denklehrer, aber sie müssen zuerst einmal produziert worden sein. Dann stehen sie vor uns, und wir können damit beginnen, sie zu denken. Nun ist gleichwohl einsichtig: Die Dinge, die vor uns stehen und mit denen wir unsere Bedürfnisse befriedigen wollen, waren nicht immer Waren. Es waren einmal Gaben, die wir der Natur entnahmen, dann Güter, die wir selbst herstellten, oder solche, die wir gegen andere Güter austauschten. Waren wurden sie erst, als sie gegen Geld austauschbar wurden. Und hier setzt der grosse Abstraktionsprozess ein, dem Sohn-Rethel auf die Sprünge helfen will.

Die Grösse eines Gelddenkers liest sich an der Anzahl der wirklich neuen Gedanken, die er übers Geld ausformulieren konnte. So ist Sohn-Rethel zwar weniger gross als Marx (trotz seiner, Marxens, Unebenheiten bei diesem Thema), aber grösser als der «Denkriese» Max Weber, der über den Schatten seines Meisters, Georg

Friedrich Knapp, nicht hinauskam. Die bahnbrechende Idee Sohn-Rethels ist, dass das Geld am Ursprung unseres westlichen abstrakten Denkens ist. Unsere Denkstrukturen, d.h. die Art und Weise, wie wir unseren Verstand angesichts der uns umringenden Wirklichkeit ausüben, wurde durch den tätigen Gebrauch des Geldes nicht nur geprägt, sondern richtiggehend *bestimmt*, determiniert. Das ist ein faszinierender Gedanke, der den Literaturwissenschaftler Jochen Hörisch, ein ausgesprochener Sohn-Rethel-Fan, sagen lässt, Sohn-Rethel sei nach Kant der zweitbedeutendste Denker der neuzeitlichen abendländischen Philosophie. Das ist vielleicht etwas hoch gegriffen, doch birgt Sohn-Rethels Gedanke ein Erkenntnispotenzial, das für die Erforschung einer *anderen* Genese der Moderne (als sie in Schulbüchern dargestellt wird) unabdingbar ist.

Diese Gegenstände, die «wir» vor uns finden und mit denen wir uns ernähren, sind, wir haben es bereits gesehen, von unterschiedlicher Natur: gegeben, selbst hergestellt, *im Tausch* erworben und schliesslich gegen Geld eingetauscht. So erweisen sie sich im menschlichen Entwicklungsprozess, in der Ontogenese des Menschen. Wir können sie nennen: Gaben, Dinge, Güter und Waren. Gaben und Dinge haben nur Gebrauchswert. Sie haben Wert, insofern sie unsere Bedürfnisse befriedigen. Bei den Gütern und Waren kommt ein Tauschwert hinzu. Sie befriedigen nicht nur unsere Bedürfnisse, sondern werden zu Tauschgegenständen, die als solche ihren eigenen Wert haben. Das verkompliziert die Wertfrage beträchtlich. Diese Gegenstände werden nicht nur immer abstrakter, der Abstraktionsprozess selbst wird als solcher immer komplexer. Denn eine Ware hat sowohl Gebrauchs- wie Tauschwert, doch dazu kommt, dass der Tauschwert geldförmig *gemes-*

sen wird und dass davon der Gebrauchswert wiederum betroffen wird. All diese Komplikationen bei der Bestimmung dessen, wessen Wert eine Ware hat, werden zwar oberflächlich durch das Geld geebnet, so dass der alltägliche Umgang mit Waren wie geschliffen läuft; doch diese Geschliffenheit ist nur auf das Gelingen der Geldabstraktion zurückzuführen. Im Umgang mit Geld werden all diese Wertfragen auf einen Nenner gebracht und durch eine bloße Zahl ausgedrückt; dass dahinter aber ausgesprochen abstrakte und komplexe Geistesoperationen geschehen, wird vom Geldbenutzer nicht bewusst wahrgenommen. Man müsste einen Sprung in eine andere Kultur oder andere Zeiten wagen und die Menschen dort, die noch kein Geld benutzen, über unsere seltsamen Tauschinszenierungen unterrichten, um zu sehen, mit welcher Mühe sie sie verstehen. Und gleichzeitig merken wir bei diesen Menschen, wie schwer sie es haben, abstrakte Operationen, ja gemeinhin rational-deduktives Denken, das bei uns fast spontan mobilisiert wird, auszuführen. Denkabstraktion hat also mit Tauschabstraktion zu tun, und Geld ist der grosse Abstraktor.

Damit hat Sohn-Rethel eine Spur gelegt, die uns ermöglicht, hinter die Kulissen des Geldgeschehens zu blicken. Denn Geld inszeniert *sich selbst* als Schleier, als nicht hinterfragbare Evidenz, ja schlicht als Banalität, *damit* wir tunlichst an ihm vorbeischaun und ja nicht bemerken, welche seltsamen Umwandlungen es vornimmt. Hinter dem Kapitalgesetz, das Marx entschlüsselt hat, dieser produktivistisch inszenierten «Plusmacherei», gibt es scheinbar eine ganze Machenschaft des Denkens, die diese Plusmacherei naturalisiert. Dieser Spur können wir folgen und rekonstruieren, wie sich der Prozess der Moderne

nicht nur als ein Prozess der technisch-wissenschaftlichen Rationalisierung entwickelt hat, sondern auch als ein Prozess der «funktionalen Abstraktion» (Eske Bockelmann), in der diese Rationalisierung selbst inbegriffen ist.

Literatur

- Sohn-Rethel, Alfred: *Geistige und körperliche Arbeit. Zur Theorie gesellschaftlicher Synthesis*. Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1970.

Nick Srnicek (1982)

Plattform-Kapitalismus

Data sind das Erdöl einer vierten industriellen Revolution, und **Big Data** erst recht. Nach dem globalen Einbruch der Profitraten in den frühen 1970ern, den Enttäuschungen der diversen Internet- und Dot-com-Blasen in den 1990ern habe sich jetzt eine neue «Firmenform» herausgebildet, so die These des englischen Politologen Nick Srnicek, die eine bislang ungeahnte und unlimitierte Akkumulation von Mehrwert gestatten könnte. Diese Firmenform wäre auch die Grundlage einer neuen Form von Kapitalismus: dem Plattform-Kapitalismus.



Vita

Der gebürtige Kanadier Nick Srnicek (1982) ist seit 2017 Dozent für Digital Economy im *Department of Digital Humanities* des King's College London, des ältesten College der University of London. Er studierte Psychologie und Philosophie an der University of Western Ontario und promovierte 2013 an der London School of Economics. Er gehört also zur Generation der *digital natives*, die man ohne Weiteres aufgrund ihres politischen Engagements als *critical digital natives* bezeichnen kann. Es sind Mittdreissiger, die heute auf dem Hintergrund eines heterodox gelesenen Marx neue und originelle Formen von Wirtschafts- und Gesellschaftskritik formulieren und weltweit immer grössere Aktualität genießen. Unlängst ist sein zusammen mit Helen Hes-

ter verfasstes Buch *After Work: The Politics of Free Time* (2018) erschienen. Darin geht es um das Thema der «Post-Arbeitsgesellschaft». Diesem Thema war er bereits früher nachgegangen, in dem mit Alex Williams verfassten Buch *Die Zukunft erfinden. Postkapitalismus und eine Welt ohne Arbeit* (2016).

Thematik und Werk

Nach mehreren gescheiterten Versuchen habe es der Kapitalismus endlich geschafft, sich mit der Internet-Revolution zu «verbrüdern». Der makroökonomische Rahmen dieser neuen Ära, den Srnicek *Plattform-Kapitalismus* nennt, kann man sich als ein globales *Data*-Netzwerk vorstellen, in dem nicht nur Fertigprodukte, sondern vor allen Dingen Informationen über Informationen

(Metadata) und Informationen über Fertigprodukte und Dienstleistungen produziert und gehandelt werden. Dank Internet ist die Welt in eine *Cloud* verwandelt worden, eine Datenwolke, in der virtuell, d.h. numerisch, alles mit allem verbunden ist. Durch geschickt kalkulierte Algorithmen könnte eine globale Faktorallokation («Ort» der bestmöglichen Verwendung von Ressourcen) ein noch nie dagewesenes Mass an Effizienz realisieren. So zumindest kann man sich die Utopie einer numerischen Weltgesellschaft vorstellen. Der Zugriff, die Produktion und die Verwaltung dieser Daten setzen eine gewaltige technische Infrastruktur voraus, die nur wenige Firmen finanzieren können. So unterliegt diese Weltgesellschaft einem Oligopol, das die Investitionen, die grösstenteils kreditfinanziert sind, möglichst gewinnoptimal einsetzt. Zwar besteht die Chance, wie in jeder Marktgesellschaft, dass besonders originelle und vife Projekte in diese Oligopolstruktur einbrechen, doch gerade bei erfolgreichen Projekten besteht die Gefahr, dass sie von den Grossoligopolen, die über enorme Liquiditäten verfügen, absorbiert werden. Es handelt sich hier um eine in erster Linie *technisch* induzierte Revolution. Sie ist ganz im Sinne der Standardtheorie des sozialen Wandels, demzufolge Technik der Primärfaktor des Wandels darstellt. Sowohl Marx als auch die Epigonen des reinen Wirtschaftsliberalismus würden dem beipflichten.

Dem Coase-Theorem zufolge bildet sich für jeden historischen Produktionsprozess eine je spezifische *Betriebsform* heraus: der *Oikos* für die griechische Agrarwirtschaft, die Latifundien für die römischen Grossgrundbesitzer, die Manufakturen für die ersten Kapitalisten, der Trust für die ersten Massenproduktionsindustrien usw. Dies alles ist bedingt durch die Minimisierung der

durch die Produktion anfallenden Transaktionskosten. Die Plattform wäre nun, nach vielen gescheiterten Versuchen, die ideale Form, das Internet industriefähig zu machen. Mit anderen Worten wäre die Plattform *die Betriebsform* der Internet-Gesellschaft. Und diese Form, daran soll immer wieder erinnert werden, dient primär dazu, Gewinn zu machen – und nicht, wie die Koryphäen des Transhumanismus nicht müde werden, an allen Ecken und Enden der Gesellschaft zu proklamieren, als Laboratorium für eine kommende superhumane Zivilisation. Die innere Logik des Kapitalismus darin besteht, Gewinne systematisch in noch grössere Kapitalmengen zu reinvestieren. Da dies eben nur Betriebe schaffen, die schon über enorme Infrastrukturen verfügen, ist diese technische Revolution ganz und gar eine kapitalistische Revolution.

Bezeichnender- oder logischer(?)weise sind all diese Plattformen im grossen Krisenjahr 2008 entstanden oder haben ab diesem Krisenjahr einen wirklichen Boom erlebt: Google, Amazon, Facebook, Microsoft, Apple, und ihrem Schlepptau weitere Data-Betriebe wie Uber, AirBnb, Alibaba usw. Unweigerlich stellt sich die Frage, wie diese Synchronie verstanden werden kann. Ist es Zufall oder unterliegt sie einer Logik? Im letzteren Fall unterläge sie dem Prozess der «kreativen Zerstörung», wie ihn Joseph Schumpeter dargelegt hat, oder aber der Notwendigkeit, gigantische Mengen von liquiden Mitteln aus der globalen monetären Blase in einer gewissen Form von Realwirtschaft zu «verwirklichen». Auf diese Fragen geht Srnicek nicht ein. Sie könnten aber im Verbund mit einem seiner jungen Kollegen, Aaron Sahr, gestellt werden, der just diesem Aspekt in seinem letzten Buch über den «Keystroke»-Kapitalismus – dem Kapitalismus, in dem Geld per

Tastendruck geschaffen werden kann– nachgegangen ist. Wir werden Sahr in einem anderen Porträt behandeln. Doch zurück zu Srnicek.

Das «Erdöl» dieser neuen Betriebsform sind also gigantische *Data*-Mengen, die auf sogenannten Plattformen gehandelt werden. Srnicek unterscheidet fünf Typen solcher Plattformen:

1. Werbeplattformen wie Google und Facebook, die ihr Geld mit Werbung verdienen und deren Nutzer unbezahlte Arbeiter und Arbeiterinnen (deshalb spricht man von *digital labor*) sind, insofern sie Daten von sich preisgeben, die dann geschickt zu Werbezwecken weiterverarbeitet werden. Noch sind die Dienste dieser Plattformen gratis. Sie könnten aber in absehbarer Zeit weitere Finanzquellen suchen, wie Fundraising (siehe Wikipedia oder archive.org) oder gar ganz zur Bezahlung übergehen.
2. Cloud-Plattformen wie Amazon, die eine Weiterentwicklung des E-Commerce darstellen. Wie bei Werbeplattformen werden auch hier Daten von Kunden (Usern) prozessiert, jedoch vor allem Güter vertrieben, die parallel zum Datennetz ein allumfassendes logistisches Netz voraussetzen. Daten und Logistik bestimmen dann eine Diversifikationsstrategie *just in time*, so dass von nun an von einem globalen E-Commerce gesprochen werden kann.
3. Industrie-Plattformen oder «Industrie 4.0» wie Siemens, Rolls Royce, General Electric oder Pratt and Whitney. Sie bestücken einen gesamten Produktionsprozess mit Sensoren oder Trackern (zum Beispiel RFID), um vom Rohstoff bis zum (meist nur geliehenen) Fertigprodukt eine optimale Planung und Kont-

rolle ausüben zu können. Sie sind die Vorläufer des «Internets der Dinge».

4. Produkt- oder On-demand-Plattformen, die Güter und Dienstleistungen nicht verkaufen, sondern abonnieren oder leasen lassen: Häuser, Tanker, Musik, Flugzeug-Triebwerke, durch 3D-Druck entstandene Güter usw. usf. Die Palette dieser Produkte ist endlos und bildet die Basis einer eigentumslosen Gesellschaft, wie sie bereits Jeremy Rifkin in *The Age of Access* (2000) vorausgesehen hat.
5. Schlanke Plattformen wie Uber, Mechanical Turk oder Task Rabbit, die nach dem Modell des maximalen Outsourcing verfahren. Sie verfügen nur über Datennetze und prozessieren nur Produktivkräfte, ohne sie zu besitzen. Sie bestimmen jedoch die Tarife, kontrollieren die Einsätze und verwalten die Daten.

Srnicek unterstreicht zwei wesentliche Aspekte dieser neuen Form von Kapitalismus: Viele dieser Betriebe verfügen über enorme Mengen an Cash, den sie in den weiteren Ausbau ihrer Netze, in riskante Innovationen, aber vor allem auch in grossangelegte Takeovers anlegen. Unweigerlich bahnen sich Monopolstellungen an, die, wenn wir wiederum Schumpeter folgen, die «kreative Zerstörung» in einen Monopolschlaf verwandeln werden. Deshalb sieht er im Plattform-Kapitalismus keine dauerhafte Form, sondern nur eine vorübergehende Strategie, dem seit den 1970er-Jahren eingetretenen Fall der Mehrwertrate Einhalt zu gebieten.

Es stellt sich abschliessend die Frage, in welchem Verhältnis *Data* und Geld zueinander stehen. Ohne Zweifel sind Daten wie Wertpartikel,

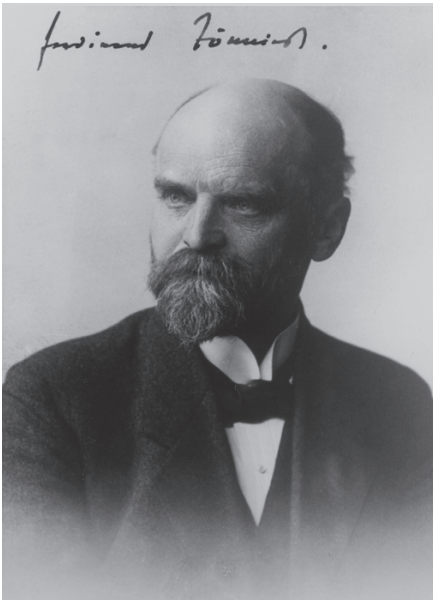
die immer systematischer aus Wirtschaftsleistungen herausgesogen werden. Wir haben es hier mit einem kapillaren Prozess zu tun, mit dem die Wertextraktion in praktisch allen (technischen, logistischen, buchhalterischen, physischen usw.) Aspekten dieser Leistung zustande kommt. Je billiger der Sensor oder der Tracker, je leistungsfähiger jeder Chip, desto mikroskopischer diese Extraktion. Da Geld in erster Linie eine Numerisierung darstellt, ist die Verwandlung dieser mikroskopischen Werte in Geldwert nur eine semantische Übersetzung. Insofern sind Daten Geld und unterliegen den diversen Geldlogiken. Das Umgekehrte hingegen ist nicht der Fall: Geld sind zwar Daten, aber ihre Funktionen und Funktionsweisen gehen weit über die reine Numerik hinaus. Zum Beispiel verändert das Geld die Denkformen, wie einst schon Georg Simmel gemutmasst und die Neuroökonomie heute bestätigt hat. Aber es verändert nicht nur die Denk-, sondern – viel bedeutender noch – unsere Wahrnehmungsformen. Geld ist ein viel «primitiverer» Stimulus, stellt sich heraus, als seine genetisch sehr kurze Programmierung annehmen liesse. Der Plattform-Kapitalismus spielt also nicht so sehr mit unserem Denken und seinen rationalen Grundlagen, sondern mit Ur-Gefühlen, die wir nicht beherrschen können. Hier öffnet sich ein Feld, das noch weitgehend unbekannt ist, aber mit zunehmender Unsichtbarkeit des Geldes in Richtung einer monetären Programmierung menschlichen Verhaltens zielt.

Literatur

– Srnicek, Nick: *Plattform-Kapitalismus*. Hamburger-Edition, Hamburg, 2018.

Ferdinand Tönnies (1855–1936)

Das wissenschaftliche Geld



Was den Menschen vom Tier unterscheidet, ist, nach Schopenhauer, sein Wille. Er kann natürlich oder künstlich sein, je nachdem ob er auf den Zusammenhalt der Gemeinschaft oder auf die Entfaltung des Individuums gerichtet ist. Der künstliche Wille ist das Basisprinzip der Gesellschaft, die aber nur von der natürlichen, ursprünglichen Gemeinschaft zu einer emanzipierten Gemeinschaft führen soll. Diese (moderne) Gesellschaft kennt im Grunde nur Austauschverhältnisse, keine Solidarität oder andere Werte. Damit diese Austausche in geregelten Bahnen verlaufen, braucht es das Geld als ideales Koordinations- und Verteilungsmittel. Das heisst aber auch, dass es in der kommenden Gemeinschaft kein Geld mehr geben wird. Von daher gesehen ist Tönnies einer der Ersten, der an eine geldlose Gemeinschafts-existenz gedacht hat.

Vita

In vieler Hinsicht ist Ferdinand Tönnies eine Ausnahmeerscheinung in der klassischen Soziologie. Von Haus aus Philosoph, findet er durch seine Hobbes-Studien Zugang zur allmählich sich ausbildenden Soziologie. Während seine Kollegen Stadtmenschen sind, ist er (gross-)bäuerlicher Abstammung; während Kollegen wie Max Weber und Georg Simmel Salon-Soziologen sind, scheut er es nicht, sich zur empirischen Forschung zu begeben; während seine Kollegen politisch zwischen Liberalismus, Monarchismus und Demokratie lavieren, bleibt er bis zu seinem Lebensende

engagierter Sozialdemokrat. Dafür musste er einen Preis bezahlen: Zeitlebens Norddeutscher, hatte er seine Karriere in Kiel gemacht und konnte aus diesem Grunde wenig Einfluss auf den Wissenschaftsbetrieb nehmen. Er ist ein Grenzgänger geblieben. Dennoch verdankt ihm die Sozialwissenschaft die Unterscheidung zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft, die er als Erster mit grösster Subtilität herausgearbeitet hat und in der das Geld eine massgebliche Rolle spielt.

Thematik und Werk

Auf Schopenhauer aufbauend, unterscheidet Tön-

nies zwei Willensformen, welche die menschliche Sozialität, d.h. die Ausbildung von sozialen Lebensformen, bestimmen: den *Wesenswillen*, ein organisch gewachsener, auf Tradition beruhender Wille, und den *Kürwillen*, der durch die Planung der Zukunft und die Nutzenmaximierung ausgedrückt wird. Beide führen zu gegenseitigen Bejahungsverhältnissen. Die organisch gewachsene, auf Blut, Boden und geteilten Gefühlen basierende gegenseitige Bejahung der Gemeinschaft auf der einen Seite und die künstliche, durch Zweck-Mittel-Denken bestimmte Form der Bejahung, die Gesellschaft, auf der anderen Seite. Tönnies ist der erste Soziologe, der diesen Bruch zwischen zwei Sozialitätsformen festgestellt und wissenschaftlich entwickelt hat. Wenn auch seine Erklärung über die beiden Willensformen heute nicht mehr überzeugen kann, so ist seine Analyse des gesellschaftlichen Zusammenhalts beider Sozialitätsformen immer noch die Basis der soziologischen Erklärung der Moderne.

Dieser Zusammenhalt wird im Wesentlichen über Austauschprozesse realisiert. Während in der (modernen) Gesellschaft nur Güter ausgetauscht werden bzw. ein Austausch nur über Güter ausgeführt werden kann, ist die Austauschsphäre in der Gemeinschaft wesentlich breiter. Es werden darin nebst Gütern auch Gefühle, Dienste, Wohl- und Schandtaten, Menschen, Botschaften usw. ausgetauscht, und zwar nach einem Register, das immer durch den sozialen Zusammenhalt bestimmt wird. Eines der wichtigsten Register ist das der Gabe und der Gegengabe. Darin kommt immer auch eine spirituelle Grösse zum Zuge. Selbst bei Gütern.

Dazu ein persönliches Beispiel. Mein bester Freund ist Geigenbauer in Marseille. Er stammt aus einer Ärztesfamilie und war zum Arztberuf

bestimmt. Kurz vor dem Baccalauréat entschied er sich, dieser Tradition den Rücken zu kehren und sein Leben selbst in die Hand zu nehmen. Nach bestandem Baccalauréat kaufte er sich einen alten Peugeot 203 und überquerte die Vogesen bis nach Mirecourt, wo er Lehrling wurde. Seine ganze Ausbildung verlief nach altem Muster, Lehre bei einem «Meister», Lehrlings-Tour-de-France, Assistent von berühmten Geigenbauern und schliesslich Aufbau eines eigenen Ateliers. Als ich in den 1980er-Jahren dieses Atelier (in Marseille) einmal besuchte, klagte mein Freund über grosse Finanzprobleme. Dabei hingen Dutzende von Violinen an seiner Decke und Dutzende in seinen Kästen. «Versuch doch mal einige zu verkaufen», war mein kluger Rat. Darauf mein Freund, der sonst kaum aus der Fassung zu bringen war: «Ja, glaubst du, dass ich *meine* Violinen so irgendeinem Idioten verkaufen würde?», schnauzte er mich an. Es kam nicht in Frage.

Dieses Beispiel belegt, dass auch beim traditionellen Gütertausch nebst Geld immer die *Person* der Tauschenden zum Zuge kommt, also ein spirituelles Element stets präsent ist. Ganz anders in der Sozialitätsform der Gesellschaft. Hätte sich mein Freund in dieser Form befunden, so hätte er seine Geigen *irgendjemandem* für den höchstmöglichen Preis verkauft.

Tönnies' Ausführungen über das Geld sind nicht immer klar, seine Schreibweise oft kurios. Aber der von ihm festgestellte Bruch der Sozialitätsformen bleibt ein zentrales Erklärungsmoment im Verständnis der Moderne. So stellt er auch fest: «Wir dürfen die Banknote (ihrer Idee gemäss) das wissenschaftliche Geld nennen.» Geld ist also ein wesentliches Medium der Zweck-Mittel-Relationen, die für die Gesellschaft bestimmend sind. Geld gehört zur Sphäre

der Gesellschaft. Es ist ihr oberster Wert als Ausdruck des gesellschaftlich zweckorientierten Denkens. Güter *gelten* im Rahmen der Gemeinschaft durch ihren Nutzen, ihre Annehmlichkeiten, kurz durch ihren Gebrauchswert und entsprechen den *Bedürfnissen* der Gemeinschaft als solcher. In der Gesellschaft sind Güter ganz und gar durch Geld vermittelt, das heißt, sie gelten nur durch ihren Tauschwert. Wissenschaftliches Geld nannte Tönnies dieses ganz im Sinne seiner Messfunktion. An sich hat das Geld keinen Wert, es ist nur ein Wertvermittler, der die getauschten Gütermengen so genau wie möglich zu messen hat.

Doch ein solches durch «wissenschaftlichen» Tausch bestimmtes Sozialwesen ist in sich stets brüchig. Nur durch einen Kürwillen angeleitet, sind die gegenseitigen Bejahungen immer nur punktuelle Transaktionen, in denen nichts anderes als Tauschwert zirkuliert. Aus diesem Grunde hält Tönnies die Gesellschaft nur für eine transitorische, vorübergehende Sozialform. Sie soll von der traditionsgestifteten Gemeinschaft überleiten

in eine neue Gemeinschaft, die durch sozialistische Ideale bestimmt wird. Auch das Geld spielt hier wieder eine Rolle. Als Inbegriff der sozialen «Kälte» und Asozialität, die im Geld seine Kultform annimmt, ist diese Transition erst dann möglich, wenn sich das Geld als materieller Ausdruck von Wert verflüchtigt hat. Geld muss langsam schwinden, schmelzen oder rosten, wie es im Anschluss an Tönnies in den Reformbestrebungen der 1920er-Jahren zum Ausdruck kam. Sozialreformer wie Rudolf Steiner oder Silvio Gesell sind in diese Bresche gesprungen. Und sie haben heute noch ihre Ausläufer in den diversen Versionen der «monetativen» Alternativen. Ein Grund genug, sich wieder auf ihren Urahn, Ferdinand Tönnies, zu besinnen.

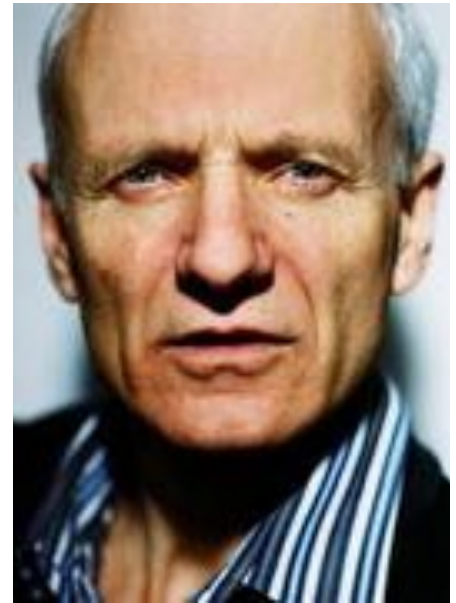
Literatur

- Tönnies, Ferdinand: *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie*. Profil Verlag, München und Wien, 2014 (erste Auflage 1887), 573 S.

Christoph Türcke (1948)

Am Ursprung, das Menschopfer

Es gibt in der modernen Gesellschaft einen neurotischen Zirkel zwischen Geld und Angst: Je mehr wir die Sicherheit sozialer Bindungen verlieren, desto mehr «versichern» wir unsere Existenzen mit Geld. Doch einerseits wird es immer «unsichtbarer» und andererseits führt es uns dazu, immer mehr Geld als eine Denk- und das heisst auch Lebensform zu betrachten. Dadurch verlieren wir aber noch mehr soziale Bindungen. Das Medium, mit dem wir unsere Ängste bekämpfen, wird zum Angstmedium selbst. Der deutsche Philosoph Christoph Türcke führt dies auf ein Urtrauma zurück, d.h. auf den Prozess der Hominisierung. Seine Ausführungen dazu sind so spannend (geschrieben), wie sie auf der anderen Seite zu berechtigten Bedenken Anlass geben.



Vita

Christoph Türcke, 1948 geboren, studierte Theologie und Philosophie, dozierte zunächst Theologie und wurde dann unter dem Einfluss der Frankfurter Schule (Theodor W. Adorno, Max Horkheimer) Religionskritiker. Zuletzt war er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 2013 Professor für Philosophie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig. Sein Gesamtwerk umfasst, nebst zahlreichen Aufsätzen, 22 Bücher (bis 2018). Seine Theorie beruht auf der These, dass der Mensch durch einen traumatischen Wiederholungszwang zum Kulturstifter wird. Das Ur-

trauma seiner Bewusstwerdung wird der Mensch nie los; er kann es nur kreativ sublimieren: durch mehr oder weniger Intelligenz, Kulturtechniken aller Art und (wie ich hinzufügen würde) soziale Organisation. Die Moderne ist (oder war) demnach nur eine geschickte Inszenierung, dieses Urtrauma zu verwischen. Mit ihrer Krise (in der Postmoderne) tritt diese Archaik wieder zutage.

Thematik und Werk

So viel steht fest. Geld ist im gleichen Sinne wie Schrift ein «Aufschreibesystem» (Friedrich A. Kittler), manche munkeln, es sei der Schrift gar

vorausgegangen. Und noch etwas steht fest: Man gräbt immer weiter in der Menschheitsgeschichte nach Spuren der Entstehung des Geldes. Das heisst nur so viel: Hier besteht ein ungelöstes Mysterium, das uns in der Masse ängstigt, als wir immer mehr seinen fundamentalen Charakter für unser Menschsein gewärtigen. Geld ist das einzige «Ding», das nur von den Menschen geschaffen wurde und hat geschaffen werden können; im ontologischen Sinne ist es eine *creatio ex nihilo*, eine Schaffung aus dem Nichts, die den Menschen vor eine besondere Verantwortung stellt.

Angesichts all dieser Fragen wäre es überraschend gewesen, wenn sich Christoph Türcke dieses Gegenstands *nicht* angenommen hätte. Vermutlich hat die Subprime-Krise den Anstoss dazu gegeben.

(Das Thema) Geld lag in der Zeit. Nie ist in der Weltgeschichte so viel über Geld geschrieben worden wie in den zehn Jahren nach dieser Krise. Dies fusste auf einem Zeittrend, basierend auf Angst. Unter den zeitgenössischen Ängsten ist Geld wohl die akuteste Angst. Im Gegensatz zu den Umwelt- bzw. Weltuntergangängsten, die langsam und irreversibel vor sich hin kriechen, ist die Geldkrise ein unerwartetes, brutal eintretendes Ereignis. Es ist zu vermuten, dass solche Krisen schon längst ins kollektive Gedächtnis gelangt sind. Anders wäre es wohl kaum zu erklären, weshalb ein solcher Boom entstanden ist. Viel Fach- bzw. Vulgarisierungsliteratur war also vonnöten, um diese Angst zu bannen.

Im Jahr 2015 erschienen, ist Christoph Türckes Buch sozusagen ein Nachzügler. Liest man es aufmerksam, so ist es alles andere als ein schnelles Machwerk, sondern ein wohl durchdachtes, auf einer originellen These basierendes

und exzellent geschriebenes Buch. Und es traf den Nagel auf den Kopf. Türcke hätte es «Angst und Geld» nennen können. Nicht die Angst als Konsequenz einer Geldkrise, sondern die Angst als Ursprung des Geldes. Sein Argument verläuft folgendermassen: Mit der Geburt des menschlichen Bewusstseins (irgendwann mit den Hominiden) hat auch der jedem Lebewesen innewohnende Zustand der Beängstigung eine andere Form erhalten. Es ist zum Schrecken geworden; Schrecken vor den Gewalten der Natur, vor der Krankheit, vor dem Tod und vermutlich auch Schrecken vor den oder dem Menschen selbst. Die ersten Menschen fassten dies als Taten einer höheren Macht auf (ein fragwürdiger Aspekt seines Arguments), die man beschwichtigen musste. Wie man auf die Idee kam, dass dies gerade durch Opferhandlungen geschehen sollte, ist eine offene Frage. Türcke bietet dafür eine psychoanalytische Antwort: Man opferte zuerst Menschen, d.h. man tat sich ein Leid an, um ein grösseres Leid zu vermeiden. Man fügte sich (als Kollektiv) einen Schmerz zu, um sich vor späteren Schmerzen zu bewahren (eine elegante, aber nicht ganz überzeugende Lösung, angesichts der Frage, wie diese komplexe Idee überhaupt zustande kam. Dasselbe gilt für die «Erfindung» der höheren Macht). Die eigentliche Erfindung – das betont Türcke nicht – ist aber der Substitutionsgedanke: Man substituiert ein grösseres Übel, das noch kommen wird, durch ein minderes, in der Hoffnung, die Macht, die dieses grössere Übel verabreicht, zu beschwichtigen.

Dieser Substitutionsgedanke leitet den ganzen Opferungsprozess. Vom Menschenopfer zum Tieropfer, vom Tieropfer – und das ist ein weiterer wichtiger Sprung, den der Autor nicht genügend unterstrichen hat – zum Sachopfer. Der Unterschied beider Substitutionsprozesse liegt darin,

dass beim ersten Prozess eine Sache wirklich geopfert wird, während beim Sachopfer das Opfer nur aufbewahrt wird, also nichts verloren geht. Im Gegenteil, die Sache erfährt durch diese Hinterlegung eine besondere «Weihe». Man könnte es als ersten sakralen Gegenstand bezeichnen. Denn durch seine Aufbewahrung – das ist nochmals eine Deduktion, die ich mache – wird die höhere Macht vergegenständlicht: Der Gegenstand enthält etwas von dieser höheren Macht und muss in irgendeiner Weise ritualisiert, d.h. auf besondere Weise verwaltet werden, die dieser Weihe Rechnung trägt. Das heisst auch, dass gewisse Menschen mit diesen Riten beauftragt werden müssen, damit die ritualen Techniken weitergegeben werden können. Diese Menschen kann man Priester nennen und die Orte, an denen die sakralen Gegenstände aufbewahrt werden, Tempel. Von Substitution zu Substitution gelangt man so bis zum Geld. Das letzte Glied dieser Kette hat schon Bernhard Laum erkundet, der sein besonderes Augenmerk auf die Substitution vom Rind zum symbolhaften Rind in Form einer Münze legt.

Türcke unterscheidet sich von den anderen Geldentstehungstheoretikern dadurch, dass er behauptet, sie hätten ihre Suche sozusagen archäologisch nicht früh genug angesetzt. Beginnen müsse man stets mit dem Urtrauma. Nur so erhalte man Geld im Griff, nur so hätte man einen Begriff davon. Dieser Begriff ist Geld als Schuld- und Schuldentilgungsmittel. Im Gegensatz zu Nietzsche in seiner *Genealogie der Moral* entspringe der Schuldgedanke aber nicht wirtschaftlichen Schulden, am Anfang läge die Schuld der höheren Macht gegenüber (so lange sie uns beschützt). Daraus entwickelt Türcke eine spannend geschriebene Geldgeschichte. Der Substitu-

tionsprozess, der mit einer sich allmählich entwickelnden Wirtschaft immer mehr zu abstrakteren und subtileren Geldformen geführt hat, dürfe uns nicht weismachen, dass die Urangst, die am Ursprung des Geldes steht, überwunden würde. Im Gegenteil, mit der zunehmenden Entmaterialisierung des Geldes nähme die Angst wieder zu. Geld sei im Begriff unsichtbar zu werden und das potenziere diese Angst. Daher auch das hastige, japanische Suchen nach dem Mysterium, das es inkarniert. Eigentlich stehen wir heute vor derselben Urangst wie unsere Vorfahren. Auch wir sehen über uns eine höhere Macht, die wir beschwichtigen müssen, damit nicht urplötzlich der Schrecken seiner Urgewalt in Form einer letzten Finanzkrise über uns hereinbricht. Die Frage stellt sich bloss, was wir ihr opfern wollen. Ist es gar die ganze verunstaltete und heimatlos gewordene Welt?

Literatur

- Türcke, Christoph: *Mehr! Philosophie des Geldes*. C.H. Beck, München, 2015, 480 S.

Thomas von Aquin (um 1225–1274)

Vom gerechten Preis

Es ist ein Fehler, die Scholastik als eine Denkschule zu verstehen, die unabänderliche Dogmatik ohne Bezug zur Wirklichkeit predigt. Einer ihrer grössten Theologen, Thomas von Aquin, der die «kommerzielle Revolution», beginnend im 12. Jahrhundert, genau mitverfolgte, war sich im Klaren, dass sich ein Epochenwandel im Status des Geldes anbahnte. Seine ganze Intelligenz setzte er daher ein, um auf dem Fundament der aristotelischen Philosophie die kirchlichen Gebote und Verbote an diese Wirklichkeit anzupassen. Man muss sagen: mit bescheidenem Erfolg.



Vita

Der Aquinate war Dominikaner und einer der einflussreichsten Philosophen und Theologen des Mittelalters. Als Hauptvertreter der Scholastik gehört er zu den bedeutendsten Kirchenlehrern der römisch-katholischen Kirche und ist als solcher unter verschiedenen Beinamen wie etwa *Doctor Angelicus* bekannt. Er hinterliess ein sehr umfangreiches Werk. Seine *Summa theologica* (34 Bände, noch unvollendet ...) hat enzyklopädischen Charakter. Thomas will damit sämtliche Denk- und Lebensbereiche auf eine einheitliche christlich-aristotelische Basis stellen.

Thematik und Werk

Thomas' *Summa* ist eine systematische Aufstellung aller Lebens-, Glaubens- und Denkbereiche

mit dem Ziel, die aristotelische Naturphilosophie mit dem christlichen Gedankengut in Einklang zu bringen. In diesem Sinne übernimmt er auch weite Teile des aristotelischen Gedankengutes über wirtschaftliche Sachverhalte und versucht sie an die Begebenheiten seiner Zeit anzupassen. Seit dem 12. Jahrhundert war eine «kommerzielle Revolution» in Gange, welche die Zirkulation der Güter zusehends normalisierte und internationalisierte. Daher entstanden Bestrebungen, den Zahlungsverkehr auf eine neue Basis zu stellen. Erste Experimente wurden mit Wechseln gemacht und führten zur Bildung von Handlungszentren mit eigenen Infrastrukturen und Buchungspraktiken. Diesen Innovationen wollte Thomas Rechnung tragen, ein Unterfangen, das angesichts der aristotelischen Dogmatik nicht einfach war.

Der aristotelischen Unterscheidung zwischen Ökonomik und Chrematistik bleibt er treu, wenn er schreibt: «Das Geld aber ist [...] vornehmlich erfunden, um Tauschhandlungen zu tätigen. Und so besteht der eigentliche und hauptsächliche Gebrauch des Geldes in seinem Verbrauch oder im Ausgeben des Geldes, sofern es für Tauschgegenstände aufgewandt wird. Und deshalb ist es an sich unerlaubt, für den Gebrauch des geliehenen Geldes eine Belohnung zu nehmen, die man Zins nennt.» *Thomas von Aquin, Summa theologica, II-II: qu.78, a.1, resp.*

Sein Grundsatz «*Nummus non parit nummos*» (Geld pflanzt sich nicht fort) wurde aber zu dieser Zeit, als der Handel zunahm, immer mehr dadurch unterwandert, als der Zahlungsverkehr auf Kredit- und Wechselbasis geschah. Thomas wusste, dass schon im Alten Testament eine gewisse Zinstoleranz bestand, welche die Fremden betraf. Er musste also lavieren: zwischen der Tradition, den neuen Usanzen und dem Widerstand der Scholastik. Denn diese akzeptierte bei ihrer Zins-theorie in aller Regel nicht, dass Zahlungen einer zeitlichen Transformation unterzogen werden müssen, das heisst, dass Beträge in die Zukunft transformiert, also aufgezinst, oder in die Vergangenheit transformiert, also abgezinst, werden. Bei der Preisdifferenz zwischen einem Barkauf und einem Kreditkauf argumentierten die Scholastiker, dass es sich bei einem Kreditkauf um den Verkauf von Zeit handle. Die Zeit sei aber eine göttliche Gabe und gehöre allen gemeinsam. Wer sie einem anderen verkaufen wolle, dem sie genauso gehört, handle betrügerisch. Auch Thomas stimmte dem bei und betrachtete diesen «Verkauf von Zeit» als eine Todsünde.

Dennoch bleibt Thomas Realist. Er sieht ein, dass ein vollständiges Zinsverbot unmöglich ist,

und sucht nach Mitteln, dieser Realität gerecht zu werden. Zum einen sieht er das Risiko, das ein Darlehensgeber eingeht, wenn er einem Kaufmann oder Handwerker sein Geld überlässt. Sein Gedanke dazu ist durchaus reizvoll. Indem er dieses Risiko eingeht, kann man davon ausgehen, dass er mit dem Darlehensnehmer eine *societas* gründet, eine künstliche Gesellschaft, auf deren Gewinne er durchaus einen Anspruch haben kann. So wie z.B. der Kommanditär in einer Kommanditgesellschaft. Der Zins ist dann ein Gewinnanteil und nicht ein Verkauf der gottgegebenen Zeit. Weiter ersinnt Thomas das *lucrum cessans*, den Zins als Entschädigung des Darlehensgebers für einen entgangenen potenziellen Gewinn. Sodann das *damnum emergens*, das dem Darlehensgeber erlaubt, alle Kosten, die ihm durch die Gewährung entstanden sind, als Schadenskompensation, was wiederum heisst als Zins geltend zu machen.

Zur Schaffung dieser kirchenrechtskonformen Umgehungstatbestände wendeten Scholastiker wie Thomas von Aquin ihren ganzen Scharfsinn auf, bis schliesslich in der kreditwirtschaftlichen Praxis kein Widerspruch zur scholastischen Zins-theorie mehr vorkam. Aber im Endeffekt lief in diesem Punkt die Wirtschaftsentwicklung trotzdem mit Siebenmeilenstiefeln der Philosophie davon. Die doppelte Buchführung und jährlichen Bilanzen lösten bis zum 15. Jahrhundert die Abrechnung einzelner Handelsgeschäfte ab. Arabische Ziffern wurden eingeführt, weil sich mit ihnen besser rechnen liess. Und mit dem Traktat *Liber abaci* setzte Leonardo Fibonacci Pisano 1202 erstmals die Trennung zwischen privatem Haushalt und Betrieb durch. Er erarbeitete somit die notwendigen Grundlagen für gewinnorientierte kapitalistische Unternehmen. Die neuen

Wirtschaftstechnologien dieser Zeit prägten die dazugehörigen theologischen Denkmodelle. Die scholastische Ökonomie wurde aufgrund ihres statischen Charakters, der keine Anpassung an eine sich dynamisch entwickelnde Weltwirtschaft ermöglichte, bedeutungslos. Damit verschwand ein ökonomischer Menschentypus, der zwar zweckrational Diesseits und Jenseits in seine Investitionsplanung einbezieht, aber noch nicht so wie der Homo oeconomicus ausschliesslich im Diesseits und in einer Welt wirtschaftlichen Handelns weitgehend ohne ethisch-theologische Fundamente verhaftet ist. Das Einzige, was in diesem Hinblick von Thomas geblieben ist, ist sein Gedanke, dass wirtschaftlicher Handel aus ethi-

scher Sicht nicht dazu geeignet sein darf, in eine höhere soziale Klasse aufzusteigen. Grundlage sollen die Institutionen des *iustum pretium sein*, des gerechten Preises, die auf der Gerechtigkeitsarithmetik des Aristoteles aufbauten.

Literatur

- Die deutsche Thomas-Ausgabe (*Summa theologica*): übersetzt von Dominikanern und Benediktinern Deutschlands und Österreichs. Vollständige, ungekürzte dt.-lat. Ausgabe, Graz [u. a.]: Styria, früher teilweise im Pustet-Verlag, Salzburg, teilweise im Kerle-Verlag, Heidelberg und Verlag Styria Graz, Wien, Köln, 1933ff., 34 Bände (noch unvollendet).

Friedrich August von Hayek (1899–1991)

Geld ist Wissen

Bei Hayek gibt es kein «Juste Milieu»; auf der einen Seite seine bedingungslosen Eiferer, auf der andere seine genauso dezidierten Kritiker. Doch genau hier gilt es, *sine ira et studio* – ohne Zorn und Eifer vorzugehen. Denn im Grunde ist und bleibt Hayek ein (Markt-)Utopist, und das ist letztlich eine Glaubensfrage: Kann eine Welt, in der es nur noch Waren gibt, überhaupt existieren? Ja, meint Hayek, wenn Geld als universelles Messmittel gebraucht wird, das alle Waren auf einen Preis reduziert. Das Preissystem ist für ihn ein fundamentales Wissenssystem. Wenn er behauptet, dass in einer solchen Welt jeder ein Analphabet sein kann, aber auf keinen Fall ein Zahlenignorant, so heisst das nur so viel: Wird das Wesentliche durch das Preissystem geleistet, so kann sich jeder die Freiheit nehmen, sein Leben mit Unwesentlichem zu verbringen.



Vita

Friedrich August von Hayek ist ein österreichischer Ökonom und politischer Denker, der mit Ludwig von Mises als Haupttheoretiker des Neoliberalismus im Rahmen der sog. Österreichischen Schule der Nationalökonomie gilt. Nach Rechts- und Ökonomiestudien in Wien emigrierte er 1931 nach England, wo er an der *London School of Economics* unterrichtete. Nach dem Krieg dozierte er zunächst in Chicago und ab 1962 in Freiburg im Breisgau. 1947 gründete er die *Mont Pèlerin Society*, den wohl berühmtesten Thinktank des Liberalismus, und erhielt 1974,

zusammen mit Gunnar Myrdal, den Nobelpreis für Wirtschaft. Durch seine Beratertätigkeit bei Ronald Reagan und Margareth Thatcher gilt er als einer der Hauptinspiratoren des «Staatsabbaus», insbesondere der drastischen Beschränkung des Wohlfahrtsstaates. Schliesslich ruinierte sein Einsatz beim chilenischen Diktator Augusto Pinochet seinen Ruf nachhaltig.

Thematik und Werk

Im Grunde genommen ist Hayek kein Ökonom, sondern ein nahezu klassisch zu nennender Theoretiker des sozialen Wandels, d.h. ein Soziologe,

der seine eigentliche wissenschaftliche Identität als Soziologe nie wirklich verstanden hat. Hätte er sie verstanden, wäre ihm das Geld wie ein roter Faden erschienen, der sich durch die drei Etappen seines Denkweges durchzieht. Zwei Vordenker bestimmen diesen Weg. Es ist zunächst sein Lehrer Ludwig von Mises, mit dem zusammen er als einer der Gründer der Österreichischen Schule der Nationalökonomie gilt (wobei sich ihre Wege bei der Frage nach der Funktion des Staates trennen). In der letzten Phase seines Denkens ist es der Biologe Charles Darwin, der seiner Theorie des Wandels ihr evolutionstheoretisches Gepräge gibt.

Die erste Etappe etabliert ihn als Zins- und Konjunkturtheoretiker und als Gegenspieler von Keynes. Beide sind sozusagen Kinder der grossen Depression (1929), wobei sie diametral entgegengesetzte Positionen bekleiden. Während Keynes die Krise auf eine mangelnde Nachfrage, insbesondere auf Konsumgüter, zurückführt, hält Hayek die Krise – hier ganz von Mises' Schüler – für eine Konsequenz von Fehlinvestitionen, die durch den Staat, insbesondere die Zentralbank, provoziert werden; deshalb plädiert er für eine Privatisierung der Geldschöpfung. Ganz Mainstream-Ökonom erklärt Hayek die fundamentale Gleichgewichtsbedingung der modernen (Geld-) Wirtschaft – «Sparen = Investieren» – als eine durch einen «natürlichen» Zinssatz bestimmte Bedingung. Sinkt der reale Zinssatz unter den natürlichen, so wird entspart, was neue Liquidität für Investitionen bildet – und umgekehrt: Steigt der Zinssatz, so wird weniger investiert und verhältnismässig mehr gespart. Dadurch fällt die Wirtschaft in eine Rezession, es wird weniger konsumiert und folglich immer weniger investiert. Durch das Absacken der Geldnachfrage

sinkt der Zinssatz wieder bis auf sein natürliches Niveau und die Wirtschaft hat ihr Gleichgewicht wieder gefunden. Es hat also eine natürliche Anpassung stattgefunden. Im ersten Fall, in dem der Zinssatz zu tief ist, stellt sich nun die alles entscheidende Frage (wir befinden uns in Zeiten der grossen Depression): In *was* wird investiert und wie bzw. durch wen geschieht die Investitionsentscheidung? Für Keynes hat allein der Staat, bzw. die Zentralbank, den ausreichenden Überblick, um die Allokation dieser Investitionen vorzunehmen. Ja, mehr noch: Folgen die Unternehmen nicht den staatlichen Unterweisungen, bzw. seinen wirtschaftspolitischen Anreizen, so muss er selbst intervenieren und die Investitionen selbst im Falle eines *deficit spending* in die Hand nehmen. Für Hayek hingegen hat der Staat bzw. die Zentralbank diesen Überblick *nicht*. Für ihn kann infolge der zu grossen Komplexität des modernen Wirtschaftssystems kein Zentralorgan über genügend Informationen verfügen, um solche Entscheide zu fällen. Im Gegenteil: Fällt er sie, so ist die Wahrscheinlichkeit von Fehlinvestitionen grösser, als wenn man diese Entscheidungen denen überlässt, die die Konsequenzen davon zu tragen haben: den Unternehmern.

Die zweite Phase von Hayeks Denkweg dreht sich folglich um diese Informationen oder besser gesagt um die Funktion von Wissen in einer komplexen Gesellschaft. Hierauf baut er seine Preistheorie. Denn Preise sind für Hayek kondensiertes Wissen, d.h. eine blosser Zahl, die in sich Unmengen von Informationen konzentriert, die der Käufer aber nicht zu wissen braucht. Preise sind dabei Knappheitsindikatoren, die dem Käufer als Informationsgrundlage ausreichen, um seine Kaufentscheide zu fällen. Bevor man überhaupt an Internet denken konnte, erschien Hayek die

Welt als eine «Grosse Gemeinschaft», die idealerweise über ein globales Preissystem zusammengefügt wurde. Somit ist er der Erste, der die Welt als ein Netzwerk, das heisst als eine sich spontan bildende dezentrale Ordnung dachte. Lange bevor es das *World Wide Web* gab und noch viel länger, als die Blockchain-Technik entwickelt wurde, war die Idee einer durch Wissen, wohlgermerkt durch ein Preiswissen, zusammengebundenen Welt geboren.

Um diese sich spontan bildende Ordnung zu erklären, rekurriert von Hayek auf das Dogma einer jeden Markttheorie, nach dem die nicht-intendierten Folgen von individuellem, intentionalem Handeln mit der Zeit automatisch auf ein Gesamtgleichgewicht tendieren. Dieses wie durch eine «unsichtbare Hand» bewirkte Gleichgewicht ist insofern kein Zufall, als es im Interesse jedes Unternehmers liegt, seine Investitionen nach dem Prinzip der bestmöglichen Faktorallokation zu tätigen. Und hier kommt nun Hayeks evolutionärer Gedanke ins Spiel: Dieses (ungewollte) Gleichgewicht entsteht durch die laufenden, kompetitiven Anpassungen der einzelnen Unternehmer. Konkurrenz zwingt zu Risikonahme, Kreativität und Antizipation, d.h. zu einer spezifisch menschlichen Form von Fitness, dessen Hauptträger der Unternehmer ist. Hier ist Hayek ganz im Fahrwasser von Schumpeters «schöpferischer Zerstörung», liest aber diese Form von Kreativität als einen universellen evolutionären Prozess. Ihm sind nicht nur Wirtschaftsgüter und Dienstleistungen unterworfen, sondern die Welt der Kunst, der philosophischen und politischen Ideen, ja sogar der einzelnen Lebensform. Hierin ist von Hayek durchaus ein Utopist, der glaubt, dass eine solche spontan gebildete, evolutionäre Ordnung die bessere Option darstellt als der «Weg zur

Knechtschaft», d.h. in den Sozialismus. Gleichwohl ist er nicht, wie von Mises, ein konsequenter Staatsgegner oder ein Wegbereiter eines Anarcho-Kapitalismus oder Libertarismus. Er plädiert für einen Minimalstaat mit bestimmten regulatorischen Funktionen, darunter die Garantie eines Mindesteinkommens.

Die Österreichische Schule baut ganz auf Carl Menger und das heisst auch auf Mengers Geldtheorie auf. Geld ist in erster Linie ein Tauschmittel. Wo aber von Mises Geld lediglich als eine Ware betrachtet, deren Wert durch Nachfrage und Angebot bestimmt wird, argumentiert von Hayek wissensökonomisch. Auch wenn seine Theorie, wie einst Schumpeter boshaft sagte, eine Ökonomie für Millionäre und Sklavenhalter ist, ist für von Hayek Geld vor allen Dingen ein unentbehrlicher Informationsträger, der die Welt zu einer grossen Gemeinschaft macht. Diesem genialen Gedanken kann man sich nicht entziehen, muss aber auch seine Konsequenzen sehen. Indem Geld den gesamten Reichtum unseres Planeten auf eine blosser Zahl reduziert, ist Wirklichkeit nur noch, was durch sie ausgedrückt wird. Möge daraus vielleicht eine spontane Ordnung entstehen, möge diese Ordnung sogar evolvieren, möge sie vielleicht eine bessere Faktorallokation gestatten, allein in ihr hat das Medium Geld das Medium Sprache abgelöst. Und Gedichte, Liebeserklärungen, grosse Dichtungen und Ansprachen lassen sich nun mal nicht durch dieses Medium ausdrücken.

Literatur

- Hennecke, Hans Jörg: *Friedrich August von Hayek zur Einführung*. Junius Verlag, Hamburg, 2008.

Ludwig von Mises (1881–1973)

«Gesundes» Geld



Wie sein Freund Friedrich von Hayek tritt Ludwig von Mises für eine Entnationalisierung des Geldes ein. Zentralbanken sollten kurzerhand durch Geschäftsbanken abgelöst werden, und diese könnten sodann ihr eigenes Geld «drucken». Das Konkurrenzprinzip würde den Rest machen, frei nach Gresham, nur in umgekehrter Reihenfolge: Das gute Geld würde das schlechte aus dem Geldmarkt verdrängen. Das ultraliberale Argument ist und war dabei immer dasselbe: Der Staat, indem er die Notenpresse in Gang setzt, finanziert dadurch seine exzessive Bürokratie und straft dazu noch den Bürger, indem er eine Inflation provoziert. Der Unterschied zu von Hayek besteht jedoch darin, dass von Mises diese Geldschöpfung durch entsprechende Rücklagen absichern möchte, am besten durch Gold.

Vita

Ad 1881 in Lemberg geboren, nach Rechts- und Wirtschaftsstudien in Wien, namentlich als Schüler der damals grössten Grenznutzentheoretiker Carl Menger und Eugen von Böhm-Bawerk, schrieb Ludwig von Mises 1912 seine bahnbrechende Habilitationsschrift *Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel* (1924 erweitert). Wegen seines Charakters, seiner denkerischen Radikalität, und nicht zuletzt weil er jüdischer Abstammung war, wurde ihm eine brillante Universitätskarriere versagt. Von 1913 bis 1934 war er Finanzrat an der Wiener Wirtschaftskammer und parallel dazu (unbezahlter) Privatdozent an der Universität Wien. 1934 emigrierte er nach Genf, wo er am *Institut des hautes études interationales* bis 1940 blieb, und schliesslich nach New York. Hier diente er bis 1969 an der New York University als Extraordinarius. Seine einflussreichste Periode war die Wiener Zeit. Er unterhielt ein Privatseminar, in dem sich regelmässig Ökonomen,

Philosophen und Sozialwissenschaftler wie Friedrich von Hayek, Eric Voegelin, Fritz Machlup, Oskar Morgenstern, Alfred Schütz oder Gottfried Haberler trafen. Sie werden für das ökonomische Denken des 20. Jahrhunderts massgebend sein.

Thematik und Werk

Ganz in der Menger'schen Tradition der Grenznutzenlehre stehend ist für Ludwig von Mises das Geld das *allgemein akzeptierte Tauschmittel*. Geld ist ein Gut wie jedes andere Gut, doch mit der Besonderheit, dass es das Gut ist, das am einfachsten gegen andere Güter eingetauscht werden kann. Man muss dabei verstehen, dass sein Preis null ist, denn es dient nur dazu, eine Gütermenge A gegen eine andere bestimmte Gütermenge B auszutauschen. Von Mises steht dabei in derselben Denkschule wie seine grenznutzentheoretischen Mitstreiter, dem walrasianischen Modell des Allgemeinen Gleichgewichts, demzufolge der

Marktmechanismus unter idealen Bedingungen das Angebot aller zur Verfügung stehenden Güter mit deren Nachfrage in Deckung bringen kann.

Schon in seiner ersten Schrift, die ihn überraschend bekannt gemacht hatte, *Die Gemeinwirtschaft* (1912), hatte von Mises den Nachweis erbracht, dass ein Planmodell unmöglich sei. Als Student war er sozialistischen Ideen sehr angetan, kam aber zur für ihn logisch überzeugenden Folgerung, dass insbesondere die Planung von Investitionsgüterangeboten mangels eines effizienten Preisbildungsprozesses nicht möglich war. Es war also nicht politisch, sondern wissenschaftlich-logisch gedacht, wenn er von nun an das Marktmodell privilegierte. Und er tat dies mit einer unbeugsamen Stringenz, die er sein ganzes Leben durchhielt. Hier unterscheidet er sich von seinem Freund Friedrich von Hayek: Plädiert von Hayek für eine Ultraliberalisierung vor allem aus ideologischen Gründen – die er in späten Jahren durch seine Evolutionstheorie zu untermauern versucht –, so ist die Stärke (und die Schwäche) des misianischen Ansatzes vornehmlich logisch begründet. Man kann selbstverständlich seine Modellannahmen, die er in seiner Praxeologie entwickelt, in Zweifel ziehen, die Stringenz seiner logischen Ableitungen ist jedoch unverkennbar.

Léon Walras' Verdienst war es, Adam Smith' «unsichtbare Hand», die wie durch Magie die wichtigsten Koordinationsleistungen des Marktes hervorbrachte, mit seinem mathematischen Modell des Allgemeinen Gleichgewichts beweisen zu haben. Der Haken an der ganzen Sache war das Geld. Es figuriert nicht in Walras' Modell – oder eben als eine Ware mit einem Preis von null. Ein Hauptanliegen von Mises' war daher die Frage, was dann *den Wert des Geldes, also seine Kaufkraft, ausmacht*. Warum wird Geld über-

haupt nachgefragt? Von Mises' Antwort ist eine doppelte: Einerseits fragen Menschen Geld nach, um mit der *Unsicherheit* fertig zu werden, die ihr Handeln prägt. Hätten sie perfekte Voraussicht über das, was künftig geschieht, hätten sie also perfekte Information, so bräuchten sie kein Geld. Im Geld hat der handelnde Mensch sozusagen das Universalmittel gegen diese Unsicherheit gefunden. Daher auch seine Befürwortung des Goldstandards und seine Ablehnung des Fiat-Geldes. Dem (Gold-)Geld kann man vertrauen, dem Staat nicht. Das lässt sich folgendermassen begründen: Für die klassische Geldtheorie war Geld lediglich ein Schleier, der die wirklichen wirtschaftlichen Tatsachen verdeckt. Annahme war, dass jedes Wirtschaftssubjekt intuitiv den Wert einer Ware kennt und das Geld lediglich als Zahlungsmittel dient. Andererseits war von Mises' wesentlicher Beitrag, dass er die klassische Geldtheorie mit der Grenznutzenlehre Mengers verband und ihr so eine mikroökonomische Fundierung gab. Dabei behandelte er Geld als ein Gut wie jedes andere, dessen Preis durch Angebot und Nachfrage bestimmt wird, wobei dieser Preis in seiner Kaufkraft besteht. Dabei verfällt man gemeinhin einem logischen Zirkel, da die Nachfrage nach Geld ja selbst durch dessen Kaufkraft bestimmt wird. In seinem Regressionstheorem findet Mises einen Ausweg, indem er zeigt, dass sich die Nachfrage nach Geld heute durch dessen Kaufkraft am Vortag erklären lässt und diese vom Tag zuvor usw. Für von Mises geht daher der «älteste Geldwert auf den Warenwert des Geldstoffes zurück», d.h. auf Gold und Silber.

Es sind diese beiden Antworten auf die Frage, wie Geld in ein Modell integriert werden kann, das es ausschliesst, welche die Originalität Ludwig von Mises' ausmachen. In einem gewissen

Sinne kommt Ludwig von Mises sehr nah an keynesianische Positionen heran, indem er die Neutralität des Geldes, wie sie die Standardökonomie immer wieder und immer noch behauptet, in Frage stellt. Änderungen des Geldumlaufs beeinflussen nicht nur die Preise, sondern auch die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes sowie das reale Produktionsvolumen. Zudem reagieren die Preise nicht synchron, sondern in unterschiedlichem Tempo und Volumen auf Änderungen der Geldmenge. Das verschiebt die Preisrelationen, beeinträchtigt die Signalfunktion der Preise und führt zu Fehlallokationen. Überhaupt ist dieses Thema der Fehlallokationen ein ständiges Anliegen des Österreicherers. Er zeigt, wie eine übermässige Geld- und Kreditexpansion monetäre Blasen auslöst, die zu Fehlinvestitionen führen können. Platzt diese Blase, so versucht die Zentralbank sie mit noch mehr Geld und Kredit zu noch niedrigeren Zinsen zu bekämpfen, was weitere Boom-Bust-Zyklen auslöst. Dazu kommt, dass diese Preisschwankungen auch soziale Auswirkungen haben, weil hier das «first served»-Prinzip gilt, indem die Schnellsten, Bestinformiertesten und die am meisten über liquide Mittel Verfügenden auf diese Schwankungen am besten reagieren können und sich dadurch strategische Vorteile verschaffen. Mises betrachtet also die Zentralbank nicht als *lender of the last resort*, sondern als antizyklische Agentur, die statt Krisen zu dämpfen diese noch potenziert. Daher sein Plädoyer für eine Entnationalisierung des Geldes.

Der Unterschied zu Keynes ist ebenso gross. Das starre Menschbild von von Mises' Praxeologie, das einen *homo superoeconomicus* postuliert, unterscheidet sich von Keynes' feinsinniger Psychologie, die gewissermassen die Erkenntnisse der Psychoanalyse in sein Menschbild integ-

riert. Für den Österreicher hat der Mensch nur Bedürfnisse, für Keynes hat er Bedürfnisse und Triebe. Und es sind diese Letzteren, die dem Geld seine diabolischen Eigenschaften geben.

Ludwig von Mises' Erbschaft kennt heute zwei Fronten. Auf der einen Seite wurde er durch sogenannte Anarcho-Kapitalisten wie Ayn Rand und Murray Rothbard vereinnahmt, die für einen radikalen Libertarianismus kämpfen, d.h. für eine vollumfängliche Abschaffung des Staates. Auch hier spielt der ideologische Hintergrund seine Rolle. Von Mises war ein unbeugsamer Liberaler aus logischen, nicht aber aus ideologischen Gründen. Die Positionen einer *Tea Party* hätte er nur deshalb schon verurteilt, weil ihm diese ideologischen Begründungen allzu durchsichtig erschienen wären. Eine solche Instrumentalisierung hätte er sich wohl kaum gefallen lassen. An der anderen Front wird die Idee einer Volldeckung privater Geldschöpfung durch verschiedene Akteure aus der Finanzbranche wieder aufgenommen. Dabei wird nicht an Volldeckung durch Gold gedacht, sondern an Deckung durch möglichst sichere Anlagen. Die ganze Frage, die sich stellt, lautet: Wer prüft die Sicherheit dieser Anlagen? Die heillose Verwirrung, die im letzten Jahrzehnt die Rating-Agenturen gestiftet haben, lässt erwarten, dass es doch «ein bisschen Staat» sein muss, der dafür Sorge tragen sollte. Das wäre die Mindestanforderung, damit die Idee eines «gesunden Geldes», wie es von Mises im Sinne hatte, verwirklicht werden könnte. Der Staat, der also durch die grosse Tür geschasst worden war, kommt durchs kleine Fenster hinten wieder rein.

Literatur

- Von Mises, Ludwig: *Theorie des Geldes und der Umlaufmittel*. Duncker & Humblot, Leipzig, 1912.

Max Weber (1864–1920) Teil 1

Geld oder (rationaler) Geist?

Max Weber, einem der Begründer der modernen Soziologie, verdankt man ein epochales Werk zur Entstehung des modernen Kapitalismus und ein riesiges Konvolut, *Wirtschaft und Gesellschaft*, in dem er die soziologischen Begriffe genau definiert, die Themen dieser damals neuen Wissenschaft festlegt und sich schliesslich der Kardinalfrage stellt, wie in einer «entzauberten» (durchrationalisierten) Welt ein *ethos* bestehen bleiben kann, das unser Zusammenleben als «menschlich» charakterisiert. In diesem Rahmen stellte er sich der Geldfrage – wie man sehen wird, nicht ohne grösste Mühen.



Vita

Max Weber hatte ein schwieriges Leben. Aus grossbürgerlichem Hause – die Grosseltern waren allesamt Textilbarone, ihre Kinder wurden einflussreiche Politiker – war er sowohl gesundheitlich als auch sozial ein Sonderfall. Ein *Hydrocephalus* machte ihm zeitlebens zu schaffen und sein sozialer Kreis war eine geschlossene Familie. Er wuchs auf als sehr privilegiertes, aber auch extrem beschütztes, von der Umwelt abgeschnittenes Kind. Sehr früh machte sich eine schier monströse Arbeits-, Erinnerungs- und Verstandesgabe bemerkbar. Er überflog alle Etappen der Schulbildung, sog Wissen förmlich in sich hinein, lieferte sich als Schüler, Student und Gelehrter wahnwitzige Rededuelle, war mit 29 Jahren Ordinarius für Nationalökonomie in Freiburg im

Breisgau – als urplötzlich eine Krankheit ausbrach, die ihn für den Rest seines Lebens an psychiatrische Kliniken und Rosskuren, Schlafmittelüberdosen und andere Drogen band. Seine schwere manische Depression ist, mit Dostojewskis Epilepsieanfällen verglichen, biografisch von grossem Gewicht. Hinzu kam, dass man ihn mit der Tochter seines mütterlichen Grossonkels verheiratet hatte. Daraus entstand eine platonische, «kameradschaftliche» Ehe mit Marianne, deren Lebensziel es wurde, dem Genie ihres Mannes ein Denkmal zu setzen; wohl zu Recht, aber auch zum Leid seiner Epigonen und Exegetiker, da Marianne recht unwirsch und eigenwillig mit dem hinterlassenen Werk verfuhr. Um Weber zu verstehen, muss man diese Geschichte eines leidenden Körpers dazuziehen, denn er mobilisierte

seinen immensen Geist nicht nur, um dem Rätsel der kapitalistischen Moderne auf die Spur zu kommen, sondern auch, um mit dessen Hilfe seine seelischen Qualen etwas dämpfen zu können.

Klar ist wohl, dass Weber der letzte Enzyklopädiiker der modernen Geistesgeschichte ist. Quer durch Rechtswissenschaft, Philosophie (Erkenntnistheorie), Geschichts- und Religionswissenschaft, Statistik und schliesslich die Soziologie – der er sich am Ende seines Lebens gänzlich verschrieben hatte – erschloss er sowohl ein soziologisches Paradigma und eine diesbezügliche Methode als auch eine universalgeschichtliche Abhandlung über die Kardinalfrage der Soziologie: die Geburt der Moderne, insbesondere des modernen Kapitalismus, und des Ausbleibens desselben in anderen Kulturen. Neben zahlreichen empirischen Arbeiten über Industriearbeit, Agrarrecht und Migrationsprobleme, höchst diffizilen Gedanken über die Wissenschaftslehre der Sozialwissenschaften und zahllosen politischen Texten hat sich Weber trotz seiner schweren Krankheit in grossangelegte editorische Projekte investiert. Er hat sich politisch engagiert, mitgeholfen, die Verfassung der Weimarer Republik zu schreiben. Und als ob das nicht schon genug des Guten gewesen wäre, hat er sich noch in wissenschaftliche Querelen verfangen, die ihm den Rest seiner enormen Schaffenskraft kosteten.

Es gibt wenige «Oger» wie Weber. Man muss sich ihnen mit Vorsicht und Respekt nähern. Nur ein Beispiel: Als einer seiner Biografen sich anlässlich einer Reise nach Rom in seinem Hotel eintragen wollte, schrieb er unter dem Namen: Weber, und unter dem Vornamen: Max, bevor er sich's versah und sich unter seinem richtigen Namen eintrug. Wenige Denker «übermannen» wie Weber, deshalb ist Vorsicht geboten.

Thematik und Werk

Es ist einigermaßen erstaunlich, dass der Autor der wohl berühmtesten, auf jeden Fall meist diskutierten These über Ursprung und Dynamik des kapitalistischen *Geistes* so wenig und, wenn überhaupt, in solch abstruser Weise über das Geld geschrieben hat.

Man muss sich diese Passage aus *Wirtschaft und Gesellschaft* zu Gemüte führen:

«§ 6. (als Geld, d.h. als) *Tauschmittel* soll ein sachliches Tauschobjekt insoweit heissen, als dessen Annahme beim Tausch in typischer Art *primär* an der Chance für den Annehmenden orientiert ist, dass dauernd – das heisst: für die in Betracht gezogene Zukunft – die Chance bestehen werde, es gegen andre Güter in einem seinem Interesse entsprechenden Austauschverhältnis in Tausch zu geben, sei es gegen alle (allgemeines Tauschmittel), sei es gegen bestimmte (spezifisches Tauschmittel). Die Chance der Annahme in einem abschätzbaren Tauschverhältnis zu anderen (spezifisch angebbaren) Gütern soll materiale Geltung des Tauschmittels im Verhältnis zu diesen heissen, *formale* Geltung die Verwendung an sich. *Zahlungsmittel* soll ein typisches Objekt insoweit heissen, als für die Erfüllung bestimmter paktierter oder oktroyierter Leistungspflichten die Geltung seiner Hingabe als Erfüllung konventionell oder rechtlich *garantiert* ist (*formale* Geltung des Zahlungsmittels, die zugleich *formale* Geltung als Tauschmittel bedeuten *kann*).

Chartal sollen Tauschmittel oder Zah-

lungsmittel heissen, wenn sie Artefakte sind, kraft der ihnen gegebenen *Form* ein konventionelles, rechtliches, paktiertes oder oktroyiertes Ausmass formaler Geltung innerhalb eines personalen oder regionalen Bereichs haben und *gestü-ckelt* sind, das heisst: auf bestimmte Nennbeträge oder Vielfache oder Bruchteile von solchen lauten, so dass rein mechanische *Rechnung* mit ihnen möglich ist.

Geld soll ein chartales Zahlungsmittel heissen, welches Tauschmittel ist.»

Geld ist bei Weber also in erster Linie ein Zahlungsmittel, das den Tausch für ein Gut bezweckt. Es ist *chartal*, insofern zur Akzeptanz als Zahlungsmittel kein Substanzwert vorausgesetzt werden muss. Es wird (um es kurz zu sagen) staatlich durchgesetzt. Beim Tauschmittel wird der Begriff «Chance» dreimal erwähnt, beim Zahlungsmittel das Wort «formal» und zwar in einem juristischen Sinne. «Chance» bedeutet «nicht zwingend, durch Übereinkunft» – man kann Geld nicht aufoktroyieren (um ein von ihm oft benutztes Verb zu zitieren). Es muss akzeptiert werden. Wird es aber akzeptiert, so ist seine Form zwingend, d.h. zwingend juristisch kodifiziert. Ökonomisch folgt Weber sichtlich Carl Menger, dessen Begriff der *Absatzfähigkeit* in der Definition genau umschrieben wird. Aber er argumentiert in erster Linie als Jurist. Wie Knapp, der auch Jurist war, fragt er sich, durch welche zwingenden Normen eine *Geldordnung* etabliert werden kann, für deren Durchsetzung der Staat verantwortlich zu sein hat. In diesem Sinne kombiniert er Menger und Knapp und findet so zu einer konventionalistischen, staatlich instituierten Geldtheorie, die

von seinen Schülern übernommen wird. Einer dieser Schüler war Robert Liefmann, der später als Notenbankpräsident massgeblich an der falschen Geldpolitik beteiligt war, welche die Weimarer Republik in die grosse Krise stürzte. Aufgrund Webers Gelddefinition verstand es Liefmann nicht, dass sich eine Geldordnung nicht einfach staatlich «aufoktroyieren» lässt, ohne Berücksichtigung der Marktprozesse; so drehte er bei den ersten Anzeichen einer Rezession den Geldhahn kurzerhand ab und beschleunigte damit die aus Amerika importierte Krise.

Man sieht auch, dass Weber in seiner Definition auf die beiden weiteren Funktionen des Geldes, die Mess- und die Thesaurisierungsfunktion, nicht zu sprechen kommt. Nicht dass sie nicht existierten, doch entspricht dies der Menger'schen Lehre, dass diese beiden Funktionen durch die Zahlungsmittelfunktion angeleitet, d.h. in ihr subsumiert werden. Wie bei Niklas Luhmann *reduziert* er Geld auf diese alleinige Funktion. So gesehen, wirkt Geld als Gleichgewichtsfaktor. Man zahlt und ist quitt; und das will heissen: 1. Es gibt keine *Geldbeziehungen* (der Tausch ist *liquidativ*) und 2. Geld kann nicht in Macht verwandelt werden und Macht in Mehr-Geld. Für Weber ist soziale Ordnung immer durch Herrschaft bewirkt, d.h. durch die Chance, die ein Souverän hat, seinen Willen gegen den Willen anderer durchzusetzen. Diese Herrschaft beruht auf Macht. Und Macht hat man, oder man hat sie nicht. Teilen kann man sie nicht. Insofern missversteht Weber den spezifischen Zusammenhalt der Moderne: Denn vielmehr als mit Macht eine soziale Ordnung durchzusetzen, beruht die eigenartige Motivation der Moderne, und das heisst seine geschichtlich ausserordentliche Expansion, auf dem durch das (moderne) Geld be-

wirkten Win-win-Mechanismus. Statt Ordnung durchzusetzen, macht man sie attraktiv. Macht und Geld sind daher zwei verschiedene Medien, die auch verschiedene gesellschaftliche Funktionen ausüben. Macht setzt durch, Geld reisst mit.

Sichtlich ist Weber bemüht, eine Definition des Geldes zu geben, die so genau wie möglich ist. Er weiss, welche Mühe die Nationalökonomie damit immer schon gehabt hat – und man muss boshafterweise nachfügen: und trotz (aber vermutlich nicht wegen) seiner Akribie auch weiterhin haben wird. Das Ziel seines *Handbuches der Sozialwissenschaften*, auf das hin er sein Hauptwerk, *Wirtschaft und Gesellschaft* (WuG), geschrieben hatte (und das er wegen seines vorzeitigen Todes nicht hat fertig schreiben können), war es, *Scheinprobleme* dieser Wissenschaften durch möglichst exakte Begriffe, man möchte fast sagen durch eine strikt-formaljuristische, systematische Definition ihrer Begriffe, ein für alle Mal zu beseitigen. Liest man weiter im (fertig geschriebenen) Kapitel über «Die soziologischen Grundkategorien des Wirtschaftens», so stösst man auf Passagen wie diese:

«§ 33. II. *Sperrgeld* soll jedes *nicht* hydromisch metallische Geld dann heissen, wenn es *Kurantgeld* ist.

Sperrgeld läuft um entweder:

α. als «akzessorisches», d.h. in einem anderen Kurantgeld des gleichen Geldgebiets tarifiertes Geld,

αα) in einem anderen Sperrgeld,

ββ) in einem Papiergeld,

γγ) in einem Verkehrsgeld. Oder es läuft um als:

β. «intervalutarisch orientiertes

«Sperrgeld. (...)»

Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. 5. Aufl., JCB Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1985, S. 102.

Ich mude dem geneigten Leser nicht zu, diesen Paragraphen ohne Wörterbuch zu lesen und sich zugleich Klarheit über das Wesen des Geldes zu verschaffen. Es genügt, ihn diagonal zu lesen, um zu sehen, wie sich Weber in einen juristischen Systematisierungsversuch versteigt, der ohne Zweifel etwas Manisches an sich hat. Indem er jeder Geldform einen anderen Namen gibt, zumeist jedes Mal einen weiteren Neologismus schafft, glaubt er, seinem «Rätsel» wie in einem imaginären Bestiarium auf die Schliche zu kommen. Und wenn ich eingangs gesagt habe, Weber habe «sichtlich wenig» über Geld geschrieben, dafür aber «möglichst abstrus», dann meine ich das im Gesamtkonzept seines Werkes, in dem die Wörter «Macht» oder «Herrschaft» an allen Ecken und Enden erscheinen, das Wort «Geld» hingegen ein Kümmerdasein fristet. Weber ist sich darüber im Klaren, schreibt er doch gleich zu Beginn:

«Es sei nachdrücklich bemerkt: dass hier nicht eine ‚Geldtheorie‘ beabsichtigt ist, sondern eine möglichst einfache terminologische Feststellung von Ausdrücken, die später öfter gebraucht werden.»

Kurzum, «später öfter gebraucht» wurde keins dieser Wörter, und seine «terminologische Feststellung» war alles andere als «einfach», sodass dieser kolossale Versuch Webers, Scheinprobleme der Geldtheorie beseitigen zu wollen, zugleich ein kolossales Scheitern darstellt. Nur ein sprechendes Detail: Eine kleine Recherche über das Adjektiv «hydromisch» auf Google ergibt genau 52 Treffer, eine selten kleine Zahl.

Es stellt sich die Frage, wie ein solch genialer Geist dazu kommt, das «Rätsel Geld» in solchem Masse zu verkennen.

Die Quellen Webers sind klar: Er kennt seinen Menger, seine Geldentstehungstheorie mitsamt ihren Fallstricken; er hat sich an Simmels *Philosophie des Geldes* abgearbeitet, vermutlich wie kein anderer, mit diesem ihn charakterisierenden, sonderbaren Gemisch aus Faszination und Empörung gegenüber der Legerheit seines Freundfeindes aus Berliner Zeiten. Vor allem aber kann er es sich nicht versagen, seiner unbestrittenen intellektuellen Referenz, Georg Friedrich Knapp, seinen Tribut zu zollen. Denn das ominöse Adjektiv «hylodromisch» ist das Werk Knapps. Das Sonderbare an Weber – für seine herrisch-zornige Art berühmt, Nicht-Ebenbürtige definitiv abzukanzeln – ist, dass er sich zeitlebens zwei menschliche Denkmäler gesetzt hat: seinen Lehrer im römischen Agrarrecht, August Meitzen (und nicht Theodor Mommsen, seinen akademischen Lehrer, sondern Meitzen, der heute als vergessen, auf jeden Fall als völlig unbedeutend gilt) und eben Georg Friedrich Knapp, dessen *Staatliche Theorie* das «grossartigste Werk des Faches» (will heissen der Sozialwissenschaften schlechthin) sein soll. Zwei Vaterfiguren, die er als Beispiele wissenschaftlicher Meisterschaft auf die Empore stellt und denen gegenüber ihm nie und nirgends – ihm, der nichts unkritisiert liess – in den Sinne käme, auch nur einen Hauch von Skepsis zu bezeugen.

Doch reicht es, Webers Probleme mit dem Geld auf einen Vaterkomplex zu reduzieren? Ich wage zu sagen: fast ... Doch das würde einen anderen, weitaus riskanteren Essay verlangen, der wenig mit Geld, aber viel mit Webers Psyche zu tun hätte. Man weiss, dass sich vieles in seiner Familie

um das Geld drehte. Und weil sein Vater grosse Teile seines Vermögens verprasst hatte, war Max praktisch sein ganzes Leben auf die Zuwendungen seiner Mutter und seiner Grosscousine, seiner Frau Marianne Weber, angewiesen. Wir hätten hier ein Problem der *Filiation*, d.h. Abstammung, das zwar faszinierend ist, jedoch weit über den Gegenstand dieses Porträts hinaus gehen würde.

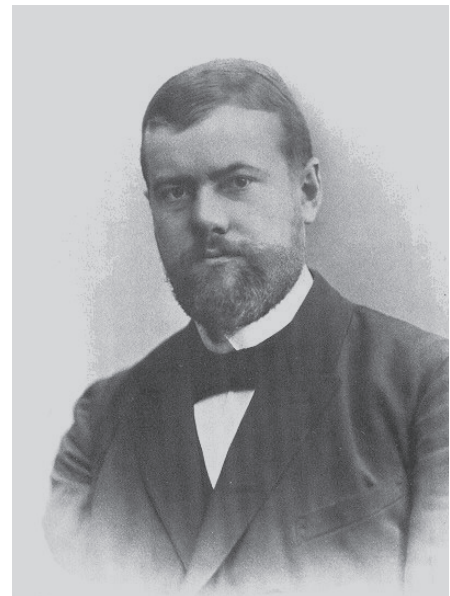
Literatur

- Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Mit textkritischen Erläuterungen hrsg. von Johannes Winckelmann, 5., rev. Aufl., Mohr, Tübingen, 1976.
- Weber, Max: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*. Drei Bände (zum Teil Überarbeitung früher erschienener Aufsätze). Band 1: Vorbemerkung, *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, Die protestantischen Sekten und der Geist des Kapitalismus* sowie *Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen* (Einleitung; Teil 1: *Konfuzianismus und Taoismus*); Zwischenbetrachtung, Tübingen 1920, 9. Auflage 1988.
- Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen 1921/22, 5. Auflage. 1972.

Max Weber (1864–1920) Teil 2

Der «Geist» des Kapitalismus

Eine der wichtigsten Fragen der modernen Soziologie ist die Frage nach der Entstehung des modernen Kapitalismus. Dass sich darin alles um das Geld dreht, ist zweifellos. Dennoch setzt Max Weber die Weichen ganz anders. Wir haben bereits gesehen, wie schwer er sich mit dem Geld tat. In seinem wohl berühmtesten Werk, *Die protestantische Ethik und der «Geist» des Kapitalismus*, macht er den Versuch, diese Entstehung auf seine religiösen Grundlagen hin zu erforschen. Was hat gerade gewisse Regionen Europas dazu «prädestiniert», diesen Kapitalismus zu entfalten, und nicht etwa China, das zu Beginn des 16. Jahrhunderts noch meilenweit unserem Kontinent überlegen war? Für Weber ist es das Trauma der Verdammnis, der ewigen Hölle, das die Protestanten dazu geführt hat, dem Menschen gewisse Erlösungschancen anzubieten, darunter die Erlösung durch materiellen Erfolg – was durch die Hintertür wiederum Geld als vortreffliches Mittel darstellt, diese Chancen so gut wie möglich zu kalkulieren.



Verglichen mit den bis jetzt vorgestellten Abstrusitäten kann man nur sagen: welch ein Unterschied zu Webers *Protestantischer Ethik (PE)*, der zu Recht berühmtesten soziologischen Studie seit Geburt der soziologischen Disziplin. Auch da ist von Geld die Rede, doch seltsamerweise finden wir kaum eine Passage, in der dieser für den Kapitalismus zentrale Aspekt explizit diskutiert wird. Geld geistert im Buch herum, wird in Fussnoten kurz gestreift, gekonnt umformuliert und meistens vermieden, doch keines eingehenden Gedankens für würdig befunden.

Dieses Buch (es waren zuerst zwei längere Arti-

kel) ist in erster Linie als ein dramatisches Szenario zu lesen, in dem es um die Erlösung des Menschen geht, d.h. um die alles gebietende Frage nach der Gnade Gottes. Ein Jahrtausend lang, seit Aurelius Augustinus, hatte die katholische Kirche jede Form von Rebellion gegen sie und die sie verkörpernde Ordnung mit der Erbsündenlehre wirksam unterbunden, indem den Gläubigen mit einer winzigen, vom Menschen weder beeinflussbaren noch verständlichen Ausnahme die ewige Hölle versprochen wurde. Man muss sich die verschiedenen literarischen und malerischen Ausgestaltungen dieser Drohung vergegen-

wärtigen (Dante!), um zu verstehen, in welcher Angst und Bedrückung die Menschen tausend Jahre lang lebten. Angesichts der ihnen versprochenen Höllenqualen waren sie bereit, schlichtweg alles, alle ihre miserablen Lebenszustände, all die Ungleichheit und Unsicherheit, all die Unfreiheit zu akzeptieren, wenn sie nur die geringste Chance haben sollten, diesem furchterregenden Schicksal zu entgehen. Der sadistisch zu nennende Leitsatz der Kirchendoktrin lautet: Wähne dich glücklich, noch am Leben zu sein, denn was diesem Leben folgt, sind die ewigen Gräuel der Hölle. Akzeptiere also dieses Leben, denn, verglichen mit dem, was dich erwartet, kann es durchaus als ein Paradies erscheinen. Und: Solltest du die leiseste Chance haben, *nicht* in die Hölle zu fallen, so nur, wenn du dich mit deinem Schicksal abfindest. Eine besseres und rabiateres Mittel der sozialen Kontrolle hat es in der Menschheitsgeschichte nicht gegeben. Tausend Jahre lang herrschte also eine Kollektivpsychose genannt *Höllenangst*. Diese Angst band das Abendland zusammen und erklärt seine ungeheure Statik, genannt Mittelalter. Hinzu kommt, dass kurz vor Beginn der Neuzeit, als das Abendland im Begriff war, der Grossen Pest zu erliegen, die Menschheit das Attest dafür erhielt. So oder ähnlich sollte es in der Hölle sein.

Man kann somit die Neuzeit klar als geglückten Versuch betrachten, diese Höllenangst durch alle Mittel der ästhetischen, intellektuellen und politischen Sublimation zu überwinden, die wundersame Auflösung einer theokratischen Kollektivpsychose.

Nun aber zu Weber. In einer solchen Dramatik hat er seine *Protestantische Ethik* nicht geschrieben, und wir mussten diesen Vorspann schreiben, um zu verstehen, dass die Reformationsbewe-

gung nur vor der Folie dieser primärsadistischen Kollektivpsychose zu verstehen ist, deren Hauptideologe Aurelius Augustinus war. Zu verstehen, was das Papsttum der Menschheit über 1000 Jahre lang angetan hat, übersteigt jedes menschliche Vorstellungsvermögen. Und das, um eine Institution (die katholische Kirche) und ihre Gesellschaftsordnung auf Dauer zu halten. Nur nebenbei bemerkt: Die *Erfindung* des Fegefeuers (vgl. Jacques Le Goff) ist daher ein ganz gelungener Trick, diese Höllenangst zu besseren Konditionen umzulagern.

Die Neuzeit entsteht nicht nur als Konsequenz der Schwarzen Pest, wie Egon Friedell zu Recht feststellte, sie beginnt auch, als dieser ideologische Primärsadismus einfach nicht mehr aushaltbar war. Denn die Reformation versprach einen winzigen, aber dennoch realisierbaren Ausweg – während der augustinische Gedanke die Erlösung ganz und gar der göttlichen Gnade zugeschanzt hatte. Angesichts der nicht mehr erträglichen Zerrüttung des Papstwesens und seiner Institutionen, der berüchtigten «Almosenablässe» (Indulgenzien) und des gesamten Ablasshandels, in denen es letztlich doch nur um den (schnöden) Mammon ging, setzte Martin Luther ein klares Zeichen der Hoffnung. Die göttliche Gnade, welche die augustinische Doktrin ganz und gar dem Willen Gottes unterstellt hatte, sei auch in den Händen des Gläubigen. Und zwar dann, wenn er «gute Werke» vollbringe, d.h. wenn er die von Gott *gegebene* Zeit in ein *Werk* verwandle. Hier zeichnet sich ein Ausweg ab, die göttliche Gnade zwar nicht zu erhalten, jedoch Zeichen davon lesen zu können. Das gelungene Werk ist ein Zeichen, oder in Webers Terminologie: eine *Chance*, um wenigstens zu wissen, dass man nicht der Verdammnis preisgegeben ist. Wenn man auch nicht

sicher sein konnte, gerettet zu werden, so konnte man seine Neugier stillen. In diese Bresche springt die Reformbewegung. Sie sieht, wie auf der einen Seite die katholische Kirche und der Papst in grösstem Pomp, mit den ärgsten Intrigen, den absonderlichsten Lebensführungen, kurzum im grössten Gegensatz zu den christlichen Werten, leben. Auf der anderen Seite müssen sich die Gläubigen unter dem Vorwand der Erbsünde mit den misslichsten Lebensbedingungen abfinden. Die Reformation sieht sich veranlasst, einen Appell zur Rückkehr an den Geist der Evangelien zu richten. Man muss zugeben, das ist ein gelungenes Stück theologischen Marketings. Vor allem im Norden des Christentums, wo der Würgegriff des Papstes nicht so unerbittlich durchgreift, bewirkt dieser Appell zur Moral und zur *Nächstenliebe* ein authentisches Gefühl von Rückkehr zu den Wurzeln des Wortes Christi. Wird der Appell noch gepaart mit dieser «Chance», zu erkennen, ob man auserwählt ist oder nicht, kann man den ideologischen Marketingfeldzug des Protestantismus nur allzu gut begreifen. Dabei wird immer ein Doppelargument gezückt: einmal ein Gewissheitsargument, die *certitudo salutis* (wie kann ich wissen, ob die göttliche Gnade mich trifft?) mit seinen pastoralen Anwendungen, ein andermal ein theologisches Argument, in dem es darum geht, die Erbsündenpsychose (du bist verdammt in alle Ewigkeit) durch die Rückkehr zur evangelischen Liebe Christi abzuschwächen.

Es stellt sich nur die Frage, um welche «Werke» es sich handelt. Bei Zwingli und den diversen Täuferbewegungen führt das Wort Christi durch permanentes mentales Training zu einer Form weltabgewandter Askese, die deshalb mit irgendwelchen wirtschaftlichen Bestrebungen nie in Kontakt kommen konnte. Bei Luther dominiert

das Handwerk und das pastorale Argument, wonach Arbeiten, vor allem körperliches Arbeiten an einem Hand-Werk, vom Sündigen ablenkt, das gute Werk selbst sozusagen schon eine Form von Ablass darstellt. Radikaler als Luther spitzt Johannes Calvin das *certitudo*-Motiv weiter zu: Als «Zeichen» kann nicht jedes «Werk» gelten, sondern nur das mit materiellem Erfolg gekrönte Werk. Hier liegt der Hase im Pfeffer. Denn Erfolg heisst bei Calvin wirtschaftlicher, *d.h. in Geld gemessener Erfolg*. Das Zeichen der Gnade kann nur derjenige als Chance einer möglichen Rettung verstehen, der durch seine Werke einen monetären Erfolg erzielt. Geld verdienen, ja akkumulieren ist alles andere als ein Zeichen von Gier, es ist eine geradezu manische Hoffnung, von Gott ein Zeichen zu erhalten, diese ominöse *certitudo salutis*. Kurzum, verständlich ist diese starrsinnige Fixierung auf ein Zeichen der Gnade vor dem Hintergrund der kollektivsadistischen Inquisition, wie sie der Katholizismus seit Augustinus praktiziert hat, als Ausdruck einer *Höllenangst* – in beiden Bedeutungen des Wortes, als höllische Angst vor der Hölle. Nur diese Angst erklärt die unglaublich starke Kraft der protestantischen Botschaft.

Max Weber hat den Vorspann, wie bereits gesagt, in seiner *Protestantischen Ethik* nicht in dieser Dramatik skizziert. Er geht, wie fast immer in einer gelungenen soziologischen Untersuchung, von einer statistischen Anomalie aus. Er stellt fest, dass in Deutschland im 19. Jahrhundert die protestantischen Unternehmensgründer viel zahlreicher sind als die katholischen, und dass die Kinder von katholischen Bürgern eher in das humanistische, die Kinder der Protestanten ins Realgymnasium gehen. Weshalb diese Präferenz der Protestanten fürs Werken, Gründen, Beschäfti-

gen, Machen? Nach dem, was wir bereits verstanden haben, ist die Antwort evident. Die Protestanten können ein Zeichen erwarten, während die Katholiken nur hoffen können, so lange wie möglich zu leben und durch die Vermittlung der Kirche und ihrer Institutionen die Verweildauer im Fegefeuer durch Busse und Almosen etwas zu verkürzen.

Ganz zu Beginn steht in der *Protestantischen Ethik* das berühmte Franklin'sche Sprichwort *Time is money*. Dabei geht es aber nicht in erster Linie um unsere individuell *genommene*, mechanisch gemessene (Lebens-)Zeit, sondern um die von Gott *gegebene* Weltzeit. Diese Zeit ist von strategischer Bedeutung. Natürlich gilt es, nach Benjamin Franklins Meinung, Zeit nicht zu verträdeln. Der tiefere Sinn aber liegt darin, dass die Zeit dem Menschen nicht gehört, sondern eine Gabe Gottes ist und sie aus diesem Grund nicht zu verträdeln ist. Eine Gabe weckt aber eine Gegengabe, und sie ist es, die Gott zurückgegeben werden muss. Ich befinde mich in der Schuld Gottes, weil er der Menschheit die Weltzeit gegeben hat und mir meine Lebenszeit. Und für die Protestanten ist dies die grosse Herausforderung: Ist sein Werk von Erfolg gekrönt, so ist dies ein Zeichen, oder wie Weber sagt, eine «psychologische Prämie». Diese Prämie wirkt umso motivierender, je klarer der Erfolg dokumentiert werden kann. Und eben deshalb spielt Geld eine solch eminente Rolle. Ob ein Hand-Werk, wie bei Luther, ein Erfolg ist, ist Ermessenssache: Was unterscheidet ein gutes Mass Korn von einem weniger guten? Ist dagegen der Erfolg in Geldreichtum ausgedrückt, so ist diese Prämie objektiv feststellbar. Das erklärt den ungeheuren Erfolg des Calvinismus und der auf ihm aufbauende Puritanismus. Dazu ist jedes Mittel recht, vorausgesetzt man

hält sich an das christliche Sündenregister. Der calvinistisch-puritanische Prämiensucher steht unter Zeitnot, es gilt, seine Lebenszeit so zu verwenden, dass durch sein Wirken Erfolge erzielt werden können. Und welches Mittel ist geeigneter, diesen Erfolg zu *messen*, als Geld?

Der Begriff Kapitalismus selbst wurde durch Webers Kontrahenten Werner Sombart geprägt. Sombart versuchte, Ursprung und Entwicklung des modernen Kapitalismus zu erklären und kam auf einen sehr reichhaltigen Katalog – von der Entdeckung neuer Silberminen im Erzgebirge bis zur Erfindung der doppelten Buchhaltung durch einen Epigonen Leonardos. Webers Verdienst ist es, in diesem Dickicht ein Prinzip ausgemacht zu haben, das wegen seiner Einfachheit und Systematik als das *kapitalistische Prinzip* schlechthin bezeichnet werden kann. *Als kapitalistisch gilt die Führung eines wirtschaftlichen Werkes, dessen Erfolge systematisch reinvestiert werden*. Der Kapitalist ruht nie, und er verwendet den Erfolg seines Wirkens für sich selbst nur gerade für seine bescheidene (asketische) Lebensführung. Je bescheidener, desto mehr Kapital kann reinvestiert werden, umso klarer die «Zeichen». Askese ist daher nicht ein Lebensziel, sondern lediglich ein Mittel, das kapitalistische Prinzip zu optimieren. Der protestantische Unternehmer ist nicht nur an dieses asketische Leben gebunden, er hat vor allen Dingen jeden Moment seines Lebens möglichst rational einzurichten. Diese Rationalität, die Weber in seinen Studien über Industriearbeit kennengelernt hat, sind die tayloristischen Methoden des *scientific management*. Sie haben die protestantischen Unternehmer unter allen Umständen vorzuleben und dadurch als Beispiele zu wirken. In diesem Sinne sind sie die Speerspitze der abendländischen rationalen Lebensführung.

Weber betont, dass zwischen dieser Ethik und dem Kapitalismus keinerlei kausale Zusammenhänge bestehen, sondern lediglich eine *Wahlverwandtschaft*. Es genügt nicht, Protestant zu sein (oder dass das Land über eine grosse Masse an Protestanten verfügt), damit man Unternehmer wird und aus diesem Unternehmertum der (westliche) Kapitalismus entsteht. Auch ein Katholik kann Unternehmer werden oder ein Hindu. Weber wurde in dieser Hinsicht oft missverstanden und zu Unrecht kritisiert. Dass es in Schottland Katholiken waren, die in erster Linie Unternehmer wurden, ist eine regionale Eigenart; sie schmälert jedoch keineswegs die Kraft des wahlverwandtschaftlichen Arguments. Weber unterstreicht lediglich, dass die Präsenz einer protestantischen Ethik die Chancen einer Gesellschaft erhöhen, einen kapitalistischen Geist auszubilden. Zahlreiche andere Faktoren – wie sie Sombart genannt hat – sind notwendig, um aus diesem Geist ein kapitalistisches Wirtschaftssystem entstehen zu lassen. Dennoch hat dieses geistige Element eindeutige Priorität und kann insofern der materialistischen Argumentation der Marxisten entgegengesetzt werden. Die Motivation eines Kapitalisten ist nicht, wie bei Marx, die Profitmaxi-

mierung im unbarmherzigen System des industriellen Maschinismus, der die einen dazu verurteilt, ihre nackte Arbeitskraft zu verkaufen, und die anderen dazu zwingt, aus dieser Arbeitskraft ein Maximum an Tauschwert zu pressen. Die Motivation ist massgeblich «idealistisch», d.h. ethisch-theologisch bedingt und zeichnet ein anderes Bild des Kapitalisten. Denn zu den «Werken», die seit Luther gefordert und gefördert werden, gehört auch ein philanthropischer Zug, der sehr gut zum paternalistischen Unternehmer des *Fin de Siècle* passt. Bei den Marxisten wird er lediglich als Methode einer noch grösseren Ausbeutung des Proletariats begriffen. Statt den Unternehmer à la Marx gegen den Weber'schen auszuspielen, wäre es daher gescheiter, zu untersuchen, ob es nicht um zwei Seiten derselben Medaille geht.

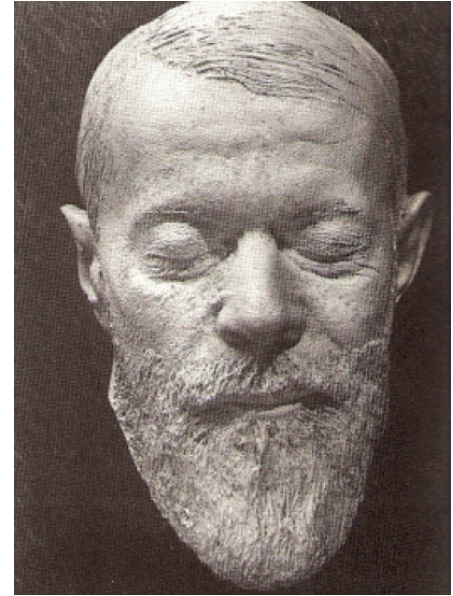
Literatur

- Weber, Max: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, Vollständige Ausgabe*. Herausgegeben und eingeleitet von Dirk Kaesler, 3., durchgesehene Auflage. Beck, München, 2010.

Max Weber (1864–1920) Teil 3

Das Gespenst des Kapitalismus

Wir kommen nicht drumherum: Wie Marx, so scheiterte auch Max Weber beim Thema Geld. Aber wie bei Marx ist dieses Scheitern instruktiv. Es hindert daran, definitive Erklärungen über Genese und Entwicklung der Moderne, bzw. des kapitalistischen Gesellschaftssystems, abgeben zu wollen. Beim Geld gilt demnach als einzige Devise: unablässiges Weiterfragen. Während bei Marx das Verhältnis zwischen Geld und Kapital problematisch und ungeklärt bleibt, so bei Weber das Verhältnis zwischen Geld und Macht. Wird der gesellschaftliche Zusammenhalt nur auf Macht bezogen, dann gilt Geld lediglich als eines seiner Instrumente. Und dabei verliert man die Macht des Geldes aus dem Visier.



Weber war ein zutiefst politischer Denker. Einer seiner besten (und Streitbarsten) Interpreten, Wilhelm Hennis, hat sein Werk auf eine Frage konzentriert: der Frage nach einer modernen, durchrationalisierten Gesellschaftsordnung mitsamt einem modernen (bürokratischen) Staatsapparat, der das unerlässliche Minimum moralischer Werte für ein geordnetes Zusammenleben garantieren könnte. Dazu mobilisiert Weber Termini wie «Macht», «Herrschaft» und deren «Legitimation». Für Hennis ist und bleibt die ethische Grundfrage im Zentrum von Webers Gesellschaftstheorie – Werte, die, wenn nötig, auch mit Gewalt durchgesetzt werden. Inwiefern nun diesen Werten in einer durch Geld erzielten Vergemeinschaftung zum Durchbruch verholfen wird, bleibt bei Weber schleierhaft. Er begnügt sich im entsprechenden Paragrafen von *Wirtschaft und Gesellschaft* mit der Minimaldevise «honesty is the best policy» als Voraussetzung dafür, dass nach Abbruch der Tauschbeziehung auch in Zukunft eine

solche Transaktion ins Auge gefasst werden kann. Mehr sagt Weber nicht. Viel Wert beinhaltet eine solche Handlungsmaxime nicht.

Weber hat also nicht nur den gesellschaftsbildenden Charakter des Geldes, seinen Beitrag zur Lösung des *social problem of order* (Thomas Hobbes) völlig unterschätzt, er war auch nicht in der Lage, seine ethische Forderung, die laut Hennis sein ganzes Werk durchzieht, theoretisch zu untermauern. Wir hatten bereits vier Erklärungen für Webers Scheitern zu geben versucht:

Erstens war Weber beeinflusst von Menger und Knapp und hatte dadurch einen eingeschränkten Geldbegriff. Geld nur als Zahlungsmittel zu betrachten, unterschlägt die Tatsache, dass Geld sich in Macht verwandeln lässt und Macht wiederum in Mehr-Geld. Hier spielt die Kapitalisierung- und die Thesaurisierungsfunktion eine wesentliche Rolle. Denn Mehr-Geld bringt exponentielle Vorteile gegenüber Weniger-Geld, das hatte Simmel zur Genüge dargestellt.

Zweitens hat Weber bei der anderen Kardinalfrage der Soziologie, wie soziale Ordnung möglich sei, hauptsächlich auf das Medium Macht abgestellt und nicht begriffen, dass die moderne Gesellschaft nicht auf einem Schuld-, sondern auf einem Bereicherungszusammenhang (*Win-win*) beruht, dessen zentrales Medium Geld ist. Ein Schuldzusammenhang muss mit Macht durchgesetzt werden; ein Bereicherungszusammenhang braucht nicht durchgesetzt zu werden, sondern bedarf lediglich des Geldes, um gemessen, unterstützt und moralisch legitimiert zu werden. Auf die Eigenarten des Bereicherungszusammenhanges ist Weber nie gekommen, obwohl es sich hier um eine Vergemeinschaftung von besonderer Wirksamkeit handelt.

Drittens hat Weber richtigerweise gesehen, wie diese Ordnung durch den modernen Rationalismus zustande kam, d.h. durch seine Vorhersehbarkeit, seine Routinen, seine bürokratischen Apparate und seine Kalkulierbarkeit charakterisiert ist, die Rolle des Geldes in diesem Prozess jedoch stark unterschätzt. Erst einige Jahre nach seinem Tod konnte Alfred Sohn-Rethel aufweisen, dass das Geld in der Moderne vor allen Dingen eine Denkform ist, die alle diese Charaktere des neuzeitlichen Rationalismus in sich auffasst. Die Geldabstraktion ist eine Denkleistung, die den ökonomischen Raum homogen macht. Man braucht darin nicht alphabetisiert zu sein, die Kenntnis des Zahlensystems genügt.

Viertens konnte er annehmen, dass Simmel das Thema zur Genüge behandelt hatte und bei Simmel die religiöse Komponente ganz und gar fehlt. Er sah keinen Grund dafür, seine wichtigsten Argumente der *Protestantischen Ethik* zu revidieren. Denn das hätte bedeutet, Gott und Geld zu verwechseln oder zumindest auszutauschen.

Letzteres wurde ein Jahr nach Webers Tod vom Philosophen Walter Benjamin in seinem Essay «Kapitalismus als Religion» wieder aufgenommen, indem er uns empfiehlt, «im Kapitalismus eine Religion zu erblicken, (...) (die) essentiell der Befriedigung derselben Sorgen, Qualen, Unruhen (dient), auf die ehemals die sogenannten Religionen Antwort gaben». Auf diese These werden wir in einem Benjamin gewidmeten Porträt zu sprechen kommen.

Max Weber sowie die meisten Sozialwissenschaftler nach ihm begehen einen kategorialen Fehler, indem sie die gesellschaftliche Ordnung auf die Ausübung von Macht innerhalb von spezifischen Herrschaftsstrukturen reduzieren. In seiner *Protestantischen Ethik* wurde diese wesentliche Frage jedoch nicht behandelt. Seine Absicht war es nicht, eine allgemeine soziologische Theorie aufzustellen, sondern sich der Hauptfrage der Soziologie zu stellen: Unter welchen speziellen Bedingungen hat sich der Prozess der abendländischen Rationalisierung, sprich der Modernisierungsprozess, abspielen können? Hätte er eine solche Theorie im Sinn gehabt, so wäre er unweigerlich auf das Problem gestossen, ob und wie eine solche kapitalistisch wirtschaftende Gesellschaft ihre strukturelle Stabilität ausgebildet und reproduziert hätte. Und dann hätte er einsehen müssen, dass mit Macht allein kein Staat zu machen ist. Ganz im Gegenteil, denn der kapitalistische Geist ist in mancher Hinsicht mit der «Aufoktroyierung» von Macht nicht vereinbar. Er sträubt sich dagegen, indem er immer wieder die unternehmerische Freiheit betont. Er akzeptiert zwar von oben aufoktroyierte diskretionäre Massnahmen, wenn es um das geordnete Funktionieren eines Gemeinwesens geht, verwirft aber – so wie es die Schweizerische Bundesverfassung

explizit formuliert – jegliche Form wirtschaftspolitischer Einmischung.

Dennoch ist ersichtlich, dass ein kapitalistisches Gesellschaftssystem stabil ist. Wir kennen es seit Ende des 18. Jahrhunderts und alle Anzeichen deuten darauf hin, dass es auch in näherer (oder späterer) Zukunft so sein wird. In meinem letzten Buch, *Hard Modernity*, versuche ich zu zeigen, dass diese Stabilität eher zu- als abgenommen hat. Um diese Stabilität zu erklären, wird immer wieder auf die koordinierende und motivierende Funktion eines *Marktes* hingewiesen. Ohne Berücksichtigung des Geldes ist der Markt jedoch nichts anderes als die *Befriedung* von Forderungen und Ansprüchen, deren konflikthafter Ablauf ohne ihn in nackte Gewalt ausartete. Eine solche Befriedung ist jedoch keineswegs stabil. Marktkräfte sind höchst konkurrenzanfällige Positionen, die immer in Chaos und Krieg auszuarbeiten drohen, wenngleich mit mehr oder weniger friedlichen Mitteln. Es ist daher bezeichnend, dass Weber nirgends das Marktevangeliem betet, sondern vielmehr auf Rationalisierung setzt, um den Anschein von gesellschaftlicher Stabilität zu wahren. Auf den letzten Seiten der *Protestantischen Ethik* malt Max Weber ein düsteres Bild des gegenwärtigen Kapitalismus. Wie es einst Friedrich Dürrenmatt anhand eines schönen Bildes ausgedrückt hat, sind wir in diesem Rationalisierungsprozess sowohl Gefangene als auch Wärter des mentalen Gefängnisses, das wir selbst eingerichtet haben.

Ganz zum Schluss seiner Studie schreibt er also:

«Der siegreiche Kapitalismus jedenfalls bedarf, seit er auf mechanischer Grundlage ruht, dieser Stütze nicht mehr. Auch die rosige Stimmung ihrer lachenden Erbin:

der Aufklärung, scheint endgültig im Verbleichen, und als ein Gespenst ehemals religiöser Glaubensinhalte geht der Gedanke der ›Berufspflicht‹ in unserm Leben um. Wo die ›Berufserfüllung‹ nicht direkt zu den höchsten geistigen Kulturwerten in Beziehung gesetzt werden kann (...), da verzichtet der Einzelne heute meist auf ihre Ausdeutung überhaupt. Auf dem Gebiet seiner höchsten Entfesselung, in den Vereinigten Staaten, neigt das seines religiös-ethischen Sinnes entkleidete Erwerbsstreben heute dazu, sich mit rein agonalen Leidenschaften zu assoziieren, die ihm nicht selten geradezu den Charakter des Sports aufprägen. Niemand weiss noch, wer künftig in jenem Gehäuse wohnen wird und ob am Ende dieser ungeheuren Entwicklung ganz neue Prophetien oder eine mächtige Wiedergeburt alter Gedanken und Ideale stehen werden, oder aber – wenn keins von beiden – mechanisierte Versteinerung, mit einer Art von krampfhaftem Sichwichtignehmen verbrämt. Dann allerdings könnte für die ›letzten Menschen‹ dieser Kulturentwicklung das Wort zur Wahrheit werden: ›Fachmenschen ohne Geist, Genussmenschen ohne Herz: dies Nichts bildet sich ein, eine nie vorher erreichte Stufe des Menschentums erstiegen zu haben.›»

Unschwer ist darin Webers Verachtung des modernen Menschen zu lesen, «dieses Nichts», das glaubt, das höchste Stadium der Menschheitsentwicklung erklommen zu haben. Gegenüber Simmel bringt er einen abgrundtiefen Pessimismus

zur Sprache. Immerhin hatte Simmel gerade die Nivellierung der Geldwirtschaft zur Chance gemacht, dass jeder darin, nimmt er einmal diese Nivellierung ganz ernst, die «Vornehmheit seiner Seele» unter Beweis stellen könne. Je gleicher, banaler und schnöder wir sind, desto mehr beinhaltet das Bewusstsein dieser Schnödheit die Möglichkeit, sie zu überwinden. Diese Chance ist bei Weber nicht geboten. Und wie wir uns mit diesem Schicksal arrangieren, überlässt er uns auch.

Ein Genie bleibt ein Genie, selbst in seinem Scheitern. Max Weber kommt das Verdienst zu, die Frage nach dem Kapitalismus an den Ort seiner bestmöglichen Behandlung geführt zu haben, ja, diese Frage so gestellt zu haben, dass sie endlich von den Sozialwissenschaften ernsthaft angegangen werden konnte. Dass der Kapitalismus *auch* religiösen Ursprungs ist, ist heute unbestritten. Nur hat Weber bei der anderen, vielleicht noch wichtigeren Frage, ob dabei Geld oder Geist wirksam wären, Letzterem eindeutig den Vorzug gegeben. Es ist der durchrationalisierte Geist, die «innerweltliche Askese», wie Weber sagt, der den Bann der «Verzauberung der Welt» durch die religiöse Magie gebrochen hat. Natürlich spielt Geld darin eine wichtige Rolle, aber, und hier sind wir im Herzen der Problematik, *nicht das Geld im modernen Sinne*, sondern lediglich als Werkzeug, wie es einst Platon und Aristoteles schon begriffen hatten. Eske Bockelmann hat Recht, wenn er behauptet, dass man dabei vom Geld im eigentlichen Sinne nicht sprechen kann, sondern Begriffe wie Tausch- oder Zahlungsmittel bevorzugen sollte. Das moderne Geld *als Medium* hat Weber

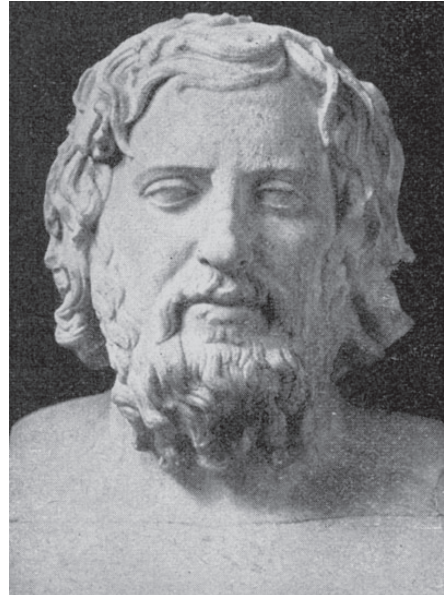
nicht verstanden, hat es nicht verstehen können, und hat deshalb den modernen Kapitalismus auf eine geistige Erscheinung reduziert. Darin wurde ihm ein immenser Erfolg beschieden – auch und gerade weil diese Argumentation eine radikale Gegenposition zur Marx'schen Theorie bildete.

Bei Weber fungierte stets Macht als Hauptmedium der Vergesellschaftung. Macht ist aber ein Medium innerhalb eines Nullsummenspiels: Einer hat sie, *weil* ein anderer sie nicht hat, und umgekehrt. Die Moderne aber ist ein Gesellschaftssystem, das sich vom Nullsummenspiel emanzipiert hat – und zwar in allen Belangen ihrer Seinsweisen. Sie hat es geschafft, die grosse Bewusstseinskrise der Entzauberung der Welt nicht durch ein neues Machtspiel einer geistig durchrationalisierten Welt zu meistern, sondern indem sie ein neues *Spiel* erdachte, in dem des einen Vorteil den Vorteil des anderen ermöglichen konnte. Und hier tritt Geld, modernes Geld, als das Medium auf, das Macht endgültig zu verdrängen verspricht, indem es glaubhaft macht, dass das Win-win-Schema eine neue universelle Glücksformel darstellt. Dass dies aber nur eine neue weitere Verzauberung ist, die zwar bei gewissen Ressourcen wie Wissen und anderen geistig-kreativen Gaben funktioniert, nicht aber bei Gütern, die fast alle knapp sind und daher zu Rivalität führend aufgefasst werden müssen, wurde durch den «Geldschleier» gekonnt verdrängt. Durch seine Fixierung auf Macht und seine Vernachlässigung des Geldes konnte Weber dieses fundamentale Charakteristikum der kapitalistischen Moderne nicht erfassen.

Xenophon (426 v.u.Z. – 355)

Die Geburt der Betriebswirtschaftslehre

Die Sache mit der Ökonomie beginnt mit Xenophon. Er ist der erste Verfasser einer «ökonomischen» Schrift. Dabei geht es nicht nur um die gute Hausverwaltung, sondern um eine ganze Lebensweise, die in Kontrast steht zum Leben in der Polis.



Vita

Xenophon – griechischer Philosoph, Armeeführer und «Hausherr» – war einer der prominenten Schüler Sokrates‘, ein reicher Oligarch, Vater der «Dioskuren», der auch in den Kreisen der Sophisten verkehrte. Er gilt als Begründer der politischen Philosophie und war der Erste, der über *leadership*, über die Kunst des Führens und des guten Haushaltens, geschrieben hatte.

Xenophon war Athener. Er stammte aus einer wohlhabenden Familie und wurde bereits in jungen Jahren (zwischen 410 und 401 v. Chr.) ein Anhänger des athenischen Philosophen Sokrates. Auch wenn die Bekanntschaft mit Sokrates nicht lange gedauert hatte (Xenophon verliess Athen 401 v. Chr., Sokrates starb während seiner Abwesenheit 399 v. Chr.), hielt Xenophon an Sokrates fest und verfasste lange Zeit später Dialoge, in denen Sokrates als Hauptakteur Gespräche mit anderen führt. Nachdem er als Heeresführer der Perser Armee berühmt, in Athen aber deshalb zur

persona non grata wurde, zog er sich auf sein Landgut zurück und verbrachte seine Zeit mit der Verwaltung seines Lands und mit der Abfassung seiner philosophischen Memoiren. In dieser Zeit entstanden die geschichtlichen Werke *Anabasis* und *Hellenika*, ebenso eine ökonomische Schrift und philosophische Dialoge. 367/366 wurde das Verbannungsurteil Athens über Xenophon aufgehoben, worauf er sich, nach 35 Jahren nach Athen zurückbegab. Er starb in Korinth.

Thematik und Werk

Von Belang sind hier seine hauswirtschaftlichen Schriften. Xenophon geht es vor allen Dingen um die sorgfältige Führung des «Grossen Hauses», die auf ethischen Prinzipien aufbaut. Von diesen Prinzipien werden die Regeln der Haushaltsführung abgeleitet. Ziel des Hauses ist, sich zu vergrössern, um seine Autarkie abzusichern und die harmonische Ordnung zu bewahren. Das Haus soll sich weder mit Handel oder Handwerk beschäftigen,

deshalb auch die strikte Trennung zwischen Ökonomik und Chrematistik. Das Geld ist zwar geduldet, doch insofern Haushalt und Handel getrennt sind, hat es im Haushalt nichts zu suchen. Direkt konnte Geld vom Hausherrn nur als Kriegsbeute oder beim Sklavenverkauf in die Hand genommen werden. Sonst wurde es als etwas moralisch Unreines wahrgenommen. Bei Xenophon kann man klar den Unterschied zwischen einer ethischen und einer wirtschaftlichen Betrachtung der Ökonomik sehen. Erst Aristoteles wird beide Ebenen trennen, was ihn dazu bringt, spezifisch *ökonomische* Zusammenhänge ins Auge zu fassen.

Der *oikos* ist ein komplexes Aggregat, zusammengesetzt aus drei Beziehungen, die der Hausherr (*despotes*) geschickt handhaben muss: einmal zu seinen Sklaven, dann zu seiner Familie und schliesslich die Ehebeziehung. Aristoteles wird, im Anschluss an Xenophon, betonen, dass diese «geschickte Handhabung» nicht Gegenstand einer Wissenschaft sein kann, sondern als eine besondere Lebensweise oder als eine besondere Lebenskunst betrachtet werden soll. Doch schon Xenophon sieht in dieser geschickten Handhabung die Bedeutung der Kontrolle (*episkepsis*, davon wurde später *episkopos*, der Bischof, abgeleitet) in allen Dingen und Geschäften des *oikos*.

In seinem *Oikonomikos* schildert Xenophon, wie er ein phönizisches Schiff besichtigt und erstaunt ist über die perfekte Ordnung aller Schiffsmaterialien, die auf diesem Schiff herrscht. Auf engstem Raum, wohlgeordnet und fest angebunden, muss ihre Ordnung so sein, dass der Schiffssintendant (*diakonos*) mit geschlossenen Augen all die Dinge finden kann, die für die Fahrt unentbehrlich sind. Im weiteren Verlauf geht es bei der *oikonomia* in gleicher Weise darum, all die Dinge dieser Welt (*chremata*) zu kontrollieren, damit sie

wohlgeordnet sind.

Die Karriere der *oikonomia* geht aber weit über den Rahmen des «Grossen Hauses» hinaus. So lässt sie sich in der römischen Rhetorik wiederfinden. Es geht dabei nicht nur um die «gute Ordnung» (*taxis*) der Argumente in einer Ansprache, sondern um ihre geschickte Auswahl (*diairesis*) und Analyse (*exergesia*).

Schon Aristoteles unterstreicht, dass die *oikonomia* nicht eine Wissenschaft (*epistemen*) sein kann, dessen Zweck das Gute (die Wahrheit) ist, sondern dass sie auf einen praktischen Zweck ausgerichtet ist, auf eine funktionale Ordnung (*taxis*), die sozusagen blindlings zu funktionieren hat, d.h. auf die Ausbildung einer Routine. Das ist schon bei Xenophon angelegt. Bei ihm beginnt etwas, was man ein «betriebswirtschaftliches Paradigma» nennen kann, d.h. eine Weltsicht in praktischer Hinsicht, die nicht auf metaphysischen Prinzipien, sondern auf menschlichen Qualitäten wie Scharfsinn, Zweckrationalität und Ordnungsliebe beruht. Die Ordnung der Dinge dieser Ökonomie ist ein auf die Praxis ausgerichteter Kosmos, in dem Geld keine Rolle spielt. Man kann sich aber leicht vorstellen, wie dieser Gegenstand, der nur am Rande toleriert wurde, mit zunehmendem Ausmass der *chremata* allmählich ins «Grosse Haus» hineinwächst. Dann ist es nur noch möglich, durch moralische Prinzipien sein Auswachsen im Zaume zu behalten. Dies wird die entscheidende Wende sein, die von Xenophon zu Aristoteles führt.

Literatur

- Osiander, Christian Nathanael: Xenophon's von Athen Werke. In: *Griechische Prosaiker in neuen Uebersetzungen*, J.B. Metzler, Stuttgart, 1827–1828 (Neuaufgabe 1943).

Viviana A. Zelizer (1946)

Die Multiziplität des Geldes

Die Soziologie hat neuerdings die Theologie und die Kulturkritik, ob von links oder von rechts, abgelöst, wenn es darum geht, die moralischen Dimensionen des Geldes zu untersuchen. Dabei stellt sie fest, dass auch in einer Geldgesellschaft die Akteure über Ressourcen verfügen, die versachlichenden und vergleichgültigenden Effekte des Geldes wirksam zu unterwandern. Viviana Zelizer spricht in diesem Zusammenhang von *multiple monies*, d.h. von einem soziokulturell stark differenzierten Gebrauch von Geld. Geld ist also ein nicht anonymes Medium, sondern es ist *markiert*. Man kann es umfunktionieren, mit ihm spielerisch umgehen, es in verschiedene «Kässeli» tun, kurzum: Wir sind ihm nie restlos ausgeliefert wie einer anonymen Macht, die wir nicht mehr beherrschen können. Ob dies bei der Entmaterialisierung des Geldes auch noch der Fall sein wird, ist und bleibt aber eine offene Frage.



Vita

Viviana Zelizer ist Professorin für Wirtschaftssoziologie an der Universität Princeton und wohl die prominenteste Vertreterin der Geldsoziologie in den Vereinigten Staaten. Nach Studien an der Rutgers und der Columbia University (PhD 1977) ist sie seit 1988 Professorin in Princeton. Durch ihre Arbeiten hat sie dieser Subdisziplin aus ihrem Schattendasein herausgeholfen und eine ganze Reihe von Nachfolgearbeiten initiiert, die heute aus der Geldsoziologie eine besonders aktive Forschungsdomäne gemacht haben. Ihre Thematik, grob umschrieben, handelt von der *moralisi-*

schen Seite der Geldgesellschaft, insbesondere der Frage, inwieweit eine Kommodifizierung von bislang preislosen Gegenständen moralisch, sozial und gesellschaftlich vertretbar ist. Sie nimmt dabei eine mutige Position ein: Sie zeigt, dass in vielen Fällen die Monetarisierung von bislang preislosen Gegenständen keine versachlichenden und vor allem keine *diabolischen* Konsequenzen auf soziale Beziehungen und Kollektive hat, sondern im Gegenteil den sozialen Zusammenhalt stützt. Es sind diese Fragen, die Bücher wie Eva Illouz' *Cold Intimacies* (2007) und Michael Sandels *What Money Can't Buy* (2012) erst möglich

gemacht haben. Ihre Arbeiten zeichnen sich durch ihren engen empirischen Bezug aus, d.h. durch die intensive Befragung der Geldverwendung in Alltagssituationen.

Thematik und Werk

Erstaunlicherweise wurde Zelizers Werk im deutschsprachigen Raum kaum rezipiert und übersetzt, obwohl sie zur Zeit die weltweit bekannteste und meist besprochene Autorin auf dem Gebiet der praktischen Geldsoziologie ist.

Wie so oft beginnt eine Forscherkarriere mit einer zündenden Idee, die man während der Abfassung seiner Doktorarbeit hatte. Zelizer widmete ihre Arbeit dem amerikanischen Lebensversicherungsmarkt, die sie in Buchform 1979 unter dem Titel *Morals and Markets* veröffentlicht hat. Sie stellt dabei den grossen Vorsprung fest, den dieser Markt Ende des 19. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten gegenüber allen anderen entwickelten Staaten verzeichnete. Ihr zufolge ist er damit zu erklären, dass es die amerikanischen Versicherer geschafft haben, diesem Geschäft seine unmoralische Dimension zu nehmen. Seitdem es Lebensversicherungen gibt, haftet an ihnen das Odem einer «Wette mit dem Tod». Zelizer zeigt nun, wie geschickt es die amerikanischen Versicherungsgesellschaften geschafft haben, dieses schlechte Bild so umzufunktionieren, dass der Aspekt der Wette durch denjenigen der fürsorglichen Hinterlassenenabsicherung ersetzt wurde. So wurden besonders junge und liberale Priester ausgesucht, um sie dazu zu motivieren, diese frohe Botschaft unter die Gläubigen zu bringen. Im selben Masse traten Lobbyisten in politischen Gremien und öffentlichen Medien auf, um für die prosozialen, ja gar philanthropischen Aspekte dieser Versicherungsformen zu werben. Alle Werbeslogans und

Verkaufsgespräche gingen in die gleiche Richtung. Dieser geschickte Marketingfeldzug gelang, so dass die Lebensversicherung nicht nur ihr Stigma verlor, sondern als durchaus legitimes Mittel verstanden wurde, Familienbände zu stärken.

Zelizer ist sich durchaus der trennenden (*diabolischen*) Macht des Geldes bewusst. Simmel war zur Zeit der Abfassung ihrer Doktorarbeit ein ungekröntes Haupt unter den Gründern der Soziologie und seine *Philosophie des Geldes* nur vom Hörensagen bekannt. Ihre Arbeit besticht gerade dadurch, dass sie frei von einer soziologischen Tradition, die in Sachen Geld immer nur kulturkritische Töne anschlug, nun auf konkreten empirischen Befunden fussend abgefasst wurde. Man wird wohl sagen, dass der Erfolg amerikanischer Lebensversicherungen nur auf einem schlaun Trick der ersten Marketingspezialisten beruht, aber in der Tat war es auch wirklich so: Die Vermarktung eines symbolischen Gutes hat die Gemeinschaftsbeziehungen nicht nur nicht beschädigt, sie hat sie im Gegenteil bekräftigt. Die diabolische Wette wurde so zu einem symbolischen Band.

Indirekte Unterstützung erhielt sie auch aus der marxistisch gerichteten Anthropologie, die damals eine nuanciertere Beschäftigung mit Geldbeziehungen forderte, wie sie zum Beispiel Maurice Bloch und Jonathan Parry in ihrem Aufsehen erregenden Buch *Money and the Morality of Exchange* (1985) in Angriff nahmen. Was sich dabei abzeichnete, wurde später mit dem Begriff «*special*» oder «*multiple monies*» ausgedrückt. Es ging darum, die holzschnittartige Abkantung des Themas, so wie sie eine bequeme Kulturkritik handhabte, aus ihren Angeln zu heben – nicht, um ihr aus prinzipiellen Gründen zu widersprechen, sondern um die Fakten sprechen zu las-

sen. Beide, das alltagssoziologische Terrain von Zelizer und die anthropologischen Analysen aus aussereuropäischen Kulturen, wiesen auf diversifizierte Gebräuche von Geld hin, von den zersetzend-versachlichenden bis zu den prosozial-integrativen Gebräuchen. Kurzum wurde der Tatsache Rechnung getragen, dass Geld ein ambivalentes Medium ist und bleibt. Auf die Spitze getrieben könnte man sagen: Es zersetzt dort, wo man glaubt, es integriere, und es integriert dort, wo man glaubt, es zersetze.

In ihren weiteren Untersuchungen ging Zelizer dieser Perspektive entlang immer weiter in Domäne, die man für «*priceless*» hielt, d.h. in Tabuzonen. So zum Beispiel bei der Frage, was den Preis eines Adoptivkindes ausmacht. Ob Alter, Schönheit, Geschlecht, Gesundheit usw. eines Adoptivkindes in den Kosten, die man bereit ist, auf sich zu nehmen, einen Niederschlag finden. Und sie beantwortet diese Frage mit einem differenzierten Ja. Sei es in Migrantennetzwerken, im täglichen Geldgebrauch von norwegischen Prostituierten oder in den finanziellen Zuwendungen innerhalb von Genossenschaften – überall stieß Zelizer auf denselben Sachverhalt: Unsere intuitiven Annahmen über das Geld erweisen sich oft als falsch, undifferenziert und restriktiv. Und diese Fehleinschätzungen entstammen dem kulturell-moralischen Kontext, in dem wir, Forscher und Gebraucher, stecken. So plädiert sie in keiner Weise für eine Rehabilitierung des Mediums, sondern für eine viel nüchternere, von kulturellen und moralischen Stereotypen befreite Betrachtung dieses ambivalenten Gegenstandes.

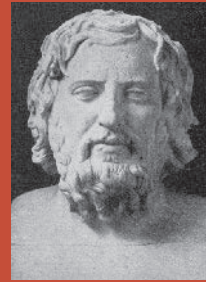
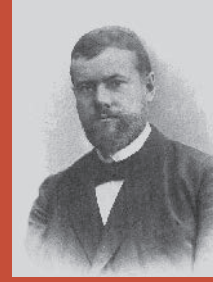
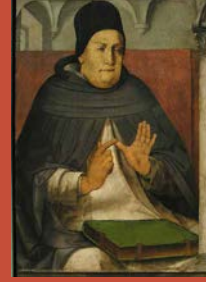
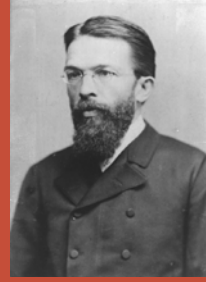
Kritik

Dadurch, dass Viviana Zelizer Simmel nur sehr spät wahrgenommen hat und auch die Simmel-

forschung vielerorts im Dunkeln getappt, mitunter nicht gesehen hat, dass das Phänomen der Dematerialisierung kein Sekundärthema, sondern der Hauptstrang seiner Geldtheorie ist, kann man ihr vorwerfen, selbst in eine Falle geraten zu sein. Die Menschen mögen zwar in ihren diversen Alltagserfahrungen und Kulturbereichen das Geld auf «multiple» Weise verwenden, mit der Dematerialisierung ist aber ein Prinzip am Werk, das diese Multiziplitäten weitgehend untergräbt. Mochten Menschen zwar in Zeiten, als Geld greifbar war, diese diversen Verwendungen von Geld bewusst wahrnehmen und danach handeln, so kann man den Umstand, dass dies mit zunehmender Dematerialisierung immer weniger der Fall sein wird, nicht von der Hand weisen. Wussten die norwegischen Prostituierten noch zwischen sauberem und «dreckigem» Geld zu unterscheiden, als sie mit Banknoten bezahlt wurden, so ist dieses «Splitting» des Geldes mit unsichtbarem Geld schlichtweg nicht mehr möglich.

Literatur

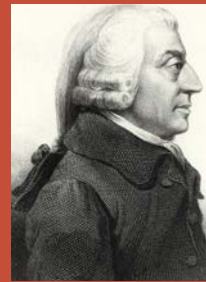
- Zelizer, Viviana A.: *Money Talks*. Co-edited with Nina Bandelj and Frederick Wherry. Princeton University Press, Princeton, NJ, 2017.
- Zelizer, Viviana A.: *The Purchase of Intimacy*. Princeton University Press, Princeton, N.J., 2005.
- Zelizer, Viviana A.: *The Social Meaning of Money*. Basic Books, New York, 1994.
- Zelizer, Viviana A.: *Pricing the Priceless Child: The Changing Social Value of Children*. Basic Books, New York, 1985.
- Zelizer, Viviane A.: *Morals and Markets: The Development of Life Insurance in the United States*. Columbia University Press, New York, 1979.



Die Grösse eines Denkens – so der rumänische Philosoph Constantin Noica – lasse sich daran messen, inwiefern es eine neue Idee in Umlauf gebracht hat; eine neue Idee, die folgenreich für die Erkundung der Welt und des Denkens selbst gewesen ist. Möge diese Idee auch absonderlich oder sogar falsch sein, das Wesentliche sei dabei, dass nach ihr die Welt und das Denken anders erscheinen, als sie bislang gedacht wurden.



Das gilt auch für das Geld. Die Grösse bzw. die Wichtigkeit eines Gelddenkers liest sich daran, wie er eine originelle Idee zum Geld lieferte, die unser bisheriges Denken zum Geld in neue Bahnen gelenkt hat.



Die vorliegenden Porträts von Gelddenkern decken eine breite Palette an Ideen ab und erstrecken sich über Jahrhunderte und zahlreiche Länder hinweg.

